

hundewiese arthur nersesian



hundewiese
arthur nersesian

scanned
by
Zentaur

A non profit organization

1.01

Als Mary Bellanova nach Hause kommt, hängt ihr Freund lethargisch vor dem Fernseher. Das ist an sich nichts Ungewöhnliches, doch Primo reagiert diesmal so gar nicht auf ihre Attacken. Erst nachdem er nicht mal Marys Nudelgericht angerührt hat, bemerkt sie, das ihr Lover tot ist. Mary staunt nicht schlecht: Zwar ist sie nicht zum ersten Mal verlassen worden, doch noch nie hat einer für seinen Abgang eine Bahre gebraucht. Gemeinsam mit Primos hinterbliebenem Hund Numb begibt sie sich auf die Spur in die Vergangenheit des Dahingeschiedenen. Dabei lernt Mary nicht nur ein Sammelsurium schräger Gestalten kennen, sondern auch eine ganze Reihe seiner neurotischen Exfrauen. Verwundert stellt sie fest: Primos Leben war bewegter als gedacht - aber auch Marys eigenes wandelt sich zu einem bunten Abenteuer im durchgedrehten Kosmos des New Yorker East Village...

hundewiese arthur nersesian

aus dem amerikanischen von

kerstin winter

mtv-buch



vgs

You and I, we will go to Avenues A and B
and see who will die first...
Ossip Mandelstam

1. Kapitel

Gibt es etwas Ätzenderes, als nach einem langen Arbeitstag die Tür zur eigenen Wohnung aufzumachen und den arbeitslosen Freund vor der Glotze zu finden, wobei die Art, wie er davor hängt, darauf schließen lässt, dass er den ganzen Tag noch nichts anderes getan hat?

Primo starrte wie ruhig gestellt auf den lärmenden Fernseher, über dessen Schirm die Bilder hektisch zuckten. Sein süßer Mund war lässig geschlossen. Numb, sein dämlicher Hund, hatte die schmale Schnauze unter Primos kleine knochige Hand geschoben und bewegte den Kopf leicht vor und zurück. Primo, in seiner Eigenschaft als Numbs Leittier, streichelte den permanent sabbernden Hund geistesabwesend.

Nur Numb - eine wüste Mischung aus jedem läufigen Köter, der je auf der Hundewiese in diesem Viertel herumgestreunt war - warf mir einen flüchtigen Blick zu. Ich widerstand dem immer drängenderen Bedürfnis, gemein zu werden. Ich fragte den coolsten aller Typen, ob er Nudeln wolle.

»Ja«, gab er zurück. Unsere East-Village-Bruchbude - eine der vielen, die Anfang des Jahrhunderts entstanden waren, um die Flut der Immigranten aufzunehmen - bestand aus einem Badezimmer, einer Küche, einem kleinen Wohnzimmer und einem noch kleineren Schlafzimmer. Unser Bett, eine große, alte Matratze, diente Primo gleichzeitig als Couch, auf der er seine Zeit vor der Glotze vergeudete. In den acht Minuten, die ich brauchte, um das Essen zu machen, erzählte ich ihm von den Tiefpunkten meines Tippsen-Tages. Obwohl er

zuzuhören schien, wusste ich, dass er lediglich auf das Ergebnis meiner kulinarischen Bemühungen wartete, während er auf den verdammten Fernseher starrte. Ingsenheim verachtete er mich.

Erst als ich ihm die Schüssel mit den zerkochten Nudeln in Olivenöl, zerdrücktem Knoblauch und ranzigem Parmesan brachte, fiel mir auf, dass er sich bisher nicht einmal dazu herabgelassen hatte, mir Hallo zu sagen. Latent aggressiv stellte ich die mäßig heiße Schüssel auf seine eingesunkene Brust.

»Und, was hast du heute für Talkshows gesehen?«, fragte ich, ohne meinen Arger noch länger unterdrücken zu können.

Meine Stimmung kümmerte ihn anscheinend wenig; er protestierte nur still mit seinem pathetischen Schweigen. Der Hund schnüffelte an dem Essen, doch der Mistkerl starrte einfach weiter auf den Bildschirm, ohne auch nur eine Gabel zu probieren.

»Okay«, sagte ich schließlich, während ich meine Hälfte der Low-Budget-Mahlzeit vertilgte. »Ich weiß, dass du dich nach einem Job umgesehen hast. Tut mir Leid.« Er hatte mir in den letzten Tagen immer wieder erzählt, dass er unermüdlich nach Arbeit suche, aber gerade die schlimmste Pechsträhne in seinem dreißig-und-irgendwas Jahre langen Leben durchmache.

Während des folgenden Schweigens drehte ich ein paar Nudeln auf die Gabel und beobachtete ihn. Er rührte seinen Teil nicht einmal an. Eine massive Beleidigung, da er sonst jeden Fraß runterschlang, den ich ihm vorsetzte.

»Lass es doch nicht an mir aus«, fuhr ich ihn offensiv-defensiv an. Immer noch keine Antwort. Seine dunklen Augen fixierten irgendeinen bescheuerten Werbespot. Vielleicht hätten ihnen Augentropfen gut getan. In dem Versuch, ihn zu provozieren, stand ich auf und schaltete auf einen anderen Kanal. Doch er war offenbar besonders abgefickt, denn er blieb einfach sitzen. Er griff nicht einmal nach der Fernbedienung.

Ich aß meine Nudeln, stand auf, nahm die Schüssel von seiner Hühnerbrust und ging mit ihr in die Küche, wo ich sie in die Spüle fallen ließ. Ich erwartete, dass er wenigstens jetzt sein Schweigen aufgeben würde, doch er behielt seine unerschütterliche Haltung bei.

Immerhin erhob sich Numb und kam zu mir in die Küche, um nach Futter zu betteln. Und dann musste ich doch grinsen. Es war einfach unglaublich. Ich fing an zu kichern - ich schaffte es nicht mehr, ernst zu

bleiben. Man konnte sagen, was man wollte - Primos Selbstbeherrschung war erstklassig.

Was mir letztendlich auffiel, war, wie trocken seine Augen aussahen. Sie hatten jeden Glanz verloren. Als ich mit dem Finger vorsichtig auf sein rechtes Auge tippte, zuckte er nicht einmal zusammen. Er war eiskalt.

Als ich Primos Kopf zurückbog, um seine Atemwege zu öffnen, knurrte der Hund. Ich versuchte Primo wieder zu beleben, aber konnte mich nicht erinnern, ob ich für jeden Atemstoß fünfmal auf seine Brust drücken musste oder ob fünfmal beatmen pro Herzmassage richtig war. Ich wusste nur, dass mir das alles zuwider war.

Joe Cool hatte versucht, es vor mir zu verbergen, aber ich wusste, dass er drückte. Niemand konnte so viel Junk Food in sich reinstopfen, tagelang nur Fernsehen gucken und dabei auch noch abnehmen. Einmal während unserer sechsmonatigen Beziehung fand ich beim Durchwühlen seiner geldfreien Taschen eine Broschüre von den »Narcotics Anonymous«.

»Bist du irgendwann mal abhängig gewesen?«, hatte ich ihn gefragt und mit dem Heftchen vor der plärrenden, flackernden Glotze rumgewedelt, die seine ganze Aufmerksamkeit besaß.

»Nicht wirklich«, hatte er geantwortet. Als der Werbeblock einsetzte, hatte er die Lautstärke runtergefahren und sich herausgeredet: »Drogen sind im East Village keine Abhängigkeit, sondern Tradition.«

Danach hatte er an seinen Fingern eine Reihe von langweiligen Beat-Autoren aufgezählt - Burroughs, Hubert Huncke, Alexander Trocchi -, alles Schriftsteller aus dem so romantisch verfallenen Hast Village, die durch Drogen angeblich ihr Bewusstsein erweitert hatten.

Ich hatte immer alles für ihn erledigen müssen, und um nicht wieder Single zu sein, atmete ich nun sogar für ihn. Schließlich gab ich erschöpft auf, schaltete den Fernseher aus und rief die 911 an. Ich sagte der Vermittlung bei der Ambulanz, dass mein Freund tot sei. Die Frau wollte wissen, welche Farbe sein Gesicht habe.

»Unter einer Sechzig-Watt-Birne hellblau«, sagte ich.

Erst jetzt bemerkte ich, dass sein Teint nicht auf das Flimmern des Schwarzweißfernsehers zurückzuführen war.

»Wie steif ist er?«

»Sehr steif.« Wie die Erektion, die er nie hatte.

Die Frau meinte, es höre sich an, als sei er schon länger tot.

»Wie heißt er?«

»Primitivo Schultz«, antwortete ich.

Ich dankte ihr, hängte ein und wartete auf den Notarzt für tote Freunde. Als ich eine Packung *American Spirit* in seiner Tasche fand, zündete ich mir eine an.

Im Laufe der letzten sechs Jahre hatten mich drei Freunde sitzen gelassen, aber Primo war der erste, der für seinen Abgang eine Bahre brauchte. Während ich Rauchwolken über seine sterblichen Überreste blies, zog ich Bilanz. Er war kein Spinner, kein Betrüger gewesen. Er hatte nie geschlagen, nie geklaut und nicht mal besonders viel genörgelt. Andererseits hatte ich mich ihm nie besonders nah gefühlt; Primo war beziehungsgestört gewesen, zwischenmenschlich schwer behindert.

Ich zog die Schreibtischschublade auf und holte die Valentinskarte, die er für mich gestaltet hatte, heraus. Unter einer schlichten Zeichnung, die vermutlich mich darstellen sollte, stand ein Gedicht, das er verfasst hatte:

EINDRÜCKE EINES SCHRIFTSTELLERS

Ein schwarzer Wust Haar wie aus Farbband-Salat,
Zwei Jahrtausende Schriftrollen und Hieroglyphen
Schwingen sich zu zwei schmollenden Lippen.
Wunderschöne Augen, blau gefärbt
Vom monochromen Leuchten des PC-Monitors.
Tastatur-manikürte Finger,
ein kursiv gestellter Verstand,
ein Zigarettenrauch-Hauch von Haltung.

Ich hätte augenblicklich Schluss machen sollen, als ich erfuhr, dass er »Lyrik« schrieb. Allerdings hatte er mir anfangs, als wir uns kennen lernten, gesagt, dass er Romanautor sei, doch wenn ich ihn gefragt hatte, was er denn schreibe, hatte er das nie weiter ausgeführt. Aber schließlich war ich noch niemals vorher bedichtet worden und

vermutlich gerade wegen dieser paar schmalzigen Zeilen bei ihm geblieben.

Obwohl meine Freundin Zoe ihn zuerst kennen gelernt hatte, war ihr gelungen, was ich nicht geschafft hatte - ihm zu widerstehen. Primo hatte eine dunkle, südländische Anziehungskraft; sein kurzer muskulöser Oberkörper erinnerte mich an einen römischen Zentauren, und er hatte den trockenen, resignierten Humor eines alternden Vertreters der Generation X. Aber ich hatte von Anfang an gespürt, dass da noch mehr war, hatte eine Intelligenz in seinen Augen erkannt, von der er wenig preisgab - ein Geheimnis, das er mit niemandem teilen wollte.

Während ich auf den Notarzt wartete, rief ich Zoe an, aber als ihr Anrufbeantworter ansprang, fiel mir ein, dass sie ja mal wieder verabredet war. Im Alter von einunddreißig litt Zoe unter Torschlusspanik. Sie hatte entsetzliche Angst vor einer einsamen, kinderlosen Zukunft. Also hatte sie einen Rundumschlag gestartet. Ob Partnervermittlung, »Sie sucht Ihn«-Rubrik oder Single-Websites - überall hatte sie ihre Anzeige hinterlassen. Zoe war eine große, vollbusige Blondine mit blauen Augen und einem etwas verwischten Lächeln, das auf die ein oder andere Party zu viel in ihrem Leben schließen ließ. Nachdem sie jahrelang herumgeflirtet hatte, stand sie nun an den Wühltischen und zankte sich mit den anderen Weibchen ihrer ausgebrannten Spezies um die letzten netten jüdischen Ehemänner.

Bei meiner dritten Zigarette begriff ich den wahren Grund dafür, warum ich nun mit einer Leiche dasaß. Er hatte mich im richtigen Moment abgefangen. Ganz einfach. Man hatte mich, sozusagen fünf Minuten vor zwölf, von der Halde geholt, auf der ich abgeladen worden war. Primo war alles, was Gregory, Freund Nummer drei, nie gewesen war: cool, wo Gregory hitzköpfig, al dente, wo Greg vom Leben weich gekocht war. Damals war das mehr als genug. In den vergangenen Wochen allerdings hatte sich die Kluft zwischen mir und Primo drastisch verbreitert.

Endlich hörte ich die Sirene. Ich öffnete das Fenster und sah, wie sich zwei Dicke in blauer Uniform aus dem Auto quälten. Ich wollte ihnen zubrüllen, dass sie sich nicht zu beeilen brauchten, aber ich tat es nicht

und sie taten es auch nicht. Als sie heraufkamen, hörte ich ihre Funkgeräte in dem schmalen Treppenhaus widerhallen.

»Was ist passiert?«, fragte der Dickere, dessen eingehende Musterung meines Körpers in mir die Frage aufkeimen ließ, ob ich vielleicht verdächtig sei. Ich wünschte augenblicklich, ich hätte etwas Offenherzigeres angehabt.

»Mein Freund ist gestorben«, sagte ich.

»Haben Sie was angefasst?«, fragte der kleinere Cop.

»Ich habe versucht, ihn wieder zu beleben.«

»Das haben Sie richtig gemacht, Herzchen«, sagte der Erste. Er wollte vermutlich höflich sein, aber es klang bloß gönnerhaft.

Der Alpha-Cop, der gleichzeitig der Gewichtigere war, erklärte mir, dass es drei Todesarten gebe, die von einem Gerichtsmediziner untersucht werden müssten: Todesfälle von jungen Menschen, ge-

waltsame Todesfälle und Unfälle. Der unerheblich dünnere Cop verschwand. Der andere, der Miranda hieß, fragte, ob er fernsehen könne. Bevor ich lügen und sagen konnte, dass der Fernseher kaputt sei, hatte er sich schon auf der Couchmatratze niedergelassen und die Fernbedienung aus Primos kalter Hand genommen. Was mich noch zusätzlich nervös machte, weil Primo uns illegal ans Kabel angeschlossen hatte. Trotz der großen Programmauswahl schaltete der Cop »Cops« ein; vielleicht wollte er ja noch was lernen. Fix und fertig griff ich nach meiner Jacke und wollte abhauen.

»Momentchen.« Er hielt mich auf. »Ich fürchte, Sie müssen hier bleiben, Herzchen.«

»Wie lange?« Ich sah auf mein Handgelenk, wo sich eine Uhr hätte befinden müssen.

»Bis der Arzt kommt, Liebchen.« Der Hund rieb sich am Cop und der Cop rieb den Hund.

»Ich heiße Mary«, sagte ich, um ihm klarzumachen, dass ich Bezeichnungen wie »Liebchen« verabscheute.

»Mary, ich will ja nicht unangenehm werden, aber...«, er deutete auf die Leiche, als ob ich sie hätte vergessen können, »... Ihr Freund ist gerade gestorben. Also, setzen Sie sich.«

In Albert Camus' *Der Fremde*, oder genauer, in der Sekundärliteratur dazu, steht, dass der Fremde den Tod seiner Mutter anfangs emotional losgelöst erlebt. Ich fragte mich, ob auch ich emotional losgelöst war, begriff allerdings schnell, dass ich - und das sagte ich auch dem Doughnut-Fetischisten - einfach »mein Leben weiterleben« wollte.

»Das können Sie morgen auch noch«, meinte er und setzte hinzu:
»Die Serie ist ziemlich gut.«

Ein Typ, der wie Miranda aussah, verhaftete einen Typen, der wie Primo aussah. Trotzig ging ich zu meinem Schreibtisch und holte die Rohfassung meiner neuesten Kurzgeschichtensammlung mit dem Titel »Buch der Jobs« hervor. Ich hatte sie so genannt, weil sie von den Leuten handelte, mit denen ich in den verschiedenen Anstellungen seit der High School zusammengearbeitet hatte. Die erste dieser Geschichten mit dem Thema »Franchising« war durch reinen Zufall zu Stande gekommen. Es ging um eine unglückliche Dame namens Janice Fyro, die ich bei »Baskin Robbins« auf Long Island kennen gelernt hatte. Sie hatte dort kurz nach ihrem Schulabschluss zu Beginn der Siebziger eine dieser Eisdiensten eröffnet, die damals noch der Treffpunkt der Jugend waren. Als dann andere Franchise-Läden eröffneten, ging ihrer den Bach runter. Kurz nachdem er zumachen musste, brachte sie sich um. Ich nannte die Geschichte »Der Untergang eines Imperiums«.

Anschließend schrieb ich eine Reihe von Geschichten über Leute, denen man die Konzession entzogen hatte, doch erst als ich eine Story mit dem Titel »Big Mac« verfasste, die von dem Überlebenskampf eines McDonald's-Franchise-Nehmers handelte, schlug mir mein Lehrer, ein Hippie, der sich an meine »Baskin Robbins«-Geschichte erinnerte, vor, dass ich eine Sammlung zum Thema entwickeln sollte.

»Aber ich kann Franchising nicht ausstehen«, warf ich ein.

»Heute reicht es nicht, ein guter Schriftsteller zu sein«, erklärte er mir ernsthaft. »Sie brauchen eine zündende Idee. Ein Verleger würde eine durchschnittliche Sammlung von Storys sofort ablehnen, aber wenn es sich um Geschichten handelt, die sich alle um Verkaufsjobs drehen, die der Autor selbst mal gemacht hat, dann springt das Publikum garantiert darauf an - so was verkauft sich!«

Aber je länger ich in der Stadt lebte, desto schwerer fiel es mir, erste Entwürfe zu einer neuen Geschichte zu Papier zu bringen. Ich fand das Umschreiben unendlich leichter. Und so hatte ich im Endeffekt zwar genug Seiten, um drei Bücher zu füllen, schaffte es aber nicht, diese eine Sammlung fertig zu stellen. Als sich mein Schreibkurs vor ein paar Jahren auflöste, war ich die Einzige, die sich keinen neuen suchte.

Nachdem ich dieselben Seiten immer und immer wieder gelesen und redigiert hatte, merkte ich irgendwann, dass ich sie nicht besser machte - nur anders. Seit einiger Zeit war ich schon nicht mehr in der Lage gewesen, mir neue Geschichten auszudenken. Es war, als sei die Einkaufsmeile in meinem Kopf voll - es war einfach kein Platz mehr für neue Franchise-Nehmer.

Bald konzentrierten sich meine Gedanken wieder auf den ungekühlten Leichnam von Primitivo Schultz, der noch immer auf meinem Bett ruhte. Er hatte seit Jahren im East Village gewohnt. Obwohl erst zweiunddreißig, hatte er schon in den - wie er es nannte - »Alliierten Künsten« dilettiert, sich also mit Malerei, Musik und Schriftstellerei beschäftigt (obwohl ich nie etwas von ihm zu sehen, zu hören oder zu lesen bekommen hatte). Er hatte eine Mutter, die irgendwo in Fiatsbush lebte. Soweit zu seinem Nachruf.

Um zehn Uhr abends, drei Stunden nachdem ich Primos Ableben festgestellt hatte, traf endlich der Leichenbeschauer mitsamt seiner riesigen schwarzen Aktentasche ein, wie ein pendelnder Ehemann nach vorübergehendem Amoklauf. Er ließ die Tasche aufsnappen und nahm eine große Polaroidkamera heraus. Er trug einen grauen Fünfziger-Jahre-Flanellanzug, hatte sein gelbliches Haar zurückgegelt und wirkte, als würde er in direktem Sonnenlicht zu Staub zerfallen.

»Brauchen Sie immer so lange?«, fragte ich, nachdem ich mit Officer Miranda, der die ganze Zeit Numbs Kopf streichelte, einen Querschnitt durch das Dienstagabend-Programm von Fox gesehen hatte.

»Heute hat es eine Menge seltsamer Todesfälle gegeben«, erwiderte der Mann nüchtern. Während er sich die Leiche ansah, zählte er auf:

»Erstickungstod im Ozone Park, versehentliche Überdosis in der Upper West Side, vermutlicher Selbstmord am Grand Concourse.«

Er schoss ein paar Fotos von der Leiche und fragte: »War der Verstorbene krank?«

»Nein.«

»Nahm er Medikamente?«

»Nicht dass ich wüsste«, antwortete ich ehrlich. Seine gelegentlichen Drogenexperimente fielen kaum unter Medikamentierung.

»Sie haben ihn nicht zufällig angezogen?«

Die Frage kam mir ziemlich seltsam vor. »Heute nicht.«

»Ich weiß, es klingt komisch, aber wann hatten Sie das letzte Mal Verkehr mit dem Verschiedenen?«

»Na ja, er war noch nicht verschieden, als wir es das letzte Mal getan haben«, murmelte ich leicht verlegen.

»Ich will mir nur ein Bild über seinen physischen Zustand machen.« Er beugte sich zu mir, damit der Bulle nicht mithören konnte.

»Tja, also, im letzten Monat oder so nicht«, antwortete ich. Primos Fehlversuche zählten nicht. Der Mann sah sich ihn genauer an. Ich erzählte ihm, dass ich, als ich nach Hause kam, geglaubt hatte, Primo würde noch leben. Ich hatte geglaubt, dass er mit mir gesprochen hätte, aber es war wohl nur der Fernseher gewesen.

»Haben Sie eine Idee, woran er gestorben sein könnte?«, wollte ich wissen.

»Noch nicht«, antwortete er, ohne aufzusehen. Er füllte ein paar Formulare aus und fragte mich nach den nächsten Verwandten. Ich erzählte ihm von Primos Mutter, die in Fiatbush in Brooklyn lebte.

»Wir werden die Leiche nicht direkt freigeben, aber Sie können bereits alles in die Wege leiten.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte ich nervös.

»Wir nehmen die Leiche zur Autopsie mit, danach können Sie ihn zum Begräbnis abholen.«

»Hey, ich will nicht... ich bin nicht...« Ich versuchte ihm zu sagen, dass ich mit all dem nichts mehr zu tun haben wollte.

»Dann rufen Sie seine Mutter an«, meinte der Leichenbeschauer, was darauf schließen ließ, dass ihm eine solche Reaktion nicht neu war.

»Ich bin sicher, dass sie schon weiß, was zu tun ist. Und bestimmt möchte sie die Nachricht lieber von jemandem hören, den sie kennt.«

»Das werd ich wohl hinkriegen«, sagte ich, ohne meinen Widerwillen zu verbergen. Dann ging in meinem Kopf eine Alarmsirene an. »Und wenn sie ihn nicht will?«

»Dann entsorgt die Stadt die Leiche.«

»Oh.« Ein neuer Gedanke stieg in mir auf. »Glauben Sie, er könnte gewusst haben, dass er sterben würde?«

»Als sein Herz stehen blieb, wusste er es bestimmt«, antwortete der Mann und warf dem Cop einen Blick zu. Beide grinsten über den flachen Witz.

»Ich meine, war er krank? Hatte er eine tödliche Krankheit?«

»Spontan würde ich sagen, nein. Aber ich kann nicht sicher sein, bis ich ihn auf der Bahre liegen habe. Es steht dann alles auf dem Totenschein.«

»Sie könnten mich nicht vielleicht anrufen?« Ich lächelte unsicher, versuchte das hilflose Weibchen zu mimen.

»Sie können sich den Schein bei der Stadt abholen. Ich mache keine Privatanrufe.«

Die große Tasche in der Hand, marschierte der Leichenbeschauer hinaus, auf zu einer neuen Todesszenerie. Officer Miranda rief von meinem Telefon aus einen Wagen an, dann erhob er sich langsam, um meine Wohnung zu verlassen.

»Sie wollen nicht zufällig einen Hund?«, fragte ich ihn, als Numb dem Cop die Hand leckte und sich an seinem dicken Bein rieb.

»Tut mir Leid, aber ich hab schon einen.« In diesem Moment klingelte das Telefon und das Band sprang an. Es war mein alter Nachbar Joey Lucas. Ich nahm ab, bevor er auflegen konnte.

»Wie geht's dir, Süße?«, fragte er in seiner üblichen Aus-dem-Weg-Sonne-jetzt-strahl-ich-Manier.

»Primo ist tot.«

Er schwieg bedeutungsvoll; vielleicht hatte er ein schlechtes Gewissen, weil er sich nie für Primo interessiert hatte. »Soll ich rüberkommen?«, bot er mir schließlich an.

»Ich glaube, ich möchte lieber allein sein. Ich warte noch auf den Krankenwagen, sie wollen seine Leiche abholen. Irgendwie ist es, als wäre das unsere letzte Verabredung.«

»Ich bin in Gedanken bei dir«, sagte er feierlich. »Ruf an, wenn du was brauchst.«

Ich dankte Joey und legte auf.

2. Kapitel

Joey Lucas war etwa zwanzig Jahre älter als ich. Wie Primo war auch er eine beziehungs-technische Anomalie. Wo Primo sich seinen Weg in mein Herz erjammert, erbettelt und erfleht hatte, war Joey der einzige Mann gewesen, der mir je einen Korb gegeben hatte, der einzige, dem ich je gesagt hatte, er solle sich verpissen, und der einzige, der mir als Entschuldigung dafür, dass er keinen Sex mit mir wollte, Blumen geschickt hatte. Wie sollte ich einen solchen Mann gehen lassen? Außerdem war Joey eine seltsame Kreuzung aus einem antiquierten Macho und einem Cyber-Freak des neuen Jahrtausends.

Vor etwa zwei Jahren zog mein vorletzter Freund, Gregory, bei mir ein und brachte einen neuen Computer mit, mit dem er sich Zugang zum Internet verschaffte. Wir richteten uns beide E-Mail-Adressen ein und lebten etwa zwei aufregende Wochen lang kleine E-Leben. Anstatt abends zu schreiben, wie ich es hätte tun sollen, verlor ich mich im Labyrinth alberner Chatrooms und blieb auf überflüssigen Websites hängen. Ungefähr sechs Monate nach Beginn unseres Cyber-Lebens bekam ich eine merkwürdige Mail von payuptime@aol.com. Payuptime - also Zahltag- schrieb: »Ich habe deine Adresse über eine Suchmaschine rausbekommen und frage mich nun, ob du vielleicht die kleine Mary Bellanova mit dem goldenen Haar sein könntest, die ich noch von früher her kenne. Bist du in Hoboken geboren? Heißt deine Mutter Stella und dein Vater Rudolph? Hast du in der Washington Street 1025 neben der Maxwell-House

Kaffeeabrik gewohnt? Ich heiße Joey Lucas, und ich habe damals über euch gewohnt. Kannst du dich an mich erinnern? Frag deine Mutter nach mir, falls nicht. Meine Frau hieß Rosemary und ich habe eine Tochter namens Jenny, die jünger ist als du. Ich habe mich schon lange gefragt, was aus dir und deiner Familie geworden ist. Ich würde zu gerne was von dir hören und auf den neuesten Stand gebracht werden. Bitte schreib mir, wenn du da bist. Dein Joey Lucas.«

Ich erinnerte mich tatsächlich an einen netten, unauffälligen Typen, der Joey hieß. Er hatte mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter über uns gewohnt, schien jeden zu kennen, der an ihm vorbeikam, und war oft auswärts essen gegangen. Seine Tochter war etwa fünf Jahre jünger als ich gewesen, sodass ich nicht mit ihr hatte spielen können. Manchmal hatte er mir Süßigkeiten geschenkt. Sein plötzliches Interesse an mir kam mir komisch, aber harmlos vor. Also schrieb ich ihm eine kurze Antwort, um ihm mitzuteilen, dass es uns gut ging. »Wir sind alle älter und dicker geworden. Keiner von uns hat irgendwelche bemerkenswerten Erfindungen oder Entdeckungen gemacht. Mom geht's gut, sie lebt auf Long Island. Ich wohne im glamourösen East Village und versuche mich als Schriftstellerin (ha!). Wie geht es Rosemary und Jenny? Melde dich. Deine Mary.« Ich schickte die Mail ab und vergaß die ganze Sache.

Zwei Wochen später klingelte das Telefon. Der Anrufbeantworter stellte sich ein. Ich hörte eine selbstbewusste Männerstimme. »Mary, Süße, hier ist Joey. Ich hoffe, es ist okay, dass ich anrufe. Ich habe deine Nummer aus dem Telefonbuch und dachte, ich melde mich mal...« Ich nahm den Hörer ab.

»Ist schon Zahltag?«, witzelte ich.

Er lachte. »Genau das. Hr mal, darf ich dich ausführen?«

»Gott, ich weiß nicht.« Ich hatte eine gesunde Angst vor Leuten, die sich irgendwie aufdrängten. Aber mein AB-Spruch besagte, dass dies die Nummer von Gregory und Mary sei, sodass ich mich in gewisser Hinsicht sicher fühlen konnte, weil jedem klar sein musste, dass ich mit jemandem zusammen war.

»Hr mal«, meinte er, als ob er meine Gedanken lesen könnte, »wenn du keine Zeit hast oder einfach nicht magst, dann verstehe ich das natürlich. Aber ich schwöre dir, es steckt wirklich nichts dahinter. Ich

hatte dich einfach nur noch als kleines Mädchen in Erinnerung und dachte, ich versuch's mal und lad dich zum Essen ein. Wir werden die ganze Zeit unter Leuten sein.«

Ich erinnerte mich nur verschwommen an meine Kindheit in Hoboken. Weil Ma damals eine schwierige Zeit durchgemacht hatte, sprach sie selten darüber. Als Folge davon hatte ich eine starke Neugier entwickelt, was diesen Lebensabschnitt von mir anging, und nun hoffte ich, dass mein Ex-Nachbar mir mehr darüber würde sagen können. Außerdem klang Joey sehr bodenständig und wir würden uns ja in der Öffentlichkeit treffen. Wir verabredeten uns im Yaffa Cafe um acht Uhr.

Am gleichen Tag noch versuchte ich meine Mutter anzurufen, aber entweder war bei ihr besetzt oder die Leitungen waren überlastet. Seit der High School hatte ich Probleme mit Ma. Es war, als würde das Wort »Hallo« »Leck mich doch« bedeuten - wir stritten uns, sobald wir uns sahen oder sprachen. Unsere Beziehung war wie ein Dreibeinlauf, bei dem wir uns permanent asynchron bewegten. Es hieß, wir seien uns zu ähnlich. Vielleicht. Aber wir liebten uns und gaben uns Mühe, miteinander auszukommen.

Ich überlegte, ob ich Gregory zu dem Essen mit Joey mitnehmen sollte, aber er war ein ungemütlicher, ungeselliger Zeitgenosse, und ich wusste, dass das Treffen ohnehin wahrscheinlich erst mal komisch werden würde, also nahm ich stattdessen die kleine Spraydose mit. Um Viertel nach acht rannte ich die Treppe runter, betrat das Yaffa und ging die Tische ab. Im hinteren Teil des Ladens sah ich einen älteren, attraktiven Mann, der mit einem Glas Rotwein am Tisch saß und versuchte, im Kerzenlicht Zeitung zu lesen. Er sah weit besser aus, als ich ihn in Erinnerung hatte, aber er kam mir bekannt vor. Außerdem war er der einzige ältere Mann, der allein war.

»Joey?«, fragte ich. Zunächst antwortete er nicht. Dann, als hätte sein Timer mit Verspätung funktioniert, schaute er auf und strahlte mich an.

Er stand auf, eine große und schlanke Gestalt, nahm meine Hand und küsste sie mit theatralischer Geste. Wir blödelten herum, bestellten und redeten. Der Abend war gar nicht so schlecht. Als ich eine der billigsten Vorspeisen wählen wollte, bestand er darauf, dass ich etwas

anderes bestellte. Als ich eine Cola wollte, wertete er sie zum Chianti auf. *Wir* plauderten über unsere Zeit in Hoboken. Er hatte sie viel besser in Erinnerung als ich und erzählte mir, wie es gewesen war, in Sinatras Heimatstadt aufzuwachsen. Dann fragte er höflich nach meinen Eltern. Ich erzählte ihm, dass mein Vater nicht mehr lebte und meine Mutter, ehemalige Lehrerin, in Pension gegangen sei. Sie war schon vor langer Zeit nach Long Island gezogen. Obwohl ich kein sexuelles Interesse spürte, schien es mir, als hätte er irgendeinen tiefer liegenden Grund dafür, sich mit mir zu treffen. Vielleicht wollte er einfach sehen, wie Leute älter wurden. Ich fand ihn jedenfalls richtig charmant.

Nach dem Essen schlenderten wir noch ein bisschen um den Block. Ich zeigte ihm die kalkuttamäßigen Bettler, die es sich an der Avenue A bequem gemacht hatten, und erzählte ihm, dass ich vor einigen Jahren - nach dem College - hierhin gezogen war. Er erwähnte, dass er ein kleines, aber erfolgreiches Inkasso-Büro führte; er verfolgte alle von säumigen Studenten bis zu zahlungsunwilligen Vätern.

»Wie geht es Rosemary und Jenny?« Ich wollte das Thema wechseln, weil man mir gerade wegen meines Studiendarlehens auf die Pelle rückte.

»Gut«, antwortete er nur. Erst als wir die Fourth Street überquerten, setzte er hinzu: »Ich bin seit ein paar Jahren geschieden und lebe allein. Jenny ist erwachsen und wohnt bei ihrer Mutter. Ich sehe sie nicht so oft, wie ich es gerne hätte.« Der letzte Satz erklärte alles. Joey vermisste seine Tochter und suchte Ersatz.

»Das Leben kann manchmal hart sein«, sagte ich in dem Versuch, ihn zu trösten.

»Weißt du, deine Mutter war wirklich ein Schuss«, sagte er unvermittelt.

»Sie kommt nach ihrer Tochter.«

»Ich würde gerne irgendwann mal mit ihr essen gehen«, meinte er. »Übrigens kannst du ihr sagen, dass sie sich wegen des alten Schraubenschlüssels keine Sorgen machen muss. Wenn sie ihn noch hat, kann sie ihn als Geschenk betrachten.« Er lachte.

»Sie hat sich einen Schraubenschlüssel ausgeliehen?«

»Eigentlich war es dein Vater«, sagte er, als er mich zur Tür brachte.

»Es war schön, dich wieder zu sehen, Joey«, sagte ich, froh, dass der Abend ohne Zwischenfälle verlaufen war.

»Es war mir ein echtes Vergnügen, mit dir auszugehen«, erwiderte er. Plötzlich griff er zu meiner Überraschung in seine Tasche und holte ein kleines, mit Samt bezogenes Kästchen heraus. Darin befanden sich traumhafte Ohrringe.

»Ach du lieber Scholli!« Ich konnte es nicht glauben, insbesondere, da meine Ohrläppchen nicht einmal durchstochen waren.

»Nur eine kleine Aufmerksamkeit. Mach dir jetzt keine Gedanken über irgendeine Bedeutung oder so.« Wenn er geglaubt hatte, dass ich sie ablehnen würde, dann hatte er sich getäuscht. Ich war wie ausgehungert nach Geschenken.

Als ich wieder oben war, war es noch früh genug, um es noch einmal bei meiner Mutter zu versuchen. Dieses Mal nahm sie ab. »Rate mal, mit wem ich gerade essen war.«

»Brad Pitt.« Sie griff immer etwas hoch.

»Besser - Joey Lucas.«

»Joey Lucas, der früher über uns gewohnt hat?«

»Genau der.«

»Wow. Und, wie geht's ihm?«

»Gut. Und er sieht toll aus.«

»Er war immer so ein netter Kerl. Bitte geh gut mit ihm um«, sagte sie, als sei ich irgendein sexhungriges Ungeheuer. Nur eine Mutter kann einem *so* gedanken- und mühelos auf die Zehen treten. Ich wich dem Streit aus, indem ich ihr eine gute Nacht wünschte.

Während ich nun so auf Primos reglose Gestalt starrte, spielte ich mit dem Gedanken meine Mutter anzurufen. Aber bestimmt schlief sie schon und ich wollte sie nicht wecken. Schließlich kam der Wagen. Zwei stämmige Jungs legten Primos Leiche in eine schwarze Plastikfolie, einen Müllsack für verblichene Menschen, und schleppten ihn weg. Wieder allein, schwappte die Trauer wie eine Welle in meinen Bauch und irgendwann musste ich aufs Klo. Dort stellte ich ohne Überraschung fest, dass Primo mir ein nicht weggespültes Andenken hinterlassen hatte. Ich überlegte, ob ich seine

Mutter anrufen sollte, aber ich nahm an, dass sie schon schlief. Außerdem war es spät, ich war müde, und das Einzige, was mir mein Job als Sekretärin bei einer Zeitarbeitsfirma abverlangte, war Pünktlichkeit.

Nach einer Reihe unerfreulicher Jobs hatte ich es irgendwann geschafft, die ganze Scheiße zu einem Lebenslauf zusammenzufassen. Mit nominellen Fähigkeiten im Maschinenschreiben und meiner erst kürzlich erworbenen Zusatzqualifikation, dem Chef keine sarkastischen Bemerkungen an den Kopf zu werfen, hatte ich mir einen netten dauerhaften Zeitarbeiterjob in einer Rechtsanwaltskanzlei gesichert. Vor kurzem war die Stelle allerdings wieder zu einem Einsatz auf Abruf reduziert worden.

Während ich mir die Zähne putzte, wurde mir bewusst, dass ich nun einen neuen Mitbewohner brauchte, um die Miete bezahlen zu können. Also brachte ich Primos Gitarrenkoffer und die Bananenkisten, aus denen er gelebt hatte, aus seinem in mein ohnehin schon überfülltes Zimmer. Dann spülte ich das Geschirr, zog mich aus und starnte aufs Bett. Primo hatte stundenlang tot darauf gelegen. Ich bezog das Bett neu und legte mich schließlich vorsichtig darauf. Irgendwann fiel ich in einen unruhigen Schlaf und träumte, ich würde eine riesige Avocado schälen; sowohl die ledrige dunkle Schale als auch das schmierige grüne Fleisch lösten sich in meinen Händen auf.

Und die ganze Zeit über war mir klar, dass ich unterbewusst Primo schälte.

Früh am nächsten Morgen fuhr ich plötzlich aus dem Schlaf hoch. Der Hund bellte und ich fragte mich, wo Primo war, bis es mir wieder einfiel. Ich hatte das widerliche Gefühl, dass eine Maus über mich gelaufen war. Ich hatte zwar in der letzten Zeit keine Nagetiere mehr gesehen, aber in jeder East-Village-Wohnung, die älter als fünf Jahre war, musste man damit rechnen. Um mich davon zu überzeugen, die ganzen Fallen und das Gift aus der Wohnung zu werfen, schwor Primo, dass die Nager sich aus Furcht vor Numb nicht blicken lassen würden, aber ich wusste, dass das Tier zu dösig war, um eine Maus anzugreifen. Es war gegen sechs Uhr morgens, zwei Stunden früher, als ich eigentlich hätte aufstehen müssen. Mein erster Gedanke war, Primos Mutter anzurufen, aber ich konnte mich nicht mehr an ihren

Vornamen erinnern. In Primos Adressbuch stand sie unter M wie »Ma«.

Ich verbrachte etwa eine Stunde an meinem Schreibtisch und sah meine Storys im »Buch der Jobs« durch. Im Laufe der Jahre, nachdem ich sie etliche Male eingereicht hatte, waren drei dieser Geschichten in ausgesprochen auflagenschwachen Literaturmagazinen mit seltsamen Namen veröffentlicht worden. In meinem letzten College-Jahr meldete ich mich mit einer Geschichte mit dem Titel »Von Kmart zu Chaos« zum Portisan Literaturwettbewerb an. Sie handelte von einer Verkäuferin namens Kay, die für Kmart arbeitet und den Kmart-Lifestyle lebt. Ihr Zuhause sieht aus wie eine Martha-Stewart-Musterwohnung, bis ein Leck in der Gasleitung alles in die Luft jagt. Bei der Explosion stirbt ihre komplette Familie, während sie selbst in ihrem bewegungsunfähigen, gesichtslosen, aber ganz in Kathy Ireland gekleideten Körper gefangen ist. Den Rest ihres Lebens verbringt sie an Maschinen angeschlossen im Krankenhaus und denkt über das Chaos nach.

Nachdem ich den Preis gewonnen hatte, beschloss ich, in die große Stadt zu ziehen und meine zittrige Hand im Schreiben zu versuchen. Aber die Kunst war das erste Opfer in meinem Kampf ums Überleben in New York. Seitdem ich hier angekommen war, war ich gründlich niedergemacht und desillusioniert worden, und alle nicht unbedingt lebensnotwendigen Bereiche meines Lebens waren in dem gigantischen Kessel der Erschöpfung geschmolzen.

Als ich gefrühstückt, mich gewaschen, kosmetische Kriegsbemalung aufgetragen und meinen Arbeitsdress angezogen hatte, fiel mir kein Aufschubgrund mehr ein. Ich musste Primos Mutter benachrichtigen. Ich atmete tief durch und wählte die Nummer.

Nach dem »Hallo« am anderen Ende der Leitung stellte ich mich vor.

»Mary wer?«, fragte Mrs. Schultz.

»Die Freundin Ihres Sohnes.«

Keine Reaktion.

»Sie wissen doch, Ihr Sohn - Primo?«

»Ja.«

»Ich habe an Ihrem Geburtstag mit Ihnen gesprochen.« Ein betrunkenen Primo hatte mir den Hörer ans Ohr gehalten und mich dazu genötigt, »Hallo, Ma« zu sagen.

»Ja«, fiel es ihr endlich wieder ein. »Sie sind diejenige mit den Augen.«

»Mrs. Schultz...«, fing ich an. Im Hintergrund konnte ich Regis und Kathy Lee hören.

»Ich heiße June«, sagte sie. »Meine Mutter hat mich Juniper getauft - die dumme Kuh!«

»Ein schöner Name, June, aber ich habe schlechte Nachrichten.« Ich wartete darauf, dass sie sich setzte oder innerlich sammelte. Als ich hörte, dass der Fernseher leiser wurde, wusste ich, dass sie bereit war.

»Ihr Sohn ist gestorben.« Keine Reaktion. »Er ist jetzt in der städtischen Leichenhalle.« Keine Reaktion. »Der Gerichtsmediziner hat das angeordnet. Er sagt, dass Sie ihn anrufen und die Leiche übernehmen sollen.« Noch immer keine Reaktion. »Wenn Sie einen Stift haben, gebe ich Ihnen die Nummer.«

»Wie ist er gestorben?«, fragte sie. Ihr Tonfall war noch immer derselbe.

»Er hat nicht gelitten, aber man weiß noch nichts Genaues.« Der Vollständigkeit halber setzte ich vorsichtig hinzu: »Es könnte etwas mit Drogen zu tun gehabt haben.«

»Er hatte immer Herzprobleme«, sagte sie.

»Es tut mir wirklich Leid, June.«

»Danke, dass Sie angerufen haben«, erwiderte sie mechanisch und legte auf.

Ich würde zu spät kommen. Als ich die Wohnungstür öffnete, schoss der Hund hinaus. Ich zerrte ihn zurück und stellte fest, dass er mir in die Küche gepinkelt hatte. Ich musste ein neues Zuhause für das Tier suchen.

Auf der Arbeit musste ich immer wieder über meine Beziehung zu Primo nachdenken. Eigentlich war sie schon lange vor gestern Abend zu Ende gewesen. Das mit dem Sex hatte sich relativ schnell erledigt, aber da der Schmarotzer weder Geld noch eine Wohnung hatte, hatte

er so getan, als sei mit uns alles in Ordnung, damit er mich weiterhin ausnehmen konnte. Schlimmer war allerdings, dass ich es zugelassen hatte. Er war mir noch einen Monat Miete schuldig.

Gegen Mittag hörte ich meinen AB ab und fand zwei neue Nachrichten vor, eine von Zoe und eine von einer ehemaligen Mitbewohnerin vom College, Emily, die mir mitteilte, dass ihre Band in ein paar Wochen bei Brownies spielen würde. Sie war mit einer Bonnie-Raitt-Fixierung nach New York gekommen, hatte ihren Pick-up gegen eine E-Gitarre eingetauscht und beschlossen, Rockmusikerin zu werden. Sie spielte Bass in einer Frauen-Country-Western-Band namens Crapped Out Cowgirls. Da ich auf dem College auch ein bisschen auf der Gitarre geklimpert hatte, stellte mir Emily, seit wir beide unser Glück in der großen Stadt versuchten, dauernd über meinen AB Fragen über Musik, die ich nicht beantworten konnte. Jeden Monat liefen wir uns etwa dreimal über den Weg und jedes Mal gehörte sie zu einer anderen Band: Die Fuddy Duddies, Untenable Position oder Yo Mama. Die entwurzelten Troubadoure des East Village waren wie Teile eines Puzzles, die sich immer wieder zu ewig neuen Formationen zusammenfanden. Ich wählte Zoes Nummer und fragte sie, ob sie wüsste, was ich mit fünfundsechzig Prozent aller New Yorker und vierzig Prozent aller Amerikaner gemein hatte.

»Du bist schwer depressiv?«

»Nicht schwer. Das sind nur sechs Prozent in Amerika.« Ich holte meine Statistiken komplett aus der *Cosmo*.

»Du bist ungebildet und leidest an Wahlmüdigkeit?«

»Ja, aber ich bin vor allem Single.«

»Primo hat dich abgeschossen?« Sie klang ernsthaft schockiert.

»Eigentlich nicht.« Eine Frage, die ich mir schon gestern flüchtig gestellt hatte, fiel mir wieder ein. »Welche Farbe hatte der Lippenstift, den du letztens bei Void drauf hattest?«

»Herrisches Himbeer.« Wer gibt den Dingen nur ihre Namen?

»Primo ist tot«, sagte ich und ließ den Lippenstift Lippenstift sein.

Sie schrie so laut, dass ich beinahe den Hörer hätte fallen lassen. Ich hörte, wie sie sich bei irgendeinem anderen Neurotiker entschuldigte,

der offenbar neben ihr saß. Kurz darauf hatte sie sich wieder gefasst.

»Wir sollten uns treffen.«

»Wann?«

»Um sechs? Oder acht?« Das waren die beiden einzigen allgemein akzeptierten Zeiten, zu denen man sich nach der Arbeit verabreden konnte. Sieben war zu sehr in der Mitte.

»Um sechs«, antwortete ich. Je weniger allein, desto besser.

Wir brauchten keinen Ort auszumachen - wir trafen uns immer im selben Laden, dem hiesigen »Szene-Treff« Cobalt Colt, wo sich mein Mini-Zirkel von Freunden, die sich untereinander nicht kannten, zusammenrottete und anstarrte.

3. Kapitel

Ich war Zoe' vor Jahren in einem Low-Budget-Ashram in upstate New York begegnet, wo wir beide dem Nirwana zwar keinen Schritt näher gekommen, aber wenigstens dicke Freunde in der Tradition des dekadenten Westens geworden waren. Zoe war sogar dabei gewesen, als ich Primo im Cobalt Colt kennen gelernt hatte. Zoe hatte ihre üblichen erotischen Signale ausgesandt: die tief ausgeschnittene Bluse, der Push-up-BH, Brüste, die sich verzweifelt hoben und senkten und einen Kontrast zu ihren dezent getuschten Wimpern bildeten. Primo wurde davon angezogen wie die Schmeißfliege, die er war. Ich verabscheute ihn sofort, von seiner selbstgefälligen Art, die Zigarette zu halten, bis hin zu seinem zweideutigen Blick. Mit einem Drink und irgendeiner abgedroschenen Phrase wie »Kennen wir uns nicht aus einem anderen Leben?« schlenderte er auf sie zu.

Zoes Strategie, sich einen Mann zu angeln, bestand darin, dass sie einen Kerl mit nach Hause nahm und so oft mit ihm schlief, bis er zu ausgelaugt war, um abzuhausen. Aber irgendwie schafften sie es dann doch immer. Meine Rolle in Zoes Paarungstanz war die des ernststen Gegengewichts zu ihren scharfzüngigen Witzen und Bonmots. Primo jedoch ließ sogar Zoe völlig kalt.

In der Hoffnung, das Ungeziefer abzuschütteln, schlug ich vor, den Laden zu verlassen. Primo begriff nichts und fragte, ob er mitkommen könne. Zoe, die immer nach männlicher Aufmerksamkeit hungerte, erwiderte: »Vermutlich.«

Im Laufe dieses ersten Abends, an dem wir die ganzen Herausforderungen von Cafes über Clubs bis zu den After Hour Bars annahmen, geschah etwas Merkwürdiges. Sein Gesicht verwandelte sich von schlicht hässlich zu surreal; die Müdigkeit, die ihm anhaftete, und die abgedroschenen Einzeiler zeugten von dem abgeklärten Charme eines Mannes, der schon alles gesehen hat. Als der Abend sich dem Ende zuneigte, konnte ich meinen Blick nicht mehr von ihm lassen. Sein Scheitern war stylish, er elektrisierte das Müde, Dumpfe und Vorhersehbare: Er war der gefeuerte Beatle, der stagnierte Ratpacker, der entlassene Arbeiter aus Warhols Factory. Dieser Mann konnte weder Scheiße stinken noch eine Fliege fliegen lassen. Er konnte weder den Ton halten noch auf einer Linie geradeaus gehen. Aber sein Versagen war sehr erfolgreich.

Wie zu lange gekautes Kaugummi verloren Zoes schlagfertige Bemerkungen ihr spaßiges Aroma, während der Geschmack der Beleidigung sich hartnäckig hielt. Als sie ihn fragte, ob er denn in seinem Leben überhaupt schon etwas Sinnvolles angestellt habe, war dies das Signal, dass sie das Interesse komplett verloren hatte.

»Zoe.« Ich sah sie mit einem Blick an, den sie augenblicklich verstand. Es war der »Wenn-du-durch-bist-bin-ich-jetzt-dran«-Blick. Obwohl sie sichtlich verdutzt war, gähnte sie und sagte, sie sei müde und müsse nun gehen. Ich wünschte ihr eine gute Nacht und hatte Primo durch Nichtantritt der gegnerischen Mannschaft gewonnen.

Wir zogen, tranken und redeten weiter und bald küssten wir uns auch, obwohl ich das eigentlich nicht gewollt hatte. Seltsamerweise küsste er an diesem - und *nur* an diesem - Abend richtig gut. Ich hatte eigentlich nicht vor, mit ihm ins Bett zu gehen, aber ich war gerade von Greg sitzen gelassen worden, und so genoss ich es, ihn ein bisschen zu quälen.

Sofort zappelte er wie ein wollüstiger Wurm an meinem Haken. Tja, was soll ich sagen? Er war immer da und obwohl er kein Hauptgewinn war, beherrschte er wenigstens die hohe Kunst, mich nicht zu demütigen.

Bevor ich mich mit Zoe treffen wollte, ging ich nach der Arbeit erst einmal nach Hause. Dort stellte ich fest, dass der Hund ins Boudoir gekotet hatte. Ich brüllte Numb an und als er mich beschämt ansah,

begriff ich, dass eigentlich ich das Ungeheuer war. Der arme Hund hätte heute Morgen schon rausgemusst. Ich machte seinen Protesthaufen weg, legte ihn an die Leine und ging mit ihm um den Block. Immer wieder blieb er stehen, schnüffelte und urinierte - immer nur ein paar Tröpfchen - auf Millionen verschiedene strategisch wichtige Stellen von Straße, Laternenmast, Baumstamm, Bürgersteig. Endlich schied er einen gigantischen Haufen aus, wobei er mich melancholisch anstarrte.

Als ich gerade losstürmen wollte, um meine Verabredung mit Zoe einzuhalten, schrie mir irgendein Bürger mit Zivilcourage hinterher, dass ich den Haufen entsorgen solle.

»Das ist nicht mein Hund«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

»Sie halten aber die verdammte Leine!«, brüllte er zurück.

Ich hob eine weggeworfene Zeitung auf und schaufelte den Mist in einen Mülleimer. Wie Primo das wohl immer gemacht hatte? Ich hatte nie gesehen, dass er seine eigene Scheiße beseitigte, von der eines anderen ganz zu schweigen. Fünfzehn Minuten später war ich geduscht, angezogen und betrat das Cobalt Colt.

»Was ist passiert, um Gottes willen?«, fragte Zoe, sobald sie mich sah.

Ich brauchte einen Moment, bis ich begriff, dass sie von Primo sprach.

»Ich bin nach Hause gekommen und habe ihn tot vorm Fernseher gefunden.« Ich sparte mir die Peinlichkeit, ihr zu erzählen, dass ich seiner Leiche Pasta gemacht und mich darüber aufgeregt hatte, dass er sie nicht hatte essen wollen. Ich berichtete ihr, dass ich seine Mutter heute Morgen angerufen habe.

»Und, wie hat sie es aufgenommen?« Zoe rührte in ihrem Kaffee.

»Erstaunlich gut«, antwortete ich und fragte mich plötzlich, ob June vielleicht die Begünstigte einer gewaltigen Lebensversicherung war.

»Entschuldigung, kann ich eine Frage stellen?« Irgendein haariger italienischer Gnom hatte sich gerade in unsere Welt der Riesen gedrängt.

»Wie sind gerade mitten in einem -«

»Schon okay, Herzchen«, unterbrach Zoe mich. Ihr Lächeln war breit, ihre Ansprüche schmal.

Ich sah zu, wie ihre »Bist-du-vielleicht-der-Richtige?«-Miene nach oben stieg wie ein Eiswürfel in einem Bowle-Glas. Während der offensichtlich nicht jüdische Kerl zusammenhanglos blödsinnige Floskeln

herunterleierte, die in seiner Welt als geistreich gelten mochten, erblühte sie unter seiner Aufmerksamkeit.

»Mein Freund ist gerade gestorben«, entfuhr es mir, als das Maß voll war.

»Oje, hey, Süße, das tut mir Leid«, sagte der Italiener. Das war der erste vernünftige Satz, den er hervorbrachte.

»Weiß man schon, woran er gestorben ist?« Zoe setzte ihre Empfindsame-Verführerin-Maske für den Fremden, der ihr lauschte, auf.

»Noch nicht. Der Gerichtsmediziner will anrufen, wenn er was rausgefunden hat.«

»Hey, kann ich deine Nummer haben?«, wieherte der Zwerghengst sie an. Sobald sie ihm die siebenstellige Kombination zu ihrem Telefonsafe gegeben hatte, schlich er sich davon wie ein Dieb in der Nacht. Auch wenn sie selbst es noch nicht wahrhaben wollte, ich wusste, dass sie nie wieder etwas von ihm hören würde. Zu viele Typen waren heutzutage nur Nummern-Conquistadores, die zu cool waren, einen Schritt weiterzugehen.

»Was sollte denn das?«, ging sie auf mich los.

»Er war ja nicht mal Jude«, erwiderte ich.

»Jetzt versuch bloß nicht, mir vorzuschreiben, was für einen Mann-«

»Du warst es, die mir gesagt hat, dass du einen jüdischen Ehemann suchst«, gab ich zurück. »Und falls du es vergessen haben solltest - mein Freund ist gerade gestorben. Ich hätte etwas Mitgefühl verdient.«

»Primo Schultz war der widerlichste Loser, den diese verlogene Stadt je ausgeschissen hat!«, schrie sie.

»Entschuldigung, haben Sie gerade von Primo Schultz gesprochen?«, unterbrach eine gefönte mittelalte Möchtegern-Ober-schichtlerin am Nebentisch.

»Ja«, sagte ich, froh, Zoe den Hahn abzdrehen.

»Gott, den habe ich ja seit Jahren nicht gesehen. Wie geht's dem Schwein?«, fragte sie mit großen Augen. Sie war raffiniert gekleidet und wirkte geschäftsmäßig. Zoe sah mich amüsiert an, gespannt, wie ich es ihr beibringen würde.

»Nicht gut«, antwortete ich, leicht eifersüchtig. »Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Wir waren vor fast zwanzig Jahren zusammen«, erwiderte sie.

»Vor zwanzig Jahren?«, wiederholte Zoe. Wir sahen uns entgeistert an.

»Sie waren mit ihm auf der Schule in Brooklyn?«, riet ich.

»Nein, nein«, erwiderte sie. »Wir beide haben hier gewohnt. Zwischen der First und Second Avenue.«

»Sie haben hier zusammen gewohnt?«, fragte Zoe und zog ihren Stuhl näher an den Tisch der Frau.

»Aber ja«, antwortete sie. »Wir sind auf die Cooper Union gegangen.«

»Sie machen Witze.« Ich hatte keine Ahnung gehabt, dass Primo überhaupt irgendeine berufliche Ausbildung genossen hatte.

»Na ja, er ist nach dem ersten Jahr ausgestiegen.« Das klang allerdings ganz nach ihm.

»Moment mal«, sagte Zoe. »Primo war erst fünfunddreißig. Er kann Ende der Siebziger nicht auf der Cooper Union gewesen sein.« Ich hatte immer geglaubt, dass er zweiunddreißig gewesen war.

»Fünfunddreißig?«, wiederholte das Agnes-B.-Mannequin. »Er ist mindestens zweiundvierzig.«

Sie blickte auf ihre Uhr, stand auf, ließ einen Fünf-Dollar-Schein auf den Tisch fallen und machte Anstalten, sich von uns zu verabschieden.

»Wohin gehen Sie?«, fragte ich.

»Arbeiten. Grüßen Sie Primo von mir.«

»Primo ist -« Zoe sah mich an.

»Hier.« Sie zog eine Visitenkarte aus einer kleinen Jackentasche, die offenbar genau dazu angestept worden war. »Sagen Sie ihm, dass ich ihm so weit vergeben habe, dass er anrufen kann, falls er Hilfe nötig haben sollte.«

»Was sind Sie denn von Beruf?«, fragte ich sie und musterte die Karte, während sie die Tür des Bistros öffnete. Sie sagte nichts, aber die Goldbuchstaben auf der Karte antworteten für sie. »Barbarosian Gallery. Helga Elfman - Direktionsassistentin.«

»Du musst es ihr sagen«, meinte Zoe, als die Kunsthändlerin hinaustrat und nach einem Taxi winkte. Ich sprang auf, ließ Mantel und Portmonee zurück und stürzte aus der Tür. Als ich draußen war, stieg die Elfman schon in ein Taxi.

»Warten Sie!« Ich packte die Tür, bevor sie sie zuziehen konnte.

»Was ist?«, fragte sie, offensichtlich in Gedanken bei ihrem nächsten Termin.

»Ich... ich...« Der Taxifahrer aus dem Mittleren Osten verrenkte sich seinen dicken Stiernacken, um mich sehen zu können.

»Primo... Primo ist...« Irgendjemand hupte. Ich sprang ins Taxi und schlug die Tür hinter mir zu.

»Fünf-fünfundzwanzig Madison Avenue«, wies sie den Fahrer an. Sie sah mich nervös an, fast, als wäre ich gefährlich. Während der Wagen Richtung Westen fuhr und uns die nölige Stimme eines älteren, arbeitslosen, kaum bekannten Schauspielers vom Band zum Anschnallen mahnte, erklärte ich: »Primo ist gestern Abend gestorben.«

Sie schnappte nach Luft und schlug sich entsetzt die Hand vor den Mund. Tränen traten in ihre Augen. Sie nahm ein Kleenex, tupfte sich die Nase, hörte endlich zu schniefen auf und zog den Kompaktpuder hervor. Im Licht der nächsten roten Ampel erneuerte sie ihr Make-up. Ich hätte gerne gewusst, wo sie ihren Augenbrauenstift herhatte, aber der Anstand verbot mir zu fragen.

»Das ist aus so vielen Gründen traurig«, stammelte sie, »dass ich sie unmöglich alle aufzählen kann.«

Aber ich war unendlich neugierig auf diese Aufzählung. Ich hätte auch gerne um Primo getrauert, aber ich hatte, konnte und würde nicht. Es war nicht so, dass es mir nicht auch Leid um ihn tat, aber ich empfand seinen Tod einfach nicht als tragisch.

Sie klappte ihre Puderdose zu und starrte hinaus. »Die Straßen da draußen - ich kann Ihnen nicht sagen, wie oft Primo und ich da zusammen hergegangen sind - damals, als ein Loft noch für vierhundert im Monat zu haben war und man die Galerien im East Village an einer Hand abzählen konnte.«

»Er hat mir erzählt, dass er in einer Band gespielt hat, und ich weiß noch, dass er sagte, er würde malen, aber -«

»Oh, ich bitte Sie! Mit dieser furchtbaren Gitarre hätte er keinen Blumentopf gewinnen können, aber er war ein talentierter Maler.« Das Taxi verließ die Lafayette und setzte die Fahrt auf der Park Avenue fort. »Als Anfang der Achtziger der große Kunstboom losging, schien es überall um ihn herum zu passieren. Allen seinen Bekannten riss man die Arbeiten aus der Hand, und obwohl viele meiner Meinung nach seinen Stil kopiert hatten, konnte ausgerechnet

er kein einziges Bild verkaufen. Es war unheimlich. Er war mit Basquiat befreundet und hing mit Warhol rum, bis er sie irgendwann nicht mehr ertragen konnte. Schon erstaunlich, wie das in der Szene läuft: Man ist mit dir befreundet, leiht dir Geld, lässt dich bei sich wohnen und sogar mit der eigenen Freundin schlafen, man tut einfach alles für dich - außer dir beim Verkauf deiner Bilder behilflich zu sein.« Das Taxi bog an der Twenty-fifth auf die Madison ein.

»Wo sind seine Bilder jetzt?«, wollte ich wissen. »Keine Ahnung. Eine Reihe von ihnen war ganz ausgezeichnet. Ich weiß, dass er eine Menge von dem alten Zeug vernichtet hat. Anfang der Neunziger wird es ihn wohl an seinen Misserfolg erinnert haben.«

Ich fragte mich, ob gute Kunst am Ende eines Jahrzehnts verdarb. »Und Sie konnten ihm nicht helfen?«

»Tja, ich liebte ihn so sehr«, gab sie zu. »Und was tut er? Was tut dieser Mistkerl? Er lässt mich in der Silvesternacht 1980 wegen einer Sechzehnjährigen sitzen.«

Sie brauchte nichts mehr zu sagen. Silvester sitzen gelassen zu werden hörte sich scheußlich an. Kurz darauf hielt das Taxi an. Helga Elfman warf eine Zehn-Dollar-Note auf das abgewetzte Plastik des Vordersitzes und stieg aus.

Als der kalte Wind mich Ecke Madison und Fifty-ninth traf, wurde mir mit einem Schlag klar, dass ich weder Mantel noch Geldbörse bei mir hatte. Wahrscheinlich saß Zoe noch immer mit meinen Sachen am Tisch.

Helga ging mit ausgreifenden Schritten davon. Ich lief ihr nach, als sei sie meine Gänsemutter. Schließlich wandte sie sich halb zu mir um und sagte: »Vielleicht sollten Sie diese asiatische Minderjährige, für die er mich abgeschossen hat, benachrichtigen.«

»Und wer war das?«

»Diese verrückte Sue Wott. Das kambodschanische Flittchen!«

Hätte Primo vielleicht auch mit mir Schluss gemacht, wenn ich ihn genug geliebt hätte?

»Ich glaube, ich wecke lieber keine schlafenden Mätressen.«

»Na ja, sie waren verheiratet.«

»Verheiratet?« Das Wort prallte ab und hallte wider. »Wo kann ich sie finden?«

»Rufen Sie die ›Film Archives‹ an. Die haben mal diese langweiligen Kurzfilme gezeigt, die sie gemacht hat.«

»Und Sie meinen wirklich, dass ich es ihr sagen sollte?«

»Sicher. Sie soll sich genauso beschissen fühlen wie alle anderen auch«, antwortete Helga.

Sie schob eine Glastür auf und ließ mich mittellos und allein auf dem dunklen Midtown-Bürgersteig stehen. Zitternd blickte ich durch die Glastür und sah, dass sie, das Gesicht von mir abgewandt, wartend vor dem Aufzug stand. Ich hörte das »Fing«. Sie trat in den Fahrstuhl. Ich riss die Tür auf und stürzte hinter ihr in den Aufzug, als die Türen sich bereits zu schließen begannen.

»Falls Sie mir nicht mitteilen wollen, dass noch einer meiner Ex-Freunde von früher verstorben ist, wüsste ich nicht, was wir noch miteinander sollten«, sagte sie.

»Ich wollte sie eigentlich nur fragen, ob Sie mir zehn Dollar leihen können, damit ich zurückfahren kann.«

»Wenn ich etwas von Primo gelernt habe, dann, dass man niemandem irgendetwas leihen sollte.« Sie zog einen Zehner aus ihrer Handtasche und reichte ihn mir. »Betrachten Sie es als Bezahlung für die Informationen.«

»Danke«, sagte ich. Wir fuhren gemeinsam bis zu ihrer Etage hinauf und bevor sich die Tür öffnete, fragte sie: »Wie sehe ich aus?«

Ich betrachtete ihr Gesicht und sah Dollars und Deals darin. »Klasse.«

»Lassen Sie mich wissen, ob es ein Begräbnis oder so was gibt!«

Ich versprach es und die Tür schloss sich. Draußen war es kalt und ich schob die Arme in die Ärmel meines T-Shirts, um meine Gänsehaut zu lindern. Ich sah aus wie eine fette Amputierte, als ich ein Taxi anhielt. Zurück im Cobalt Colt, war es, als wäre ich nie weg gewesen. Zoe saß immer noch am Tisch, neben ihr ein kahlköpfiger Kerl um die vierzig, der bedeutungsschwanger lächelte. Er sah aus wie einer, der gegen seinen Willen auf einer Dentistentagung festgehalten wird. Ich wartete, bis sie ihre Telefonnummer ausgeteilt hatte und er aufstand und ging. Wahrscheinlich kehrte er zu seiner Frau und den Kindern

nach Long Beach zurück. Selbst an einem schlechten Tag hätte Zoe etwas Besseres finden können.

Wir zahlten und versuchten, uns auf ein Restaurant zu einigen. Sie wollte einen neuen Chinesen auf der Fourth Street, Shun Tung's, ausprobieren. Ich sehnte mich nach dem Middle Eastern auf der St. Mark's. Wir trafen uns in Zentralasien und gingen zu Milara, einem indischen Restaurant auf der Sixth. Reis, undefinierbares Fleisch, das aussah wie Betonklümpchen, die in einer glibberigen braunen Soße schwammen, eine große Schüssel Kohl, die der Küchenchef eigenhändig in die Mikrowelle geschoben hatte, verschiedene kalte Soßen, eine nicht extrem hohe Rechnung und ein Abend voller befremdlich schmeckender Rülpsen. Während des Essens erzählte ich ihr, dass Primo verheiratet gewesen war.

»Das ist nicht dein Ernst.«

»Mit einem kambodschanischen Mädchen.«

Als wollte sie dem Ort von Primos Abflug von dieser Welt letzten Respekt zollen, begleitete Zoe mich bis nach Hause. Als wir meine Tür erreicht hatten, hörten wir dahinter ein Scharren und Winseln.

»Du willst nicht zufällig einen Hund, oder?«, fragte ich.

»Ich bin allergisch«, sagte sie schnell, aber ich wusste, dass sie noch nie irgendein Haustier besessen hatte.

»Woher willst du das wissen, wenn du noch nie den Fehler gemacht hast, dir einen zuzulegen?«

»Ich weiß es eben«, sagte sie und ging.

4. Kapitel

Am nächsten Morgen wachte ich lange vor dem Klingeln des Weckers auf. Der Hund hatte in der Nacht auf der Suche nach Knochen oder anderen Essensresten die Mülltüte aufgerissen. Mir fiel ein, dass er seit Primos Tod kein Futter mehr bekommen hatte. Ich öffnete den Schrank über der Spüle, holte das Trockenfutter heraus und schüttete es in Numbs blaue Schüssel. Dann betätigte ich ein paar Mal die Klospülung, damit das Wasser darin sauber genug zum Trinken war. Es war erst fünf Uhr, sodass ich mich in der Hoffnung, noch ein bisschen Schlaf zu bekommen, wieder hinlegte.

Aber das Karussell drehte sich weiter. Bilder erschienen vor meinem inneren Auge. Ich erlebte noch einmal den schicksalhaften Abend, an dem Primo sich von einem Spielzeug in eine Art Freund verwandelte. Es war das sechste oder siebte Mal, dass wir zusammen ausgingen.

Wir waren im Tompkins Square Park und er versuchte, mich zu küssen. Wir saßen in einer der kleinen Sackgassen und ich spielte mit ihm wie mit einem Jojo, zog ihn an mich und stieß ihn wieder zurück. Ich gebe zu, ich genoss es, ihn auf kleiner Flamme gar zu kochen, gerade weil er immer Mr. Cool, den King of Control, spielte. Dann passierte etwas Übles - natürlich genau das, was nicht hätte passieren sollen: Gregory kam vorbei. In seinem haarlosen, muskelbepackten Arm hielt er ein mageres, blutleeres Mädchen vom Typ Gwyneth Paltrow. Er sagte kein Wort, als er vorbeiging, aber die beiden grinsten mich herablassend an und ich las es in Gregs hämischem Gesichtsausdruck: »Einen Besseren als mich kriegst du nicht mehr.«

Sind alle neuen Freunde nur Fehlreaktionen auf vergangene Beziehungen, nur Gegengift gegen vergangene Liebhaber und Lieben? Ich packte Primo, schleifte ihn mit zur Horseshoe Bar auf der Avenue B und fing an, mir die Drei-Dollar-Drinks mit Katergarantie reinzukippen. Wir fanden eine Nische und schlüpfen hinein. Noch in der Bar wurde die Sache heiß und heftig. Dann gingen wir zu ihm und ich verlor den Boden unter den Füßen. Seine Wohnung wurde zur Sauna durch die Hitze unserer Leidenschaft, wir tobten und wälzten uns ohne Rücksicht auf Verluste. Kein AIDS-Test, kein Gummi, keine Schranken. Nachdem wir uns am nächsten Morgen geduscht und schweigend getrennt hatten, fühlte ich diesen Ekel, der die Folge von hirnlosem Sex mit einem Fremden ist. Schlimmer noch: Primo war jemand, zu dem ich mich tief im Inneren hingezogen fühlte, weil ich ihn auf seltsame Weise verachtete. Der Tag bestand aus einer langsam ansteigenden Flut von Scham und Selbsthass. Am Abend fühlte ich mich wie eine Nutte.

Wut und Lust und Sauferei und Schweiß und Einsamkeit hatten mich niedergemacht, ließen mich zittrig und verwundbar zurück. Als Primo später am selben Tag auf den AB sprach, ging ich einfach nicht dran. Er schien zu glauben, dass ich ein frisch erblühtes Mauerblümchen sei, seine eigene kleine errötende Braut. Jedenfalls sprach er mir in der Folge eine Lawine von Nachrichten aufs Band.

Ein paar Tage später kam ich nach Hause und fand ihn an einen vor meiner Haustür geparkten Wagen gelehnt.

»Hi«, sagte er, während ich nur dastand und hoffte, mich in Luft aufzulösen.

»Wie geht's?« Ich musste ja etwas sagen.

»Ich wollte mich entschuldigen«, begann er und blickte nervös zu Boden. Er kam näher, damit ich sein Flüstern verstehen konnte. Er schien wirklich fertig zu sein. »Du hast mich nicht angerufen. Offensichtlich stimmt etwas nicht.«

»Ich hatte nur viel zu tun.« Ich zog Sex ohne telefonische Nachbereitung vor.

»Ich glaube, da steckt mehr dahinter.«

»Nein, tut's nicht«, stotterte ich. Warum ließ er mich nicht einfach in Ruhe?

»Lass uns ein bisschen spazieren gehen, ja?«

Wir gingen in Richtung Houston. »Ich habe Jahre gebraucht, um zu begreifen, dass Sex für einen Mann etwas ganz anderes bedeutet als für eine Frau. Für uns ist Sex ein großer Vergnügungspark, in dem die Frau eine der Bahnen darstellt. Aber ich glaube, für Frauen hat es sehr viel mehr Bedeutung; es ist wie ein Mittel, unsere Vertrauenswürdigkeit zu testen. Wahrscheinlich würdest du mich jetzt mehr mögen, wenn ich nichts gemacht hätte.« Mein Schweigen wurde als Zustimmung ausgelegt. »Ich habe so das dumpfe Gefühl, dass du normalerweise nicht so weit gehst wie neulich mit mir.«

»Stimmt«, gab ich zu. Ich konnte ihn nicht ansehen. Er nahm meine Hand und küsste sie.

»Ich bin nicht gut darin, auf die Knie zu fallen, aber ich halte sehr viel von dir. Ich bin gerne mit dir zusammen und es hat mir viel bedeutet, dass du mir vertraut hast.« Plötzlich zog er eine makellose Rose aus seiner Jackentasche und gab sie mir. Es war einfach zu unfassbar und schön.

»Wenn du mir nur die Chance gibst, dann beweise ich dir, dass du nicht das Gefühl zu haben brauchst, die falsche Entscheidung getroffen zu haben.« Mr. Hallmark hätte es nicht besser formulieren können.

All das war erst vor ein paar Monaten gewesen, aber es kam mir - vielleicht, weil er nun tot war - wie Jahre vor.

Nach dem Winseln, unruhigem Hin- und Herlaufen und dem fürchterlich feuchtäugigen Blick zu urteilen, schien Numb gastroin-

testinale Qualen zu leiden. Er musste unbedingt raus. Ich stand auf, warf mir einen Regenmantel über die Unterwäsche, schlüpfte in die Sneakers, leinte das Vieh an und marschierte los.

Zwanzig Minuten später hatte Numb den nach seinen unergründlichen Kriterien idealen Ort gefunden. Als ich ihn fröstelnd wieder nach Hause führte, schwor ich mir, ihn noch diese Woche ins Tierheim zu bringen. Es war zehn Uhr und ich kam zu spät zur Arbeit. Die Bahn war voll und die Fahrt nervig. Die Straßen waren genauso verstopft und wirkten einmal mehr zu eng für die steigende Einwohnerzahl der Stadt. Nachdem New York jahrzehntelang out gewesen war, musste jetzt plötzlich jeder hier sein.

Als ich ankam, wies man mir einen anderen Schreibtisch als üblich zu. Der, an dem ich gestern gearbeitet hatte, war nun von einer Aushilfe besetzt, die pünktlich gekommen war. Ich ging an Telefone, deren Nummern niemand kannte, und erhielt ein rätselhaftes Dokument, das ich nach Sibirien faxen sollte.

Gegen elf bekam ich die Gelegenheit, mich in eine leere Kabine zu schleichen und schnell per Fernabfrage meinen AB abzuhören. Außer einem Anruf von meinem Vermieter, der mir mitteilte, dass ich mit der Miete in Verzug sei, war da noch einer von Primos Mutter. Sie bat mich, sie zurückzurufen.

Das tat ich sofort. »Hallo, Mrs. Schultz. Hier ist Mary Bellanova.«

»Der Gerichtsmediziner hat mich angerufen. Ich soll Primo abholen.« Im Hintergrund war der Fernseher zu hören.

»Weiß man, woran er gestorben ist?«

»Herzversagen.«

»Hat er gesagt, wodurch es ausgelöst wurde?«

»Oh, er meinte, Primo habe nicht gewusst, dass er krank war.« Sie machte eine Pause, als würde sie versuchen, sich an etwas zu erinnern. Dann fügte sie hinzu: »Ich habe das Malio Bestattungsinstitut angerufen.«

»Wann soll die Beerdigung sein?«, fragte ich.

»Er wird eingäschert.«

»Und was wollen Sie mit der Asche tun?«

»Ich hatte eigentlich gehofft, dass Sie mir dabei helfen könnten«,

antwortete sie. »Da er die letzten zwanzig Jahre in diesem dreckigen Village gewohnt hat, scheint es mir richtig, dass er da verstreut wird.«

»Würden Sie das nicht lieber tun?« Ich war etwas irritiert von dieser merkwürdig unbeteiligten Mutter.

»Ich bin an den Rollstuhl gefesselt«, erklärte sie. Sie klang eher wie an den Fernseher gefesselt.

»Dann helfe -« Ich konnte den Satz nicht beenden. Sie gab mir ihre Adresse und sagte mir, dass sie mich anrufen würde, sobald sie die Urne bekäme.

»Wussten Sie, dass Primo einen Hund hatte?«, gelang es mir noch hastig loszuwerden. »Sie wollen ihn nicht zufällig nehmen, oder?«

»Ich habe Angst vor Hunden«, sagte sie.

Als ich auflegte, verspürte ich plötzlich eine eisige Kälte, eine diffuse Furcht davor, wie leicht ein Leben einfach weggeräumt werden konnte. Ich wollte mich an die Hoffnung klammern, dass Primos -und jedes menschliche - Leben nicht von heute auf morgen in Vergessenheit geriet, dass eine Person nicht einfach wie ein toter Goldfisch weggeworfen werden konnte. So beschloss ich Primos kambodschanischer Ex-Frau von seinem Tod zu erzählen. Vielleicht konnte ja sie um den armen Mann trauern.

Ich suchte in meinem Portmonee nach dem Namen der jung Geschiedenen - Sue Wott. Ich rief die Auskunft an, fragte die automatische Vermittlung nach einer Adresse in Manhattan und buchstabierte den Namen. Einen Moment später wurde ich mit einem Menschen verbunden, der mir sagte, dass ihr Name nicht eingetragen sei.

In der Mittagspause ging ich in eine überteuerte koreanische Salatbar nahe meines Arbeitsplatzes und besorgte mir ein Muffin und einen koffeinfreien Kaffee zum Mitnehmen. Die fair gehandelte Brühe schmeckte wie aus Armeebeständen. Zurück an meinem anonymen Schreibtisch, bekam ich einen Stapel bedeutungsloser Papiere, die ich zu kopieren hatte - eine Arbeit, die mich augenscheinlich den Nachmittag beschäftigt halten sollte: Der Kopierer in dem Büro

hatte keinen automatischen Papiereinzug, sodass man jedes Blatt einzeln auflegen musste. Von einem Gefühl der Nutzlosigkeit

überwältigt, schnappte ich mir ein Telefon, suchte mir eine Leitung nach draußen, rief die Auskunft an und ließ mir die Nummer der Film Archives geben, bei denen laut Helga Sues Filme gelaufen waren.

Als der Empfang mich zum Manager durchgestellt hatte, fragte ich, ob man dort eine gewisse Sue Wott kennen würde.

»Sie sind offenbar keiner von unseren Stammbesuchern«, sagte eine Männerstimme zwischen pikiert und abgefickt. »Ansonsten wüssten Sie wohl, dass sie seit über zehn Jahren keinen Film mehr bei uns laufen hatte. Ich hab nicht mal mehr ihre Nummer.«

»Sie wissen auch nicht zufällig, ob Sie noch in der Stadt ist, oder?«

»Sie ist zum Glück jetzt auf Rockdiva umgestiegen.«

»Wieso zum Glück?«

»Sie spinnt. Und dann hatte sie schließlich auch noch das Kind.«

»Ein Kind?«, wiederholte ich.

»Ja. Muss jetzt ungefähr sechs sein.«

»Sie wissen nicht zufällig, wer der Vater ist?«

»Nein, und ich will's auch nicht wissen.«

»Könnten Sie mir vielleicht einen Tipp geben, wie ich sie ausfindig machen kann?«

»Ich hab mal gehört, dass sie irgendwo gestrippt hat.«

»Gestrippt?«

»Ja. In einem Strip-Salon.« Er bat mich noch, seinen Namen nicht zu erwähnen, falls ich sie tatsächlich finden sollte. Ich versprach es und er legte auf.

Ein Strip-Salon. Man bezeichnete nicht mehr viele Läden als Salon. Das Wort war im Aussterben begriffen. Ich kehrte wieder zu meinem Kopierer zurück, begierig darauf, meinen mir selbst gestellten Zeitplan einzuhalten. Als die Schichtleiterin kam, sah sie mich in rasendem Tempo arbeiten.

»Sie müssen sich hier nicht umbringen«, sagte sie, entzückt über meine Geschwindigkeit beim Kopieren und Sortieren, denn sie wusste ja nicht von meinen Telefonaten. Ich dankte ihr, wartete, bis sie weg war, und rief augenblicklich Zoe' auf der Arbeit an.

»Hier ist viel los«, flüsterte sie. »Was willst du?«

»Ich hab dir doch erzählt, dass Primo eine Frau hatte?«

»Die komische Kambodschanerin?«

»Ja. Ich habe gehört, dass sie einen Job als Stripperin hat.«

»Zeig's mir, Baby.«

»Wo könnte sie denn strippen?«, fragte ich.

Vor langer Zeit, als Zoe in diese Stadt gekommen war, hatte sie ein kurzes Gastspiel als Stripperin gegeben, um sich ihre tiefsten Selbstzweifel bestätigen zu lassen.

»Wie hieß die Schlampe noch mal?«

»Sue Wott.«

»Wahrscheinlich benutzt sie einen Künstlernamen.« Zoe hatte sich damals Kitty genannt. »Wenn sie im East Village lebt, arbeitet sie vermutlich entweder im Baby Doll oder in Billy's Topless.«

Ihr Chef war offenbar gerade aufgetaucht, denn sie legte auf, ohne sich zu verabschieden.

Ich rief die Auskunft an und ließ mir die Nummern von beiden Etablissements geben. Als ich Billy's anrief, versuchte die Bardame am anderen Ende der Leitung, die Musik zu übertönen.

»Tanzt bei Ihnen eine Sue Wott?«

»Sue Watt?«, witzelte sie.

»Haben Sie eine asiatische Tänzerin?«

»China Blue tanzt an den Wochenenden.« Es war Dienstag.

»Sie wissen nicht zufällig, ob sie mit einem Primo Schultz verheiratet war, oder?«

Sie legte auf. Ich rief das Baby Doll an. Die Musik dort war noch lauter, die Hintergrundgespräche noch störender.

»Tanzt bei Ihnen eine Sue Wott?«, fragte ich.

»Noch nie gehört.«

»Arbeiten bei Ihnen irgendwelche Asiatinnen?«

»Ja. Minnie Belle.«

»Sie wissen nicht zufällig, ob sie verheiratet ist?«

»Wieso, sind Sie Mormonin?« Dann fügte er hinzu: »Sie ist, glaube ich, geschieden.«

»An welchen Tagen strippt sie?«

»Donnerstags.«

Ich dankte ihm und legte auf. Dann rief ich Zoe' an und sagte ihr, dass ich dem Laden einen Besuch abstatten würde. Da ihr Leben, wie sie sagte, in letzter Zeit ohnehin viel zu langweilig sei, wollte sie mitkommen.

Am Donnerstag trafen Zoe und ich uns nach der Arbeit bei Starbucks an der Fifty-first und Broadway. Wir gingen hinüber zur U-Bahn, entwerteten den letzten Abschnitt auf unseren Mehrfahrentickets und quetschten uns in den überfüllten, schlecht belüfteten letzten Wagen.

Die Türen glitten zu und die Stationen vorbei: Forty-second, Thirty-fourth, Twenty-eighth. Es stiegen mehr Leute ein als aus und schoben Zoe und mich weiter zusammen, bis wir uns zwangsweise aneinander schmiegen. »Findest du nicht, dass du's ein bisschen übertreibst?«, fragte Zoe.

»Was meinst du damit?«

»Wir gehen in ein Strip-Lokal, um eine Ex-Frau von Primo zu treffen. Ich meine, solange Primo noch gelebt hat, hast du dich nicht derart für ihn interessiert.«

»Er war auch nie so interessant«, erklärte ich.

An der Canal Street stiegen wir aus und Zoe übernahm die Führung.

Obwohl es noch nicht ganz dunkel war, waren die Straßen unterhalb der Canal wie ausgestorben. Während wir ein paar Blocks weitergingen, baute sich eine stumme Spannung auf. Als wir die Sixth Avenue erreicht hatten, waren wir beide etwas nervös. An dem Laden, zu dem wir wollten, hing ein Schild mit einem blödsinnigen Wortspiel: »sTopless Dancing«. Zoe machte sich eine Ziehte an, ich tat es ihr nach und wir beide inhalierten tief.

»Ich bin noch nie in so einem Laden gewesen«, gestand ich mit einem Grinsen.

»Tu einfach so, als wären wir die härtesten Lesben vom ganzen Block.«

»Na, dann los, Schwester«, sagte ich und stieß den Rauch aus.

Zoe drückte die Türen auf, wandte sich nach links und betrat den Laden. Ich spürte, wie sich augenblicklich aus allen Richtungen Blicke auf uns hefteten. Die Bar war voller dunkel gekleideter Fettsäcke, die das weibliche Fleisch anstarrten - Stripperinnen, die sich ihr Trinkgeld verdienten. Eine davon - eine üppige Russin - lag auf der Seite wie auf einem Botticelli, hatte die Marmorschenkel geöffnet und zeigte Schamhaar, das durch ihren G-String gebändigt wurde. Eine anderes, dünneres Mädels rutschte an einem Aluminium-Pfeiler auf und ab. Im Kontrast zu den reglosen männlichen Zuschauern wirkten die Frauen wie menschliche Tiere, die um Nahrung bettelten. Für mich hatte ein Strip nichts Degradierendes - vor allem nicht, seit ich wusste, wie viel die Frauen verdienten. Das Ausnutzen war gegenseitig.

»Welche ist Minnie Belle?«, fragte Zoe die Frau hinter der Theke, eine Latina jenseits ihrer besten Jahre, deren Möpse über das Bustier quollen.

»Sie hat gerade aufgehört zu tanzen. Sie müsste gleich rauskommen.« Strippen war ein Anachronismus. Eigentlich war schon in den Fünfzigern Schluss damit gewesen. Heutzutage trugen die Mädchen einfach G-Strings und »tanzten«. Zoe und ich suchten uns einen Hocker. Zoe bestellte ein Bier, ich, da ich nüchtern bleiben wollte, eine Limo. Die dünnere der beiden Tänzerinnen, die mitten in ihrer Gymnastik war, lächelte Zoe an. Ihre Figur war nichts Besonderes, aber sie hatte ein unglaublich süßes, mädchenhaftes Gesicht und langes blondes Haar. Zoe erwiderte das Lächeln. Die Stripperin winkte sie zu sich. Ich blieb an der Bar stehen, viel zu nervös, um mich überhaupt zu bewegen. Nach zwei Songs nahm Zoe einen Fünfer aus ihrem Portmonee und schob ihn dem Mädchen unter das Gummi des Strings. Irgendein Idiot johlte.

Die Stripperin packte Zoes Hand und hielt sie fest. Ein Song von Gloria Gaynor setzte ein. Zoe begann mit der Blondin zu tanzen. Ein paar der Männer fingen an zu lachen und zweideutige Bemerkungen zu machen, aber niemand hielt die zwei Frauen auf, die umeinander kreisten. Als die Blonde Zoes Rock ein paar Zentimeter anhub und Oralsex simulierte, ließ einer der stilleren Zuschauer einen Haufen Dollarnoten auf die Tanzfläche regnen. Ich wusste, dass Zoe nur

deshalb mitmachte, weil sie das krankhafte Bedürfnis hatte, im Mittelpunkt männlichen Interesses zu stehen.

Nach ein paar weiteren Songs sah ich eine umwerfende Asiatin in gelackten High Heels aus der Mitteltür kommen. Sie hatte langes, schwarzes geflochtenes Haar, dass ihr über den knöchigen Rücken fiel. Ihre schönen Augen mit den dichten Wimpern überblickten das männerverseuchte Halbdunkel. Sie trug ein blau-kariertes Hemd, das über einem roten BH geknotet war.

Ein jungenhafter Typ, der mich an Mickey Rooney in Jugendjahren erinnerte, steuerte sie an, bevor ich überhaupt eine Chance bekam, sie nach Primo zu fragen. Ein älterer Kerl, der steif wie ein Marine dastand, wartete etwas abseits auf sie. Bubi-Mickey bestellte ihr einen Drink und begann auf sie einzureden. Sie hörte zu, lachte und kippte ihren Cocktail runter. Währenddessen forderte jemand die blonde Tänzerin auf, Zoe auszuführen, als die Musik zu einem langsamen Song wechselte. Ich zündete mir noch eine Zigarette an und beobachtete, wie Minnie Belle der Bardame signalisierte, sie solle nachfüllen, obwohl Mickey seinen Drink erst zur Hälfte getrunken hatte. Die blonde Stripperin zog Zoes Reißverschluss am Rücken auf und zu.

»Wann tanzt du denn, Süße?«, fragte mich irgendein Spacken.

»Wenn die Hölle gefriert«, war meine fromme Antwort. Ich bestellte noch eine Cola Light.

»Na ja, in Anbetracht der Wetterlage könnte das ein schlechtes Jahr dafür sein.« Er war niedlich, aber noch sehr jung, wirkte wie eine Kreuzung zwischen Matt Dämon und Ben Affleck.

»Was machst du?«, fragte ich, weil ich keine Zeit verlieren wollte. Falls er nicht irgendeinen künstlerischen Beruf ausübte oder mindestens eine sechsstellige Summe pro Jahr erntete, würde ich umgehend aus diesem Gespräch aussteigen.

»Ich bin arbeitslos«, antwortete er freundlich-naiv.

»Und wie willst du meine Drinks bezahlen?« Ich wollte sehen, wie weit ich es treiben konnte, bevor er gehen würde.

»Für so was habe ich genug gespart.« Wäre er nicht so niedlich gewesen, hätte ich keinen Augenblick mehr auf dem Barhocker verschwendet.

»Wie alt bist du?«

»Dreiundzwanzig«, sagte er. Das konnte nur ein Scherz sein.

»Hast du einen Ausweis dabei?« Er zeigte mir seinen Führerschein. Er hatte keinen Scherz gemacht, was meinen Glauben, dass Männer erst ab vierzig Lustmolche wurden, zunichte machte.

»Ich bin dreißig«, sagte ich.

»Du siehst toll aus«, erwiderte er und punktete damit ganz gut bei mir.

»Wo wohnst du?«, fragte ich, weil ich wissen wollte, wie weit die Männer reisten, um die Mädchen tanzen zu sehen.

»Einen kurzen erfrischenden Fußmarsch von hier.« Dafür wieder Punktabzug.

»Und wie groß ist das Loch?«

»Kein Loch. War heute noch beim Zahnarzt.« Er öffnete den Mund und zeigte mir seine perlweißen Beißerchen. »Aber wenn du meine Wohnung meinst - sie ist groß und geräumig, ein Loft, das deiner geschätzten Anwesenheit harrt.« In diesem Moment sah ich, wie Mickey-Mausi der tödlichen Umklammerung Minnie Beiles entkam.

»Ich will nicht unhöflich sein, aber ich muss jetzt abhauen«, sagte ich zu dem arbeitslosen Charmeur.

»Hier.« Er gab mir seine Karte. »Ruf mich an, wenn du Lust auf einen Kaffee hast.« Ich nahm die Karte, als der gestärkte Marine sich zu Minnie Belle gesellte und ihr einen Drink anbot.

»Kann ich Sie einen Moment sprechen?«, schnitt ich dem Marine das Wort ab.

»Warte, bis du an der Reihe bist«, sagte der Kerl.

»Reg dich ab«, sagte Minnie Belle zu dem Mann, der geistig anscheinend in Vietnam stecken geblieben war.

Ich ging direkt in die Offensive. »Heißen Sie Sue Wott?«

»Das ist ein Name, den ich lange nicht gehört habe und auch noch eine ganze Weile nicht hören will. Sie ist raus aus dem Verein.«

»Sie wissen nicht zufällig, wie ich sie erreichen kann?«

»Wir haben eine gemeinsame Freundin, Lydia.«

»Könnten Sie mir Lydias Nummer geben?«

Der Sergeant stieß wütende Gurgellaute aus.

»Ich kann Lydia höchstens Ihre Nummer geben«, antwortete Minnie.

»Mein Freund ist gestorben«, erklärte ich. »Er war Sue Wotts Ex-Mann. Ich versuche herauszufinden, ob er der Vater ihres Kindes war, denn ich denke, dass sie es dann gerne erfahren würde.«

»Das Letzte, was ich gehört habe, war, dass sie in einer Frauenband mitspielt. Nutty and the Sexy.« Ich bedankte mich und gab ihr meine Telefonnummer. Minnie wandte sich ihrem nächsten Opfer zu.

Der Junge, mit dem ich gesprochen hatte, war weg. Auf seiner Karte stand: »Alphonso Del Guardio, Jjd. LLC.« Keine Ahnung, was für einen akademischen Rang diese Kürzel zu bedeuten hatten.

Ich warf Zoe einen Blick zu, um sie zum Aufbruch zu bewegen, aber sie flirtete noch immer mit der klapprigen Blondine.

Da ich froh war, dass sie überhaupt mit mir gekommen war, wollte ich sie jetzt nicht stören, was immer sie da gerade am Laufen hatte.

Ich kehrte zur Theke zurück, an der sich gerade wieder eine Schnapsdrossel niederließ.

»Hi«, lallte er. Mit seinen wächsernen Wangen, den eingesunkenen Augen und den schmalen Lippen sah er ganz heroinchic aus.

»Hi.«

»Arbeitest du hier?«

»Bestimmt nicht.«

»Willste was trinken?«

»Cola Light mit Zitrone.« Für sich selbst bestellte er irgendeinen Import-Schnaps.

Der Kerl war sehr verliebt in sich selbst und breitete vor mir seine ganze langweilige Lebensgeschichte aus. Wie er in Brooklyn mit sechs Brüdern aufgewachsen war und sein Vater ihn versohlt hatte, wenn er es zu weit getrieben hatte, und wieso das den verwöhnten Kindern von heute einmal gut tun würde. Das war etwas, das ich an Primo gemocht hatte: Er wusste genau, dass niemand Lust hatte, sich einen Blumenkohl ans Ohr Schwallen zu lassen. Während der traurige

Sack mir sein Herz ausschüttete, setzte einer von den gefühlsduseligen Billy-Joel-Songs ein. Er erinnerte mich an das eine Mal, als ich Begleitservice für einen Haufen alter Schulfreunde gespielt hatte, die von Long Island in New York einfielen. Ich musste sie durch die Stadt führen und aus irgendeinem Grund war Primo mitgekommen. Weil wir uns alle bald langweilten, kehrten wir in eine Touri-Bar in Midtown ein.

Während meine alten Bekannten ihr Bier schlürften, verschwand Primo aufs Klo - zumindest dachte ich das. Im hinteren Teil des Ladens rostete eine Karaoke-Maschine vor sich hin. Er warf einen Dollar ein, nahm das Mikro und fing an, einen Billy-Joel-Song à la Sid Vicious zu singen. Es war gleichzeitig unglaublich bescheuert und gut gewesen. Unsere Kleinstädter hatten es furchtbar romantisch gefunden.

Bei der Erinnerung fing ich an zu lachen.

»Witzig, ne?«, meinte die Schnapsdrossel, weil sie glaubte, ich würde über ihre öde Story lachen. Vielleicht hatte ich PMS, vielleicht fühlte ich mich auch einfach von diesem unerträglichen Langweiler in die Enge getrieben, jedenfalls vermisste ich Primo plötzlich sehr. Tränen traten in meine Augen.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte der Kerl besorgt.

»Ich möchte allein sein.« Ich ging zu Zoe hinüber.

»Bist du fertig?« Ihre blonde Freundin war abgedampft.

Draußen überlegten wir, ob wir uns ein Taxi ins Village nehmen sollten. Aber es war nicht so weit und wir hatten uns beide eine Ewigkeit nicht körperlich betätigt, also beschlossen wir, uns die Beine zu vertreten.

»Was waren denn das für kleine Romanzen, die du da angefangen hast?«, fragte Zoe. Offensichtlich hatte sie die Intermezzi mit den verschiedenen deprimierenden Exemplaren der männlichen Spezies bemerkt.

»Ich? Und was war mit dir und Anne Heche?«

»Oh, bitte! Ich kenne Chase seit mindestens fünf Jahren. *Wir* haben nur rumgealbert!«

»Du kanntest sie?« Ich war überrascht.

»Nicht gut, aber -ja.«

»Sie sieht wie siebzehn aus.«

»Sie steckt voller Konservierungsmittel.«

Wir schlenderten durch Soho und Zoe fragte mich, ob ich mit Sue Wott Glück gehabt hätte. Ich erzählte ihr, dass es sich um eine andere handelte, dass aber Minnie Belle sie kannte und sie beide eine gemeinsame Freundin hatten. Minnie würde meine Nummer an diese Frau weitergeben. Schließlich kamen wir an Zoes Wohnung auf der anderen Seite des Tompkins Square Parks an der Tenth Street an und trennten uns.

Die Avenue B entwickelte sich zu einem Tummelplatz für Gastronomen, die glaubten, dass sie mit einer exotischen Küche und einem interessanten Ambiente das Publikum von der Avenue A gewinnen könnten, ohne die hohen Mieten zu zahlen.

Mir wäre das nie aufgefallen, wenn nicht Joey Lucas gewesen wäre. Vor ein paar Jahren, in den ersten drei Monaten unserer Freund

schaft, lud er mich zweimal in eine dieser spärlich besuchten Spelunken ein. Beide Male war ich extrem schlecht drauf gewesen.

Zephyr, das irgendwo an der Sixth Street lag, bot eine merkwürdige Mischung aus arabischem und deutschem Essen. Ähnlich wie in meiner Beziehung zu Greg musste man viel investieren, während der Service bescheiden war. Ich weiß noch, wie ich mich bei Joey während des Essens darüber auskotzte, was Greg für ein Ekelpaket war.

»Verschwende nicht deine Zeit«, riet Joey. »Such dir einen anderen.«

Als er mich das nächste Mal zum Essen einlud, gingen wir in einen Laden mit mediterraner oder jugoslawischer Küche oder sonst eins dieser verwahrlosten Häuschen auf dem Monopolybrett der Gastronomen. Hier wurden schlechter Service und schlechtes Essen mit einer zusammengewürfelten Einrichtung kompensiert. Ich saß am Tisch, trank mehr, als dass ich aß, und blies Trübsal, weil ich gerade von Greg verlassen worden war. Dennoch war ich froh, dass ich etwas mit Joey unternehmen konnte, sodass ich nicht schon wieder zusehen musste, wie sich ein Abend in einer von Zoes Aschenbecher-Bars in Zigarettenrauch auflöste.

»Glaub mir«, sagte Joey zum wiederholten Male. »Jetzt tut es noch weh, aber wenn die Wunden verheilt sind, wirst du dich fragen, wie du ihn so lange Zeit hast ertragen können.«

»Ich weiß«, wimmerte ich. »Aber -«

Den ganzen Abend dasselbe Lied, das ich auf tausend verschiedene Arten spielte. Mit jeder Wiederholung wurde ich besoffener und weinerlicher,

bis Joey so vernünftig war und mich mit einem Taxi nach Hause brachte. Als er fahren wollte, fragte ich ihn, ob er noch mit mir fernsehen wolle. Er muss gespürt haben, dass ich mich schrecklich einsam fühlte, denn er blieb, bis ich eingeschlafen war, deckte mich zu, machte das Licht aus und ging.

Die Sache war mir zu peinlich, um ihn am nächsten Tag anzurufen, doch ein paar Wochen später tauchte er im Starbucks auf, wo ich zu der Zeit gerade arbeitete, und bestellte einen Kaffee.

Ich brachte ihn Joey und sagte, dass ich in zwanzig Minuten abhauen würde.

»Willst du mich angraben?«, witzelte er gerade laut genug, dass die Frau hinter ihm es mitbekam.

»Das ist nur der Special Service für unsere ledigen Kunden.« »Ihr seid ja wirklich klasse hier. Ich sitze drüben am Fenster.« Es war die Woche des lauten und staubigen San Gennaro Festivals, also gingen wir später durch die Mulberry Street unter den mit Lichterketten geschmückten Plastikplanen her. Überteuerte Spielbuden und fahrbare Imbissstände bremsen den langsamen Strom dämlicher Touristen. Es musste ein Fest für Taschendiebe sein. Als der Abend zu Ende ging und er mich zu meiner Haustür brachte, spürte ich zum ersten Mal die schmetterlingsbedingte Magenverstimmung, die nur bedeuten konnte, dass ich mich ernsthaft in meinen ehemaligen Nachbar verknallt hatte.

5. Kapitel

Ein paar Tage, die man getrost vergessen konnte, verstrichen. Weder Mrs. Schultz noch Lydia, die mysteriöse Freundin von Sue Wott, rief mich an. Immer wieder sagte ich mir, dass ich wegen des Hundes inserieren müsste, aber während ich es von Tag zu Tag hinausschob und ihn zu den unterschiedlichen Hundewiesen unseres Viertels brachte, entdeckte ich, dass ich auf einen Hort von vakanten Männern gestoßen war... was bedeutete, dass Numb noch eine Gnadenfrist hatte. Ich zerkaute Twizzlers und rauchte wie ein Schlot, während ich mich innerlich darauf vorbereitete, mich wieder auf den Markt zu schmeißen.

Einer der zweifelhaften Pluspunkte unseres Abends in der Baby Doll Lounge war meine Bekanntschaft mit dem jugendlichen, aalglatten Alphonso Del Guardio. Weil ich keine Lust mehr hatte, zu warten, bis irgendeiner kam und mich aufflas, rief ich ihn an und wir verabredeten uns zum Essen. Da wir danach noch ins Kino wollten, trafen wir uns früh am Abend in einem Thai-Restaurant zwischen TriBeCa und Chinatown. Auch in dieser nicht-anrühigen Umgebung sah er nicht übel aus. Über einem dampfenden Reisgericht fragte er mich über mein Leben aus. Ich versuchte, voller Esprit, locker und nicht fassbar zu sein, wie Männer es mögen. Er lachte viel und gab sich aggressiv interessiert. Weil es noch zu früh fürs Kino war, gingen wir nach dem Essen eine Weile spazieren. In Chinatown kauften wir uns beide ein Grüner-Tee-Eis und gingen dann in südöstliche Richtung über die

Worth Street und die Brooklyn Bridge, um uns auf der anderen Seite ein Kino zu suchen.

Als wir am East River standen, rückte ich mit der großen Frage raus.

»Was bedeuten diese Buchstaben hinter deinem Namen?«

»Du meinst, auf meiner Visitenkarte?«

»Yep.«

»Na ja.« Er räusperte sich. »Ich habe einen Abschluss in Paranormaler Psychologie.«

»Und was genau ist das?«

»Kennst du *Ghostbusterst*«

»Du - du meinst doch nicht, du -«

»Hattest du je das Gefühl, beobachtet zu werden, obwohl du allein warst?«

»Ja, aber dann stellte sich immer raus, dass es irgendein Spanner von gegenüber war«, witzelte ich in der Hoffnung, dass er mir die Wahrheit sagen würde und diese nicht irgendwo da draußen läge.

»Die Universität von Minneapolis ist eins der drei Institute, die einen Lehrstuhl dafür haben.«

»Du verarschst mich, oder?« Ich blieb stehen und weigerte mich, einen Schritt weiterzugehen.

»Ich fürchte nicht.« Er sah mich ernst an.

»Du willst mir also sagen, dass du mit Verstorbenen kommunizieren kannst?«

»Ich bin kein Seher, aber ja, das ist eine von den Fähigkeiten, die ich mir anzueignen versuche.« Ich sah ihm tief in die Augen und er erwiderte meinen Blick, ohne mit der Wimper zu zucken. Im Laufe meines Lebens war mir natürlich schon häufig in albernem TV-Magazinen Filmmaterial präsentiert worden, auf dem sich seltsame Schatten und Lichter wispernd über den Bildschirm bewegten, begleitet von den Aussagen exzentrischer Typen, die behaupteten, ihre nicht fleischlichen, rastlosen Seelen spüren zu können. Augenblicklich überlegte ich, ob es etwas gab, das ich Primo sagen wollte.

»Warum warst du überhaupt in der Strip-Bar?«, fragte ich, um das Thema zu wechseln.

»Sie liegt in der Nähe und ist billig. Und du?«

»Mein Ex-Freund ist gerade gestorben und ich habe versucht, seine Ex-Frau zu finden.«

»Ex?«

»Na ja, wir waren noch zusammen, aber die Beziehung bröckelte bereits.«

Wir unterhielten uns eine Weile über vergangene Beziehungen. Er erzählte mir, dass er seine letzte Freundin vor sechs Monaten verlassen habe, aber nun, da ich von seiner Paranormalität wusste, war ich mir nicht mehr sicher, ob ich ihm glauben sollte, und begann an seiner geistigen Gesundheit zu zweifeln. Warum flogen ausgerechnet solche Typen immer auf mich? Als wir die Hälfte der Brücke hinter uns hatten, stellte ich mich an das Geländer und blickte nach Süden. In der untergehenden Sonne sah ich Governors Island und Staten Island im grünbraunen Wasser liegen. Ein Schlepper überholte eine der schwimmenden Touri-Fallen, die die Insel umrundeten. Von solchen Ausblicken konnte ich nie genug kriegen. Alphonso rückte langsam näher heran, bis er sich schließlich an mich drückte. Ich spürte die pulsierende Dringlichkeit an meiner untrainierten Pobacke und stieß einen Laut aus, der nach einem zivilen Abstand forderte. Doch er ignorierte es und presste sich fester an mich.

Ich fasste um mich herum und piekte ihn in das, von dem ich annahm, dass es sein Gemachte war.

»Autsch!«, brüllte er und trat zurück. Als er sich wieder ein bisschen gefasst hatte, setzte er hinzu: »Tut mir Leid.«

»Halt dich einfach zurück«, warnte ich.

»Ich meinte nicht, dass es mir Leid tut, mich an dich gedrückt zu haben«, murmelte er.

»Was tut dir dann Leid?«

»Die Tatsache, dass die Buchstaben hinter meinem Namen gar nichts bedeuten.«

»Was soll das heißen?« Ich drehte mich zu ihm um.

»Ich hab dich veräppelt.« Er lachte.

»Im Ernst jetzt?«

»Ich wünschte, ich hätte irgendeinen Abschluss«, sagte er. »Aber ich sehe wenigstens die *X-Files*.«

Es sollte eine Bundesbehörde geben, die sich darum kümmert, Leute vor Kürzeln, die nichts bedeuten, zu schützen. Wütend stürmte ich davon. Er rannte hinter mir her und bat mich um Verzeihung.

»Komm schon«, flehte er. »Das hattest du dir echt verdient.«

»Hatte ich mir verdient«, echote ich.

»Ja. So, wie du dich mir gegenüber im Baby Doll verhalten hast. Als wir gerade vernünftig zu reden anfangen, haust du ab.« Ich konnte mich erinnern, aufgesprungen zu sein, als Minnie Belle plötzlich frei geworden war, war mir aber nicht bewusst gewesen, dass ich irgendeine Art von offener Rechnung hinterlassen hatte.

»Und was stellst du dann mit deinem Leben an?«, fragte ich, nachdem ich beschlossen hatte, ihn doch nicht einfach stehen zu lassen und abzuhaufen.

»Och, dies und das. Ich weiß noch nicht wirklich, was ich will.« Und wieder einmal stellte sich ein süßer Typ mit einem faszinierenden Lebenslauf einfach als Lahmarsch heraus. Scheiße.

»Und wie leitest du dir dein Leben?«, fragte ich, bemüht, meine Enttäuschung zu zeigen.

»Also, okay.« Er sortierte seine Gedanken und machte einen neuen Anlauf. »Zum einen werde ich erben. Momentan bekomme ich einen bescheidenen Betrag aus einem Treuhandvermögen, aber wenn der nächste meiner ledigen Onkels stirbt, sollte ich mir ein hübsches Stadthaus leisten können, und wenn ein dritter abgeht, dürfte es für ein Landhaus und ein paar Autos reichen.«

»Also verbringst du deine Zeit damit, für ihren Tod zu beten und Mystery-Serien zu gucken?«

»Aber ganz und gar nicht. Ich halte mich fit.« Er klatschte sich auf sein locker sitzendes Poloshirt. »Ich habe eine Dauerkarte fürs Fitnessstudio, ich kann so oft trainieren, wie ich will, und ich lese viel. Ich gehe jeden Tag zum Strand. Ich habe eine ganze Bibliothek aus Büchern und Videos.«

Was noch? Würde er mich gleich beeindrucken, indem er schnurlos telefonierte? Er fuhr fort, mich zu betören, während wir die Brücke

verließen und uns auf das Brooklyn Heights Twin zubewegten. Das war rein zufällig mein Lieblingskino. In diesem erdrückenden Zeitalter der geschmacklosen Megaplex-Konglomerate war es eins der letzten kleinen, kuscheligen und preiswerten Filmtheater. Wir sahen uns einen ausländischen Film an, in dem es um ein schüchternes, missverstandenes Mädchen ging, das mit einem durchgeknallten, missverstandenen Typen zusammen war. Dann fuhren wir mit dem Taxi zurück in die Stadt. Als der Wagen vor dem baufälligen Haus hielt, in dem sich meine Wohnung befand, schüttelte ich Alphonso die Hand.

»Kann ich dich wieder anrufen?«, fragte er. Er hatte für das Essen und den Film bezahlt, was allerdings nicht viel gekostet hatte. Wenn er nicht schon wieder gelogen hatte, würde er bald erben, was sich schwer arbeitende Leute zusammenverdienen mussten.

»Meinetwegen.«

Er beugte sich vor, verharrte einen Moment vor meinem Gesicht wie eine Mücke, die überlegt, wo sie zustechen soll, und drückte mir schließlich einen Schmatzer auf die Wange.

Die folgende und auch die nächsten Wochen hörte ich nichts mehr von ihm, und Zoe - die mich detailliert über die Verabredung ausgefragt hatte - war der festen Meinung, dass das auch besser sei. In der ersten Woche nach dem Date bezahlte ich meine Miete und alle möglichen Rechnungen. Außerdem inserierte ich bei der Off-Campus-Wohnungszentrale der New Yorker Universität: Weiblich, Nichtraucherin, keine Haustiere - Numb war genug. Dabei setzte ich den Mietanteil höher als die Hälfte der Gesamtmiete an in der Hoffnung, meine finanzielle Lage etwas verbessern zu können.

Bis Montag war mein Anrufbeantworter voller obdachloser Studentinnen. Bis Freitag hatte ich mit zweiundzwanzig potentiellen Mitbewohnerinnen gesprochen und die Liste auf zwei Top-Kandidatinnen reduziert, die sich äußerlich und charakterlich stark ähnelten. Beide schienen selbstbewusst und schweigsam. Beide behaupteten, keinen Freund zu haben, und sahen mit ihren süß-nervösen Blicken ansatzweise aus wie Winona Ryder. Was Winona A einen Vorsprung vor Winona B gab, war die Tatsache, dass sie nicht das Gesicht verzog, als ich ihr erzählte, dass mein Freund in der Wohnung

gestorben sei. Aber als ich dann Winona A anrief und ihr sagte, dass sie einziehen könne, antwortete sie, dass sie nun schon ein anderes Zimmer gefunden habe. Also Winona B.

»Tut mir Leid, aber ich habe schon ein anderes Zimmer«, sagte dann auch die zweite, als ich ihr die frohe Botschaft brachte. Ich sah mir den nächsten Namen auf der Liste an. Es handelte sich um ein dickes, hübsches Mädchen namens Carolina. Sie kreischte entzückt, als ich ihr mitteilte, dass sie meine allererste Wahl sei.

»Kann ich morgen einziehen?«

»Kannst du zwei Mieten im Voraus zahlen?«

»Ja.«

»Dann komm morgen Nachmittag.«

In gewisser Weise freute ich mich auf eine Mitbewohnerin. Jemand Junges, mit dem man sich anfreunden, mit dem man *Oprah* und *Rosie* gucken, mit dem man lachen und weinen konnte. Am nächsten Morgen klingelte es um neun Uhr an der Tür. Carolina, bei deren Namen ich immer an Reis denken musste, kam die Treppe hinaufgepoltert, im Schlepptau ihre stämmigen Eltern, die jeweils einen riesigen, bunt beklebten Koffer trugen. Sie erinnerten mich an Zirkusleute.

»Das sind meine alten Leute, Marsha und Ross.« Beide sagten Hallo.

»Das Zimmer war nur für einen gedacht«, brachte ich schlaftrunken hervor.

»Sie helfen mir nur tragen.« Ich schwieg. »Hier sind die Schecks.« Sie reichte sie mir.

Nur mit einem Laken bekleidet und noch ganz benommen stand ich da; mit der einen Hand hielt ich den grollenden Numb am Halsband, mit der anderen meinen dumpfen Schädel.

»Ich hatte dich nicht vor Mittag erwartet.«

»Tut mir Leid«, sagte sie unterwürfig.

Ich nahm die Schecks und gab ihr die Schlüssel. Obwohl sie polternd und rumpelnd die Möbel umstellte, schlief ich weitere zwei Stunden. Als ich schließlich aufstand, war alles ruhig. Von ihr war nichts zu sehen und zum ersten Mal seit Primos Tod war die Tür des anderen Zimmers in meiner Wohnung verschlossen.

Als ich sie das nächste Mal sah, stellte sie mir ihren Freund vor, einen großen, wuschelköpfigen Burschen namens Dorn. Ich schüttelte ihm die Hand und er lächelte. Seine Kleidung, sein Verhalten und seine Ausdrucksweise verrieten mir sofort, dass er schwul war. Carolina war, ohne es zu wissen, mit einem süßen Homo zusammen, aber es war nicht meine Aufgabe, sie aufzuklären; es gibt Dinge, die man selbst herausfinden muss. Ich verschwand in mein Zimmer.

In der Zeit, die wir zusammenwohnten, sollten wir kein einziges Mal gemeinsam fernsehen oder miteinander tratschen. Die wenigen Male, die ich sie sah, war Dorn bei ihr. Und jedes Mal fragte ich mich, wann sie wohl die Wahrheit herausfinden würde.

Gute Mitbewohner werden geboren, nicht gemacht. Außerdem sieht und hört man sie nicht. Carolina konnte man bezüglich beider Punkte nichts vorwerfen. Es gab nur kleine Anzeichen ihrer Existenz: die Zahnpastatube, die einen Knick weiter aufgerollt war, die dünner werdende Klopapierrolle. Es war ihr Glück, dass sie meine Lebensmittel nicht anrührte; von ihnen sah ich auch nichts. Aber den wichtigsten Test bestand sie jedes Mal aufs Neue: Sie zahlte den größten Teil der Miete und die Hälfte der Stromrechnung stets pünktlich. Mein Telefon stellte ich nicht zur Verfügung.

An diesem ersten Tag wollte ich ihr die Chance geben, sich mit ihrer neuen Bude vertraut zu machen, daher nahm ich Numb an die Leine und traf mich mit einer aufreizend gekleideten Zoe im Tomp

kins Square Park zum diesjährigen Art Around the Park and Music Festival. Ich ließ den Hund auf die Wiese, und Zoe sah sich den Aufmarsch verschiedener Lokalbands und Möchtegern-Beatniks auf der Zeltbühne an. Während ich irgendeinem abstoßenden jungen Kerl zuhörte, der dort unter dem Deckmäntelchen der Poesie eine elend lange Liste von Nörgeleien herunterrasselte, fiel mir wieder ein, dass es laut Primo im Tompkins Square früher sogar ein Steinpavillon gegeben hatte. Doch als Obdachlose es sich zur Gewohnheit machten, darin zu übernachten, und er schließlich stank wie eine Achselhöhle aus Zement, beschloss die Stadt, ihn abzureißen.

Bei einem unserer ersten Dates machte Primo mit mir eine Sight-seeing-Tour durch unser Viertel; er zeigte mir, wo in der Seventh Street Jack Kerouac gelebt hatte, und führte mich bis zu dem herrlich

baufälligen Open-Air-Theater im East River Park, in dem Joseph Papp in den Fünfzigern seinen Shakespeare aufgeführt haben soll, bis er das Public Theater oder das Delacorte im Central Park bekam.

Als wir die Avenue A runtergingen, kaufte sich Zoe ein Fruit Smoothie. Dann schlängelten wir uns an der Westseite des Tompkins Square durch die Menschenmenge und sahen uns die Künstler an, die nur eine Leinwand aus Papier und diesen einen Tag hatten, um ein Kunstwerk entstehen zu lassen. Zoe trank ihren gefrorenen Drink mit Strohhalme, während sie das Werk jedes einzelnen Künstlers mit herablassenden Bemerkungen bedachte: »Scheiß, politischer Scheiß, Hippie-Scheiß...«

»Jetzt mach mal halblang«, meinte ich ernst. »Die arbeiten an ihrer Leinwand weniger lange, als du morgens brauchst, um dich anzumalen.«

Als ihr zum Thema Kunstkritik nichts mehr einfiel, fing Zoe an, mich wegen meiner mangelnden Produktivität als Schriftstellerin aufzuziehen. »Du brauchst einen Freund, der dich mal so richtig antreibt.«

»Es hat keinen Sinn, was mit anderen Schreibern anzufangen.« Ich sprach aus Erfahrung. »Entweder sind sie neidisch, weil du mehr schreibst als sie, oder sie machen dich runter, weil du weniger schaffst.«

Anschließend quartierten wir uns in zwei dick gepolsterte, abgewetzte Sessel im Alt.café auf der A ein. Wir bestellten beide einen koffeinfreien Cafe Latte und hofften insgeheim, dass irgendjemand über uns stolpern würde.

Vierzig Minuten und zwei weitere Kaffees später schlenderte eine gewisse Cathy herein, eine zickige Zicke, die besser mit Zoe konnte als mit mir. Sie war eine Bildhauerin, die nie bildhauerte. Heute redete sie die ganze Zeit von ihrer neuesten Liebe - einem Blödmann namens Phido - und dass sie Angst habe, er brauche sie nur für Sex.

»Das ist genau der Zeitpunkt in einer Beziehung, an dem du dir seine Kontonummer aufschreiben solltest«, riet Zoe ihr, während sie hektisch ihr Make-up auffrischte. »Und sieh zu, dass du dich mit seinen Freunden und seinen Eltern gut stellst.«

»Und warum das?«, fragte Cathy.

»Weil Freunde und Familie meinungsbildend sind. Wenn sie dich mögen, mag er dich auch.«

»Und wieso die Kontonummer?«

»Weiß ich auch nicht«, meinte Zoe und nahm ihre leere Tasse hoch, weil die Geste sich gut machte. »Ich finde, es klingt nach einer guten Idee.«

»Außerdem solltest du ihn zu einem Check-up beim Arzt schicken«, fügte ich hinzu. »Du willst doch bestimmt nicht, dass er dir irgendwann nach einer Folge von den *Simpsons* den Löffel abgibt.«

Zoe schlug vor, in eins der Riesenkinos zu gehen und uns einen der hirnlosen Blockbuster anzusehen, aber ich hatte mich noch nicht von dem letzten Hollywood-Reißer erholt. Ich dachte nicht daran, zehn Ocken für ein zweistündiges Videospiel auszugeben. Zoe meinte, sie wüsste auch, wie schlecht die Filme seien, aber immerhin könnten wir darüber lästern und uns lustig machen. Wo die Jugend von gestern über Marx und französische Philosophen diskutierte, hatten wir unsere schwachmatischen Kinofilme. Sie und Cathy riefen 777-FILM an, suchten sich einen Streifen aus, der in zwanzig Minuten anfang, und marschierten los.

Ich verließ die Bar und durchstreifte ein paar Klamottenläden, die mir bestätigten, dass die Mode sich zwar nicht verbesserte, die Preise dafür aber immer weiter stiegen. Während ich die Ständer mit »topmodischen Fivepocketjeans« durchsah und mich nonstop von lahmen Rockmelodien zudröhnen ließ, kam ich zu dem Schluss, dass das Leben nicht wirklich besser oder schlechter wurde, die Leute selbst aber sehr wohl. Je älter und je weniger naiv wir sind, desto höher steigen unsere Erwartungen. Und dann verwandeln sich Filme, Klamotten und andere Leute plötzlich zu Mist. Vor einigen Jahren hätte ich noch durch diese Straßen wandern, ein halbes Dutzend Cathy-Zicken begegnen, bündelweise Scheine für dämliche Hollywoodschinken verschleudern und es auch noch genießen können. Ich hätte alberne Klamotten tragen, auf seelenlose Synthetikmusik tanzen und eine Armee von Primos, Alphonsos und Phidos kennen lernen können und meinen Spaß dabei gehabt. Die Zeiten waren vorbei. Wenn ich heute einem unterhaltsamen Typen begegnete, eine anständig klingende CD kaufte, ein passables, nicht

lächerlich hochpreisiges Kleidungsstück erstand und nur auf einen einzigen fesselnden Film pro Saison stieß, war das wie ein Sechser im Lotto.

Mit einem Mal fiel mir siedend heiß ein, dass ich Numb vergessen hatte. Ich raste zurück durch die Menschenmenge in Freizeitkleidung, die den Live-Bands im Park zuhörte, und auf die Hundewiese, wo ich einen ziegenbärtigen, gepiercten, tätowierten Rumhänger entdeckte, der mein Kuscheltier belästigte. Eigentlich sah der Typ gar nicht mal schlecht aus. Sein Gesicht war ganz nett, sein Körper groß und gut gebaut. Aber die grünlichen Tätowierungen an seinen muskulösen Armen und die Ansammlung silberner Ringe in beiden Ohren turnten mich sofort ab. Während er langsam den Kopf hob, um mich anzusehen, kraulte er Numb zwischen den Ohren. Den Blick auf mich gerichtet, fragte er Numb: »Wer ist denn deine Mummy, hm?«

»Seine Mummy hat ihm vor allem beigebracht, dass man nicht mit Fremden spricht«, erwiderte ich mit einem Lächeln. Ich dachte nicht daran, mich einschüchtern zu lassen.

»Hunde dürfen nicht ohne Aufsicht laufen gelassen werden.« Er deutete auf ein Schild voller Regeln.

»Reg dich ab.« Ich nahm ihm den Hund ab. »Ich musste mal dringend auf die Menschenwiese.«

»Numb hat mindestens fünfzehn Minuten lang hier allein rumgetobt«, fauchte der Idiot mich an. »So lange wirst du ja wohl nicht auf dem Klo sitzen.«

»Du weißt, wie er heißt?«

»Klar. Wo ist Primo?« Sein Blick suchte die Teenie-Ödnis ab.

»Er ist tot. Willst du einen Hund?«

»Nein! Sag so was nicht!« Er stöhnte und blickte durch mich hindurch. Wieder einer, der mir das Gefühl gab, emotional gestört zu sein.

»Wie gut kanntest du Primo?«, fragte ich.

»Ich habe ihn hier kennen gelernt. Wir haben uns öfter unterhalten«, antwortete er. »Er war lebendige Geschichte; der Typ kannte jeden, hatte schon alles gemacht.« Er öffnete den Mund und ich war froh, keine genietete Zunge zu sehen.

»Wir wollen eine Gedenkfeier abhalten«, sagte ich, um meine Menschlichkeit zu beweisen. »Ich versuche, so viele Leute wie möglich zusammenzutrommeln.«

»Na ja, er war nicht gerade ein Merlin.« Der Tätowierte wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel.

»Wer bitte ist Merlin?«

»Der obdachlose Krüppel an der Ecke Sixth und A vor ein paar Jahren - weißt du nicht mehr? Er saß monatelang in seinem Schlafsack und las.«

»Klingt wie ein toller Partner.«

»Oh!« Das hatte den Kerl offenbar inspiriert. »Du solltest dieser Blonden Bescheid geben... wie hieß die bloß noch... Josie! Mit der hatte er was. Ich hab sie ziemlich oft zusammen gesehen.«

Ich sagte nichts. Wir waren seit einem halben Jahr zusammen gewesen, was bedeutete, dass er mich betrogen hatte. Ich gab mir Mühe, meine *Wut* zu unterdrücken, und fragte: »Und wo kann ich diese Josie finden?«

»Wer weiß - wahrscheinlich in irgendeiner Kneipe.« Er schwieg einen Moment und fügte dann hinzu: »Groß, dämlich, blond.«

Ich warf einen raschen Blick auf das Schild und entdeckte die Regel: »Keine läufigen Hündinnen!« Ich wollte gerade gehen, als mir noch etwas einfiel: »Weißt du, ob Numb ein Mädchen oder ein Junge ist?«

Er schaute ausgiebig unter den Hund und erklärte schließlich: »Entweder hat Numb einen sehr kleinen Penis oder sie ist ein Weibchen.« Ich bedankte mich und verließ mit meiner Hündin die Wiese.

Als ich nach Hause kam, hatte ich eine Nachricht von Mrs. Schultz auf dem AB: »Hey, wie Sie auch heißen. Ich habe Primos Asche hier. Ich habe sie sogar schon seit Mittwoch, habe aber erst jetzt Ihre Nummer wieder gefunden. Ich habe mir gedacht, dass Sie sie vielleicht irgendwann abholen könnten.«

Scheiß drauf, dachte ich, soll Josie das doch machen. Ich legte mich aufs Ohr und hatte einen seltsamen Traum: Eine attraktive Frau stand komplett angezogen unter der Dusche, aber die Dusche verwandelte sich in ein den Körperformen angepasstes Loch in der nassen und

verwurmten Erde, und das Wasser verwandelte sich in eine schwarze Schlange, vielleicht eine Python, deren Schwanz mir ins Gesicht peitschte, klatsch, klatsch, klatsch. Aber dann war es doch kein Schlangenschwanz. Als ich genau hinsah, erkannte ich eine Männerhand. Eine fleischige Hand ohrfeigte mich, während ich dieser Männerhand leise sagte, dass ich sie liebte. Plötzlich merkte ich, dass es sich nicht ausschließlich um einen Traum handelte. Eine fremde Stimme ließ sich mit zärtlichen Worten auf meinem Anrufbeantworter über Primo aus. Ich riss den Hörer hoch.

»Nicht auflegen«, sagte ich schlaftrunken. »Wer sind Sie?«

»Lydia«, antwortete sie. »Minnie Belle rief mich an und sagte, Sie hätten eine fette Erbschaft für Primos Ex-Freundin.« Ich überlegte, ob ich ihr die Adresse von Primos Mutter geben sollte. Das Vermögen wurde allerdings von einem Fluch begleitet - sie konnte Primo haben!

»Minnie sagte, Sie würden die Kambodschanerin kennen.«

»Ich bin mit Sue Wott befreundet, zumindest so weit man es sein kann. Er nannte sie immer Yoko oh-oh, aber ich weiß, dass er verrückt nach ihr war. Ihre Familie floh aus Kambodscha, kurz bevor die Roten Khmer alle umbrachten. Ich glaube, Primo fand dieses zeitgeschichtliche Detail sexy.«

»Das sieht ihm ähnlich.« Er hatte immer etwas für Frauen übrig gehabt, die sich chronisch auf der Schattenseite des Lebens befanden.

»Die Trennung war ziemlich übel.«

»Und woher kannten Sie ihn?«

»Ich war schon damals ihre Freundin, aber ich wurde seine Geliebte.«

»Wie meinen Sie das?«

»Er war mit Sue Wott zusammen, aber ich war seine Parallel-Freundin.« Was der Hippie-Ausdruck für »fremdgehen« war.

»Sie sind nicht zufällig blond, oder?«, fragte ich aus dem Verdacht heraus, dass sie identisch mit Josie, der läufigen Hündin, war.

»Nein«, antwortete Lydia und setzte hinzu: »Wissen Sie, Primo war eben ein echter Rundumschläger.« Aus ihrer gehauchten Stimme war der typische gebatikte Unterton der Selbstgefälligkeit herauszuhören.

»Also - was ist mit ihm passiert?«

»Der Gerichtsmediziner hat etwas von Herzversagen gesagt, aber keinen Grund dafür angegeben.«

»Der arme Primo. Immer diese freien Radikalen. Er war wirklich etwas Besonderes.«

»Ein besonderes Arschloch.« Ich fühlte mich ekelhaft.

»Wissen Sie was? Das kann ich akzeptieren«, sagte sie. »Aber auf der anderen Seite war er ein unglaublich intuitiver Künstler.« Was mir bei diesen »Alternativen« auffiel, war die Art und Weise, wie sie an einem bestimmten Vokabular hingen und dauernd Worte einsetzten, die sich beeindruckend anhörten, tatsächlich aber so gut wie nichts bedeuteten.

»Primo hatte etwa so viel Intuition wie eine Taube«, gab ich zurück.

»Und von seiner so genannten Kunst habe ich nie was gesehen.«

»Das haben auch nicht viele Leute.« Wenigstens war sie so klug, mir nicht zu widersprechen. »Wenn Sie interessiert sind - ich habe noch irgendwo Videos von ihm. Ich habe sie mit Musik von Philip Glass unterlegt und schau noch manchmal rein. Sie sind wirklich schön. Die meisten Aufnahmen wurden bei Sonnenuntergang gemacht. Der Himmel sieht fantastisch aus.«

»Ich dachte, Sue Wott hätte die Filme gemacht.«

»Ja, das hat sie auch. Aber Primo und ich waren für die Choreografie verantwortlich, wenn Sie es so nennen wollen. Jane Knonot von der *Local Vocal* nannte ihn den ›John Gage des Tanzes‹, aber das traf es nicht!«

»Er hat getanzt?« Ich konnte mir Primo unmöglich im Gymnastikanzug vorstellen - von einem herumspringenden Primo ganz zu schweigen.

»Wenn«, sagte sie, »dann hab ich ihn nie dabei gesehen.«

»Was genau haben Sie und er denn dann gemacht?«

»Er hatte eine alte Kamera in die Finger gekriegt und machte damit im Sommer und Herbst 1985 eine Reihe von Videos. Er nannte sie *Die Elemente*. Er nahm mich und eine andere Tänzerin bei etwas auf, was er Wellentanz nannte. Anschließend machten wir noch Sturmtänze, Windtänze und Sonnentänze. Bis zum Schneetanz kam es aber nicht.« Striptease in freier Natur.

»Kaum vorzustellen, was er aus einem Hurrikan gemacht hätte«, kalauerte ich.

»Warum hat Primos Herz denn versagt?«, wollte sie plötzlich wissen.

»War es ein heldenhafter Tod?«

»Wenn man für das alltägliche Fernsehprogramm Mut braucht, dann ja.«

»Er hat mal darüber geredet, glaube ich. Fernsehen bis zum Umfallen. Vielleicht war es das, was er vorhatte.«

»Hören Sie, ich will nicht...«, fing ich an und platzte dann heraus:

»Wie fühlten Sie sich denn damals, als Sie Ihre Freundin mit ihm betrogen haben?«

»Wenn Sie versuchen, mir Schuldgefühle zu machen...« Langsam hörte sie sich wirklich ärgerlich an, aber es wäre mir auch scheißegal gewesen, wenn sie einfach aufgelegt hätte.

»Der Punkt Untreue interessiert mich nicht«, log ich. »Aber während Sue sich um sein Kind kümmerte, haben Sie -«

»Damals gab es noch kein Kind. Außerdem wusste Sue, glaube ich, dass wir was miteinander hatten.« Sie hielt einen Moment inne. »Sie müssen wissen, die frühen Achtziger hatten viel von den Siebzigern. Niemand wusste von AIDS oder Geschlechtskrankheiten. Wir wollten uns einfach alle über die Sexualität entdecken.« Sie benutzte das Generationen-»Wir«, was einem immer das tolle Gefühl gibt, Mitglied irgendeiner kosmischen Clique zu sein.

»Wissen Sie, wann genau Sue Wott mit ihm zusammen war?«

»Irgendwann bis Ende der Achtziger.«

»Wann waren Sie mit ihm zusammen?«

»Dreiundachtzig. Es ging von Juni bis Oktober. Immer, wenn ich Herbstblätter sehe, muss ich an ihn denken. Wollen Sie wissen, was unser Lied war?«

»Im Moment nicht. Ich versuche, mir eine grobe Vorstellung von der Abfolge der Ereignisse zu machen.« Und die bekam ich: Während meines ersten Jahres auf der High School betrog Primo seine frühreife Teenie-Gattin mit ihrer spacigen Späthippie-Freundin.

»Ist das Begräbnis schon gewesen?«, fragte Lydia.

»Es soll eine Ascheverwehung geben.« Das hörte sich an wie ein Programmpunkt einer Kinder-Sommerparty. »Kennen Sie noch jemanden, mit dem er mal zusammen war?«

»Eigentlich nicht. Ende der Achtziger brach der Kontakt ab, als ich nach Williamsburg zog. Manchmal hörte ich noch über andere von ihm. Das letzte Mal - ich glaube, es war neunundachtzig - habe ich ihn auf einer seiner Äquinoktium-Partys gesehen.«

»Was ist das denn?«

»Er hat immer Sonnenwende und Tagundnachtgleiche gefeiert. Hat er das in letzter Zeit nicht mehr gemacht?«

»Während ich mit ihm zusammen war, habe ich keine solche Feier miterlebt.« In diesem Moment klopfte jemand auf der anderen Leitung an. Ich entschuldigte mich bei Lydia und hatte Zoe am Ohr. Sie und Cathy befanden sich in ausgesprochen mieser Stimmung. Sie waren gerade aus dem Kino gekommen, in dem sie einen spektakulären Big-budget-Müll gesehen hatten, bei dem ich, wie Zoe mir versicherte, garantiert nichts verpasst hatte. Nun wollten sie zu Arlene's Grocery, wo ein paar elende Bands spielen sollten. Ob ich Lust hätte, mitzukommen?

»Wenn du Single bist«, fügte sie hinzu, »hast du schließlich nichts zu verlieren.«

»Doch, Schlaf«, sagte ich und wechselte wieder zu Lydia.

»Sie haben nicht zufällig Sue Wotts Nummer, oder?«, fragte ich sie, bevor ich vergaß, warum ich sie überhaupt hatte sprechen wollen.

»Doch, klar«, antwortete sie und suchte in ihrem Adressbuch, »aber wenn sie hört, wer Sie sind, wird sie ausrasten.« Sie gab mir eine Nummer mit einer lokalen Vorwahl und war so frei, mir auch noch die Adresse ihrer Homepage mitzuteilen - ninpoop.com -, die ich aufzuschreiben vorgab. Schließlich fragte sie, ob sie mich auf ihre Mailing-Liste setzen könne, damit ich benachrichtigt würde, wenn sie das nächste Mal eine Tanzvorführung gäbe. Klar, warum nicht. Wieder was für den Papierkorb.

Zum Schluss diktierte sie mir noch ihre Telefonnummer und fasste zusammen: »Obwohl ich Primo seit Jahren nicht mehr getroffen

fen habe, einfach zu wissen, dass er irgendwo da draußen ist, irgendwie versucht, an Geld zu kommen, malend oder in einer Band, dass er einfach die Dinge mit seiner kaleidoskopischen Note versieht... Na ja, in meinen Augen ist es ein tagtäglicher Kampf zwischen Leben und Tod, und irgendwie scheint das Leben langsam zu verlieren, oder?«

Nein, aber okay.

Sie machte eine kleine Pause, schien nachzudenken und fügte dann hinzu: »Vielleicht muss es ja auch so sein. Wenn erst mal alle coolen Leute, die das Leben lebenswert gemacht haben, gestorben sind, dann ist der Tod vielleicht gar nicht mehr so übel.«

Sie legte auf. Ich hatte den Primo, den all diese Leute beschrieben, niemals kennen gelernt. Vielleicht war seine Primohaftigkeit zu dem Zeitpunkt, an dem wir uns kennen lernten, schon erschöpft gewesen. Warum hatte ich mir einen Mann ausgesucht, der mir so wenig von sich gezeigt hatte? Während ich Sue Wotts Nummer wählte, wurde ich das dumpfe Gefühl nicht los, dass ich es war, mit der irgendwas nicht stimmte.

Nach fünfmaligem Klingeln sprang ein Band an. Grausige Rockmusik dröhnte los und eine schrille, betont akzentuierte Stimme sagte: »Wenn du Sue oder Jane sprechen willst, hinterlass eine Nachricht nach dem Piepton. Falls du das bist, Chett Mazur - fick dich. Für den Fall, dass Sie sich nicht verwählt haben: Das Vorspielen wird im dritten Stock der Context Studios abgehalten.« Und zwar, wie die Stimme noch hinzufügte, morgen Nachmittag von eins bis drei.

Ich legte noch vor dem Piepton auf. Die Context Studios befanden sich auf der Avenue A zwischen der Second und Third Street in einem alten Möbellager, das zu Proberäumen und einem Studio für Plattenaufnahmen umgebaut worden war. Sie morgen dort persönlich zu treffen schien mir weitaus klüger, als eine Nachricht für sie zu hinterlassen. Ich machte das Licht aus und versuchte zu schlafen, spürte jedoch Primo neben mir liegen. Ich konnte ihn noch immer riechen und fühlen. Ich hätte ihn gerne mit ein paar Tränen begraben, aber es kam nichts, und dafür hasste ich mich nur noch mehr. Bald darauf kam der Hund aufs Bett und schmiegte sich an mich. Ich schob ihn von der Matratze.

6. Kapitel

Früh am nächsten Morgen erwachte ich durch das Klingeln an der Tür. Als ich Joeys Stimme über die Sprechanlage hörte, drückte ich ihm auf, öffnete meine Wohnungstür und sprang wieder ins Bett. Ich hörte ihn durchs Treppenhaus und in mein Schlafzimmer kommen. Er stellte einen Kaffee und ein Croissant auf meinen Nachtschisch und setzte sich auf die Matratze.

»Wie spät ist es?«, murmelte ich. Ich konnte noch nicht richtig gucken.

Er streichelte Numb. »Halb neun«, sagte er mit einem Blick auf meinen Radiowecker. »Ich bin hier, um dich zu inspirieren.« Er ahnte vermutlich, dass ich mich noch in tiefster Post-Primo-Depression befand.

»Ich hoffe bloß, du kommst mir nicht mit so einem Mist wie der Weisheit, dass ›Krise‹ auf Suaheli ›neue Chance‹ heißt.«

»Nur, falls ›Toter-Loser-Freund‹ gleichbedeutend mit ›Gott-sei-Dank-bin-ich-den-los‹ ist.«

Ich setzte mich auf und schnupperte an dem Kaffee. Joey hatte nicht vergessen, dass ich ihn ohne Zucker und mit nur einem Tropfen Milch nahm.

»Ich habe nie begriffen, was du an ihm gefunden hast«, meinte Joey. Er richtete sich auf und knöpfte seinen Blazer wieder zu.

»Du bist doch gerade erst gekommen. Kommst du zu mir ins Bett?«, fragte ich nonchalant.

»Würde ich schrecklich gerne, aber ich habe einen Geschäftstermin. Ich wollte nur kurz vorbeischauen.«

»Ich kriege etwa um sieben Uhr Hunger, nur falls du Lust hast, was zum Abendessen vorbeizubringen«, sagte ich, statt mich zu bedanken und ihn zu verabschieden.

Er grinste, brachte sich selbst an die Tür und ich schlief wieder ein, als wäre nichts von alledem passiert.

Mein innerer Wecker schrillte mittags um eins los und ich schnellte hoch wie eine Weißbrotscheibe in einem zu straff" eingestellten Toaster. Ich musste doch zu dem Vorspielen und der legendären Sue Wott gegenüberreten! Ich zog meine grungigsten Klamotten an, die mir zu eng waren und mich vollbusiger aussehen ließen, als ich war, trank Joeys inzwischen kalten Kaffee, führte den Hund aus und rannte schließlich los zu den Context Studios. An der Tür klebte ein Zettel mit der Nachricht: »Bassisten-Vorspiel für Crazy Beut.«

Als ich klingelte, sagte man mir, ich solle in den dritten Stock kommen. Im Fahrstuhl traf ich auf eine Mischung aus Tänzern, Schauspielern und Musikern, die zu ihren Studios fuhren. Ich stieg im dritten Stock aus. Dort war es laut von gedämpfter Musik aus allen Richtungen.

»Hey«, krächzte eine mittelalte Frau mit einem langen Hals und einem runden wasserstoffblond gefleckten Kopf. Sie stand im Türrahmen eines Zimmers. »Für wann bist du bestellt worden?«

»Ich wollte zu Sue Wott«, erklärte ich.

»Wie heißt du?«

Ich sagte es der Straußendame und sie teilte mir mit, dass mein Name nicht auf der Liste stünde.

»Was für eine Liste denn?«

»Bist du nicht zum Vorspielen gekommen?«

»Wozu?«

Ihr genervter Blick zeigte mir, dass ich besser einfach Zustimmung äußern sollte, wenn ich nicht rausgeworfen werden wollte. Also nickte ich.

»Hat man dir denn keine Zeit genannt?« Als sie ihre Hände hob, sah ich, dass jeder einzelne Finger dick silbern beringt war.

»Nein«, antwortete ich brav.

»Na gut, dann setz dich einfach und wenn jemand ausfällt, kannst du einspringen.«

Sie deutete auf ein altes Sofa und verschwand wieder durch die Tür des Proberaums. Auf der Couch befanden sich etwa sechs ungewaschene Gestalten, die sich wahrscheinlich alle weit fort wünschten. Ich war die Älteste in dem Grüppchen und außerdem die Einzige, die keinen abgewetzten Bass-Koffer bei sich trug. Ich ließ mich gegen die Armlehne des alten Möbels sinken, die einzige Stelle, die noch frei war.

»Ich will nicht zum Vorspielen«, sagte ich den anderen in der Hoffnung, dieser konkurrierenden Gänseschar etwas Frieden zu bringen.

Bevor mir die Situation zu unangenehm werden konnte, ging die Tür zum Vorführraum auf; wir konnten eine schrille Stimme keifen hören: »Es ist mir scheißegal, wie du das spielen willst. Das ist *mein* Vorspiel! Solltest *du* irgendwann mal deine eigene Band gründen und ich komme zum Vorspielen, kannst du mir gerne sagen, wie ich es machen soll!«

»Verpiss dich doch!«, brüllte eine andere weibliche, schrille Stimme. Eine Tür flog auf und ein Joan-Jett-Verschnitt stürmte, ihren Bass unterm Arm, zum Fahrstuhl.

In ihrem Kielwasser folgte eine schlanke asiatische Dämonin, deren Haar wie ein kleiner brünetter Wirbelsturm um ihren Kopf wehte. Die anarchistische Gang der Bassisten wuchs umgehend zu einem Chor versteinierter Zuhörer zusammen.

Die Bandleaderin kam zu uns und lächelte ein Rasiermesserlächeln. »Nur damit wir uns verstehen: Wenn einer von euch mit meinen Anweisungen nicht klarkommt - da ist der Fahrstuhl.« Sie deutete mit dem Daumen hinter sich, wo sich der Fahrstuhl ausgerechnet nicht befand. »Ihr seid gekommen, um zu machen, was ich sage. Wenn ihr damit Probleme habt, dann verschwendet nicht meine Zeit.«

Daraufhin machte sie auf dem Absatz kehrt, riss die ramponierte Tür, aus der sie gekommen war, auf und verschwand wieder in dem Raum.

»Ach, ficken.« Ein Mädchen stand auf. »Ich hatte ja schon gehört, dass sie nicht ganz dicht ist, aber das ist mir doch zu ungesund.«

»Du hast Recht«, sagte eine andere. Sie hatte den Rand ihrer Vulkanfrisur in Regenbogenfarben gefärbt. Die zwei Mädchen gingen aufs Treppenhaus zu. Einen Moment später fiel ein drittes, grünhaariges Blatt vom verdorrten Baum des herbstlichen Sofas.

»Da sind wohl nur noch wir übrig«, sagte ich mit einem Lächeln zu den beiden Masochistinnen, die neben mir saßen.

Kurz bevor mir ganz der Mut verging, mit dem asiatischen Grauen zu reden, ging die Tür wieder auf und der gefleckte Strauß zwitscherte: »Hey, Natalie Merchandise! Du bist dran!«

»Die beiden waren vor mir.« Ich deutete auf die zwei Mädchen neben mir. Ich hatte gehofft, Sue beim Hinausgehen zu erwischen.

»Wir warten auf jemanden im Studio«, sagte eines der Mädchen bereitwillig.

»Was? Warum habt ihr mir das nicht gesagt?«, fragte ich. Sie zuckte mit den Schultern. Die andere blickte ausgesprochen debil vor sich hin. Beide waren Paradebeispiele für die schädliche Wirkung des Rock'n'Roll.

»Wo ist dein Instrument?«, fragte mich die Wasserstoffphile, bevor ich den Proberaum betrat, der bis zur Decke komplett abgedämmt war.

»Könnte ich bitte nur einen Moment mit Sue sprechen?«

»Komm rein.« Wasserstoff winkte mich in die beklemmende Kammer, die mich mit ihrem Kabelwust an einen Satelliten erinnerte, der gleich in die Umlaufbahn geschossen werden sollte. Sue und ein anderes Mädchen standen da, die klingenden Waffen locker im Anschlag, und unterhielten sich. In jeder High School und jeder Jahrgangsstufe gibt es Mädchen wie diese. Sie sind die Pioniere, diejenigen, die gewisse Dinge als Erste tun: Sie werden beim Rauchen auf dem Klo erwischt, schlafen mit den bösen Jungs, ziehen um die Häuser der gefährlichen Großstadt und kriegen - wenn sie wie Sue echtes Glück haben - ein Kind.

»Sie ist die Nächste«, stellte mich Wasserstoff vor, als sie sich auf den Hocker hinter das Schlagzeug klemmte. »Weiß nicht, wie sie heißt.«

»Scheiße, kannst du eigentlich nie was richtig machen?« Sue warf ihr einen verächtlichen Blick zu und fragte: »Also, wer bist du?«

»Ich heiße Mary Bellanova. Bist du Sue Wott?«

»Ich kenne keine Mary Bellanova.«

»Ich... ich dachte, wenn ich einfach vorbeikomme und -«

»Wo ist dein verfuckter Bass? Was hattest du denn vor - uns die Songs vorzusummen?«

»Nein, ich wollte bloß -« In diesem Moment fiel mir ein, dass ich tatsächlich im Besitz einer Bassgitarre war. Primos altes Instrument stand noch in meinem Zimmer.

»Nimm Marilyns«, sagte Sue Wott. Die Schlagzeugin deutete auf einen Koffer, ein kleines, schwarzes Ding, das wie ein Kindersarg aussah. Ich holte das Instrument raus und legte mir den leopardenfellgemusterten Gurt um. Ein tropfenförmiges Piektrum und zwei gelbliche Gummipfropfen lagen dabei. Ich wiegte das Gerät in meinen Händen. Es war schwerer als meine alte Gitarre, aber das Gewicht vermittelte strahlende Autorität. Ich legte meine Finger um den Hals der Gitarre, presste die Saiten daran und zupfte leicht. Dann steckte ich unter dem scharfen Blick von Sue Wott das Kabel in das Pedal.

»Fertig.«

»Das ist Norma J.« Sie zeigte auf die Straußendame, die sich in ihrer Festung aus blinkendem Schlagzeug verbarrikadiert hatte. Ich lächelte schwach. Sie hielt mir einen Stock zum Schütteln hin.

»Okay, die Nummer ist in E«, sagte Sue und drückte den Play

Knopf des Kassettenrekorders. Ich hörte eine Bassgitarre, die von Drums begleitet wurde, und wusste augenblicklich, dass ich das spielen konnte. Also spielte ich ungefähr drei Minuten zusammen mit dem Tape.

»Und jetzt gegen die Drums«, wies mich Sue an.

Auch das tat ich. Sue ließ das Band noch etwa fünf Minuten laufen, dann schaltete sie es aus.

»Okay«, meinte sie. »Dann jetzt live.« Sie wandte sich an die Mädels um sie herum. Sie alle fingen an und ich kam dazu. Nach etwa fünf Minuten

begann sie Befehle zu brüllen: »Jazziger« und »Straffer, das Ganze« und zu mir: »Spiel gegen mich an.«

Ich tat, was sie sagte.

Die Musik war so laut, dass ich jedes Mal, wenn wir aufhörten, ein leises Klingeln im Ohr hatte. Ich stellte fest, dass ich die Einzige war, die keine Ohrstöpsel trug, und begriff, dass die Gummidinger vermutlich gebrauchte Pfropfen waren. Bei der nächsten Pause rollte ich sie zu kleinen Knubbeln zusammen und stopfte sie mir in die Gehörgänge.

»Kannst du Background singen?«, fragte Sue. Ich nickte. Sie sang »I wondered could he... get a woody?« und sagte dann: »Wenn ich mit dem Kopf nicke, singst du es genau so, *capisce*?« Ich *capisce*. Dann sang sie den Song von Anfang an, ich begleitete sie auf dem Bass, und als sie mir zunickte, sang ich den Refrain mit Marilyn gemeinsam: »Could he... get a woody...«

»Das ist kein Karaoke hier, also bitte ein bisschen softer«, sagte sie, als wir weiterspielten.

»Okay, und jetzt auf D wechseln.«

Die Band spielte das Lied ein paar Mal durch.

»Okay, spiel ein D, aber in diesem Bund.« Wieder tat ich, was sie von mir wollte. Nach einer Weile sagte sie: »Nicht so poppig. Punkiger.« Wir spielten einige Zeit ziemlich amateurhaft, bis sie brüllte: »Geht das auch zusammen?« Im Takt von Sues Befehlen machten wir etwa fünf Minuten so weiter. Während ich verstohlen die leeren Gesichter der Frauen um mich herum betrachtete, musste ich mir auf die Lippe beißen, um mir ein Grinsen zu verkneifen. Die Mädels hatten sich ihren eigenen Willen tranchieren, verhackstücken und zu einer Pizza Spezial à la Sue Wott verarbeiten lassen, und ich bekam immer mehr den Eindruck, als würde ich hier für eine Militär-Kombo gedrillt.

Wir legten eine Pause ein, als die Leadgitarristin unbewusst revoltierte, indem sie unwillkürlich Akkorde spielte, die anmaßend kreativ waren. Als ich Marilyn im grellen Licht des Flurs sah, entdeckte ich eine Reihe von winzigen Löchern in ihren Lippenrändern, Nasenlöchern und Ohrmuscheln. Es sah aus, als wäre sie unter eine Nähmaschine geraten. Erst später sollte ich erfahren, dass man mit dem, was sie sich an nicht rostfreien Nieten, Ringen und Kolben ins Gesicht getackert hatte, bequem einen Werkzeugkasten füllen können. Das Zeug hatte in ihren Liebeskanal geleckt und einen toxischen Schock und eine Superinfektion

erzeugt. Seitdem hatte sie allen Raffmessen der Piercing-Mode abgeschworen und beschlossen, die Löcher heilen zu lassen.

»Danke, dass ich deinen Bass nehmen durfte«, sagte ich, als wir in den Proberaum zurückgingen. Sie nickte schweigend und verschwand irgendwohin.

»Tut mir Leid, dass ich vorhin da draußen so gebrüllt habe«, sagte Sue Wott, als wir den Schlussakkord gespielt hatten. »Aber ich konnte es einfach nicht fassen. Diese schwarz gefärbte Zicke hat versucht, unsere Nummer zu ändern, als wären wir ihr Backgroundchor!«

»Die hat Nerven«, kommentierte ich, wobei ich versuchte, meinen Sarkasmus für mich zu behalten.

»In was für Bands hast du schon gespielt, Herzchen?« Der müde Strauß sprach schleppend.

»Ich war bei den Fuck Yous und den Spontaneous Inventions«, erfand ich spontan.

»Ich kenne die Fuck Yous noch aus Bay-Area-Zeiten von vor zehn Jahren«, bemerkte die akustische Gitarre. Um ihr perforiertes Gesicht trug sie einen mittellangen blonden Fransenschnitt.

»Ich kenne die Fuck Yous aus New Orleans«, warf Sue ein.

»Die, die ich meine, waren aber von hier«, sagte ich.

»Du müsstest dich heißer anziehen«, bemerkte Sue, »aber das weißt du ja.«

»Wie, heißer?«

»Du weißt schon - tief ausgeschnittene Tank-Tops - durchsichtig ist noch besser. Miniröcke, hohe Stiefel und so weiter.«

»Ich weiß nicht.« Ich lachte nervös.

»Du hast eine nette Figur. Du musst keine Angst haben, sie auch zu zeigen.«

»Kann ich einen Moment allein mit dir reden?«, fragte ich, in der Hoffnung, die Sache mit Primo loswerden und gehen zu können.

»Nicht jetzt - ich rufe dich an, wenn ich mit den anderen Mitgliedern der Band gesprochen habe. *Wir* brauchen ein paar Tage. Dann rede ich mit dir, so lange du willst.«

»Schön«, gab ich zurück.

Als ich mit dem Fahrstuhl nach unten gefahren und auf dem Weg nach Hause war, fragte ich mich, warum ich das Thema Primo nicht einfach angesprochen hatte. Sein Tod war der einzige Grund für mein Kommen gewesen, insofern hätte ich so vorlaut sein können, wie ich wollte. Erst als ich in meiner Wohnung angekommen war, wurde mir klar, was sich wirklich abgespielt hatte. Ein bisschen hatte es mit Sues einschüchterndem Wesen zu tun gehabt, und in gewisser Hinsicht hatte ich es genossen, mit einer Gruppe von Frauen zusammen zu sein. Irgendeinen Wettbewerb für sich zu entscheiden tat dem Ego einfach verdammt gut, aber der wichtigste Grund bestand in diesem romantischen Traum, dem jeder Depp in diesem Viertel verfallen war: nämlich Mitglied einer erfolgreichen Rockband zu sein.

Die ganze Woche wartete ich auf einen Anruf von Sue, die mir mitteilen würde, ob ich dabei war oder nicht. Aber je mehr ich über Sue nachdachte, desto mehr beschäftigte ich mich mit Primo. Alle Wege führten zu ihm zurück. Mehrere Male hob ich eine seiner Kisten auf, um sie endlich wegzuschmeißen, nur um sie dann doch wieder hinstellen. Ich wollte doch mein kleines Leben endlich weiterleben. Jede Nacht löste ich mich endgültig von ihm. Und jeden widerlichen Morgen spürte ich seinen kalten, leblosen Körper direkt neben mir liegen.

Wie immer war Joey eine große Stütze, doch ich durfte ihn nicht zu oft sehen. In den letzten Jahren - seit Greg sich von mir getrennt hatte - war Joey so etwas wie ein Übergangsfreund geworden, der mich, immer wenn es nötig war, zum Essen ausführte und in aufmunternde Filme schleifte. Wenn wir nach einem Essen nach Hause gingen, sah ich ihn manchmal mit einem anzüglichen Lächeln an; einmal wagte ich sogar, ihm einen etwas zu langen Gutenachtkuss aufzudrücken. Er hingegen setzte am Ende eines gemeinsamen Abends gewöhnlich ein verlegenes Gesicht auf, wünschte mir eine gute Nacht und hastete ohne einen einzigen Abschiedskuss davon. Zum Teil machte ich Joey für meine Beziehung mit Primo verantwortlich. Statt das Lebensabschnittspartner-Feld anständig zu beackern, war ich zu oft mit Joey zusammen gewesen. Das sollte mir nicht noch einmal passieren.

Im Schlepptau von Zoe, dem männerfressenden Vampir, nahm ich an ihrer unermüdlichen Kampagne, sich einen Ehemann zu angeln, teil.

Anfangs grasten wir die Barszene ab - Flamingo East, zA, Brownies und Horseshoe. Wenn sie dann endlich einen Kerl in ein Gespräch verwickelt hatte, zog ich mich immer mit einer *New York Press* an einen kerzenbeleuchteten Tisch zurück und wappnete mich für ein Leben in Enthaltsamkeit, indem ich die »SIE sucht IHN«-Anzeigen las. Mir kamen sie alle vor wie eine mehr oder weniger originelle Variation des Klassikers: »Attraktiv, intelligent, gut gelaunt. Schreibe garantiert zurück. Melde dich.«

Obwohl ich sie nicht ausstehen konnte, ging ich zu jeder Bottle-Party im East Village, auf die ich eingeladen wurde, was etwa einmal pro Woche der Fall war. Ich stand dann immer mit der Flasche in der Hand neben Zoe, die jedes Mal einen Kerl fand, mit dem sie plaudern und lachen konnte. Die Herausforderung dieser Partys bestand darin, nicht aus lauter Langeweile das Etikett auf der Bierflasche abzupiddeln, nicht zu viele Chips in sich reinzustopfen und natürlich vor allem den Alk runterzukippen, bevor er in den verschwitzten Händen schal und warm wurde.

Diese Wochenendzusammenkünfte eröffneten mir ein paar seltsame Perspektiven. Ein Fotograf fragte mich, ob ich nackt in der Öffentlichkeit posieren würde, man bot mir eine Rolle in einem Off-Off-Broadway-Stück an, weil ich genau das richtige »Gesicht« hatte, und man wollte mir einen Job ausgerechnet am armseligsten aller Arbeitsplätze vermitteln - in einer Videothek. Obwohl ich auf diesen Partys eigentlich nie jemanden richtig kannte, traf ich ständig auf Leute, die jemanden kannten, den ich auch kannte, und das war unweigerlich jemand, den ich nicht leiden konnte.

Auf einer Fete näherte sich ein Kerl, der mich augenblicklich an Primo erinnerte. Er war nicht zu hässlich oder zu alt, aber da er weder besonders gut drauf noch wirklich depressiv wirkte, ordnete ich ihn in die Kategorie »fade« ein. Seine Stärke lag in seinem unerklärlichen Interesse an mir. Wir redeten ungefähr zwanzig Minuten um des Redens willen, bis er mich schließlich nach meiner Nummer fragte. Ich fragte ihn statt einer Antwort nach seiner.

Während er sie aufschrieb, sagte er: »Wenn du kein Interesse hast, kannst du es mir auch direkt sagen. Du brauchst nicht um den heißen Brei herumzureden.«

»Ehrlich gesagt«, begann ich unter Einfluss zweier Gin Tonic, »befinde ich mich noch in einer längst abgestorbenen Beziehung.«

Grinsend hielt er mir den abgerissenen Deckel seines Streichholzbriefchens hin, auf dem einsam seine sieben Ziffern standen.

»So.« Ich fühlte mich aufgedreht mutig und beschloss, ihn zu testen.

»Was genau findest du an mir?«

»Soll das eine Ratestunde werden?«

»Ich weiß, die Frage ist lächerlich, aber willst du nur mit mir ins Bett oder was?«

Er sah mich aufrichtig an und sagte: »Es ist halb zwei nachts, du siehst gut aus, scheinst intelligent zu sein und die Umstände haben dich herkommen lassen. Ich hoffe, das ist die Antwort, die dir zusagt.« Mit anderen Worten - ins Bett.

Ich kippte noch zwei weitere Gin Tonic, drei mehr, als mir gut taten. Als ich gegen fünf Uhr morgens mehr als nur ein bisschen angeschickert nach Hause torkelte, las ich dort noch einmal das Gedicht, das Primo für mich geschrieben hatte. Er hatte nie das Wort Liebe benutzt und nie irgendwas von sich selbst preisgegeben. Es war die typisch männliche Mixtur: abgedroschene Komplimente, angelesene Gefühle und Bauernfänger-Worte - Tricks, um zu punkten. Ich lag im Bett und fühlte mich wie der Oberdepp.

Entweder ich versuchte ihn mir auszutreiben oder Informationen über ihn einzutreiben. Ich hatte eine schwere Primo-Störung. Wütend umklammerte ich mein neues Kissen. Das war die erste Ausgabe gewesen, die ich mir nach seinem Tod geleistet hatte. Im trunkenen Zustand sinnierte ich, dass mir das Kissen zwar keine Valentinskarte schicken würde, aber auch weder mit einer anderen geschlafen hatte, noch irgendeine dunkle, mysteriöse Geschichte verbarg. Dieses Kissen hatte keine unterschlagene Ex-Frau, keine unvermutet auftauchenden Kinder. Ich schlief ein und gearb bittere, aber ansonsten nicht nennenswerte Träume.

7. Kapitel

Als ich am nächsten Nachmittag erwachte, hatte ich einen Kater, der sich anfühlte, als hinge ich an einem Deckenventilator. Ich putzte mir die Zähne, duschte, machte mir einen koffeinfreien Kaffee - ich hatte irgendwo gelesen, dass Koffein Brustkrebs und Bluthochdruck erzeugte - und setzte mich gefasst vors Telefon. Dann ging ich mein Adressbuch durch und rief Primos Mutter zurück. Irgendwie war ich in dem bescheuerten Glauben, dass ich ihn für alle Ewigkeit los sein würde, wenn ich ihn im Wind verwehte.

»Mrs. Schultz«, begann ich, als sie den Hörer aufnahm. »Ich wollte fragen, ob ich Primo heute holen könnte?«

»Wann?«

»In einer Stunde oder so.«

»Brauchen Sie eine Wegbeschreibung?« Ja. Sie gab mir übergenaue Anweisungen, wie ich sie mit der U-Bahn erreichen konnte: Nehmen Sie diese Bahn bis zu der Station, steigen Sie in den zweiten Wagen, nehmen Sie nicht diesen Ausgang, gehen Sie jene Treppe hoch, reden Sie nicht mit dem Kiosk-Verkäufer...

Ich verließ das Haus und machte den Fehler, zu Fuß über St. Mark's Place zu gehen, dem Oberbauch des vergammelten East Village. Ich passierte Immigranten, die T-Shirts mit albernem Aufdrucken

verkauften, weiße jugendliche Bettler, die besser angezogen waren als ich, Touristen-Kneipen und Fast-Food-Buden. Als ich den Cooper Square zum Broadway überquerte, wurde ich beinahe von einem dieser roten Doppeldecker-Touristenbusse gestreift. *Wer* hat diese Dinger bloß aus England rausgelassen?

Während ich in der U-Bahnstation auf den Zug wartete, fiel mir auf, dass sich auf meinem Rock rote Flecken befanden - nicht mein Blut, sondern Reliquie eines Punkfestivals vor einiger Zeit. Selbst wenn mein T-Shirt sauber gewesen wäre, war ich viel zu trashig und knapp gekleidet für die Gegend, in die ich fuhr. Während ich noch versuchte, mich von meinem modischen Fehltritt abzulenken, bemerkte ich, dass ein Schnittchen um mich herumschlich und mich genauestens musterte. Ich blickte mit dem perfekten Ausdruck der Verachtung weg; lieber wollte ich ihn niemals kennen lernen und mir so seine ewige Liebe bewahren als andersherum. Da gewahrte ich die Vorderlichter eines Zuges am Ende des Tunnels und einen Moment später glitten die Türen auf.

Die Bahn war nicht besonders voll, roch aber dumpf nach Parfüm und Kotze. An der Prince Street sprang ich in einen anderen Wagon und hakte angewidert die Stationen ab, während die Bahn sich langsam ihren Weg ins Herz von Brooklyn bahnte. Warum war ich bloß unterwegs, diese Mutter zu besuchen? Ich war während meiner Beziehung zu ihrem fremdgängerischen Sohn nicht ein einziges Mal bei ihr eingeladen gewesen.

Ich folgte ihrer Wegbeschreibung und entdeckte schließlich das Haus. Es war umgeben von einem braunen Rasen und hatte eine autolose Auffahrt. Ein dorniger Busch ragte in das schmutzige Fliegengitter vor der Tür. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie Primo hier aufgewachsen war. Ich musterte mein Gesicht im Glas der Eingangstür. Durchsichtig und ungewaschen sah ich aus. Ich drückte auf die unglaublich laute Klingel, zog meine Lippen nach und fuhr mir mit den Fingern durch das stumpfe Haar. Bald hörte ich lautes Rumsen, das von irgendwo tief im Inneren des Hauses kam und mich an einen B-Horror-Film erinnerte.

Die Tür öffnete sich wie von Zauberhand und hinaus wehte der Geruch von toten Tauben - ein Aroma, das ich nur zu gut von mei

nem Lüftungsschacht kannte. Aus der sumpfigen Dunkelheit rollte ganz langsam Mrs. Schultz in einem hochlehnigen Rollstuhl aus Korb. Ich befand mich am Set von *Was geschah wirklich mit Baby Jane?*. Eine ältere Lady, Kosmetik-Missbraucherin, streckte mir eine bleiche, behandschuhte Hand entgegen. Sie trug ein bunt geblühtes Kleid, das bis über ihre Knie reichte. Ein weißes Tuch war um ihren faltigen Hühnerhals geknotet. Ihr silbergraues Haar war hochgesteckt. Die Frau hatte keine Ähnlichkeit mit Primo oder mit irgendjemandem, der mir je begegnet war.

»Sie müssen Primos kleine Kameradin sein«, sagte sie, als wollte sie jede sexuelle Note aus unserer Beziehung löschen, was mir nur recht war.

»Und Sie müssen seine Mutter sein.« Ich gab mir Mühe, wie eine Figur aus einer Soap zu agieren.

»Kommen Sie doch rein«, meinte sie und rollte ihren Stuhl zurück.

Als ich eingetreten war, schloss sie die Tür hinter mir und deutete den schmalen Flur entlang. Verschiedene verstaubte Ölgemälde hingen an der ausgeblichenen Blumentapete. Sie zeigten leere, graue Betongehwege, die genauso aussahen wie die, auf denen ich hergekommen war. Ich gab keinen Kommentar dazu ab; falsche Schmeichelei behielt ich als letzten Trumpf in der Hand. Ich fragte mich, ob Primo sie gemalt hatte.

Sie quietschte in ihrem grausigen Rollstuhl hinter mir her und scheuchte mich in ein großes Wohnzimmer. Auf dem polierten Eichentisch stand nackt und einsam ein versiegeltes Päckchen - kaum vierzig Quadratzentimeter groß. Auf das Etikett hatte ein Computer unter das Logo des Malio Bestattungsinstituts, das sich um eine Calla rankte, folgenden Satz gedruckt: »Die sterblichen Überreste des Primo Schultz.«

»Hatten Sie Schwierigkeiten, das Haus zu finden?«, fragte sie. Armer Primo, konnte ich nur noch denken.

»Nein.«

»Haben Sie Hunger?«

»Nein, danke.«

Sie winkte mich zu einem anderen Zimmer. Ich erhob mich und blieb vor der verschlossenen Tür stehen. »Das war sein Zimmer. Machen Sie auf.«

Ich tat wie geheißen und fand einen verlassen wirkenden beengenden Raum vor, der durch ein großes Bett mit Vorhängen beherrscht wurde. Auf dem gemachten Bett und dem kleinen Schreibtisch standen dieselben blau-gelben Bananenkisten, die Primo in meiner Wohnung zurückgelassen hatte. Ich entdeckte einen Stapel obskurer Magazine, unter denen ich *Howard, die Ente* und alte Ausgaben von *National Lampoons* erkannte. In der Ecke stand ein mit Aufklebern verzierter Gitarrenkoffer. Zwischen Tisch und Wand befanden sich mehrere in Folie eingepackte Leinwände, vermutlich Pri-mos Gemälde. Das Einzige, was dem Zimmer zu einem typischen Primo-Schultz-Raum fehlte, war ein Fernseher.

»Das ist mein kleines Hal-Museum.« Ich hörte den Rollstuhl hinter mir über den Holzboden knarzen.

»Hal?«

»Sein Taufname.« Das hätte ich mir wahrscheinlich denken sollen. Ich nahm eine alte Zeitschrift mit dem Titel *Trouser* und blätterte sie durch.

»Ich habe keine Ahnung, worum es sich bei dem ganzen Zeug handelt«, sagte seine Mutter kopfschüttelnd. »Ich hab's mir nie wirklich angesehen. Keine Ahnung, ob es Müll oder wertvoll ist.«

»Für ihn war es wahrscheinlich wertvoll«, murmelte ich, ohne nachzudenken.

»Ich meine, es war wirklich ziemlich egoistisch von ihm, einfach so zu sterben. Ich meine, ich bin jetzt zweiundsiebzig und kann mir noch nicht leisten zu sterben.«

Sie redete weiter, als wollte sie Primo posthum ein schlechtes Gewissen einreden. Ich schaltete ab und sah mich in dem Zimmer um. Es gab Hinweise auf eine hektische Jugend. Eine Sammlung von abgerissenen Tickets, vor zwanzig Jahren achtlos an eine Pinnwand geheftet und vermutlich dazu verdammt, die nächsten fünfzig Jahre noch dort zu hängen. Sie stammten von verschiedenen coolen Konzerten Ende der Sechziger und Anfang der Siebziger: Ich sah

unter anderem Television, Captain Beefheart und Rush. Ein Ticket stammte vom Bangladesh Konzert. Keins war teurer als vier Dollar gewesen.

Ich blätterte etwas durch, das wie die erste Ausgabe des *Whole Earth Catalogue* aussah. Darunter lag ein mit einem Gummiband zusammengehaltener Stapel vergilbter Flyer mit der Aufschrift:

Schluss mit dem Krieg in Vietnam

Kundgebung

Samstag, 12. Oktober 1971, 12.00 Uhr

Washington Square Park

Er hätte sie wohl verteilen sollen, hatte es aber versäumt - wahrscheinlich der Grund, warum der Krieg dann doch weiterging. Vergilbte Seiten boten Kurzkritiken der Band, in der er Ende der Achtziger gespielt hatte - Infant Mortality. Ich fand einen Stapel Kassetten, wahrscheinlich das Demo-Tape, das die Band aufgenommen hatte. Der Titel der Kassette, »Do or Di«, war auf weiße Adressaufkleber gedruckt. Es gab Karten mit vergoldeten Buchstaben, auf denen eine Gruppenausstellung angekündigt wurde, wo auch seine Bilder gezeigt werden sollten, und einen Stapel mehrfarbiger Seiten mit dem Titel »The National Poetry Magazine Of The Lower Eastside« aus den frühen Achtzigern. Mrs. Schultz redete noch immer, als ich eine echte Entdeckung machte. Es war ein Gedicht.

DER SUE WOTT SCHMERZ

Trotz einer Weiteit von Wissen, überliefert und übermittelt,
trotz Akribie der Aufzeichnungen

von Symptomen, Signifikanten und Syndromen,

von Schürfwunden, Pusteln und Herzrasen,

von Schorf und Verklumpung und Blut und Abszess,

von Muskelschwund und Nervenzersetzung

und endlosem Abklingen, Rückfällen, Nähen, Gerinnen
kann kein Arzt die Schmerzen lindern,
ist noch keine Salbe erfunden,
um die entzündeten Gefühle
des plötzlich amputierten Liebenden zu heilen.

Das Gedicht war besser als jenes, das er mir geschrieben hatte, und nun war es zu spät, ihn in den Wind zu schießen - zumindest im übertragenen Sinne. Auf der Rückseite des Blattes entdeckte ich die gottverdammte Strichzeichnung, die er auch von mir gemacht hatte. Statt oval waren ihre Augen schlituartig wie Reißverschlüsse. Es war schwer, sich vorzustellen, dass diese Rock-Tyrannin - dieses absolute Grauen - eine solche Sehnsucht auslösen konnte. Ich fand noch ein anderes Gedicht, das den fröhlichen Titel »Fick dich doch selbst« hatte. Es lautete:

Macht schon - küsst, so viel ihr wollt!
Es wird euch um keinen Deut jünger machen
oder verliebter.
Und ich kann noch viel länger lachen,
weil ich weiß, dass ihr beide nicht glauben wollt,
dass es einen anderen gegeben hat oder geben wird,
der den jetzigen vergessen macht.

Mein Blick verklärte sich, als Mrs. Schultz murmelte: »Ach Gottchen, ich komme um vor Hunger. Sie nicht auch, meine Liebe?«

»Doch«, erwiderte ich höflich. Wer in Amerika dünn und attraktiv sein wollte, kannte sich mit der Chronik des Hungerns aus.

Sie rollte rückwärts, schwang sich um hundertachtzig Grad herum, wobei sie nur knapp eine Vitrine verfehlte, und schoss wie ein pakistanisches Taxi in die Küche. Ich folgte ihr. Sie befahl mir, eine Dose Thunfisch zu holen. Ich nahm sie vom Regal, vertraute ihr jedoch an, dass ich eigentlich keinen Thunfisch essen wollte.

»Zu meiner Zeit hat man gegessen, was auf den Tisch kam«, brummelte sie und wies mich an, eine Schachtel mit Zimtkuchen aus dem Regal zu nehmen. Sie sagte mir, wie ich die Schachtel öffnen sollte. Sie sagte mir,

wo ich das richtige Messer finden konnte. Sie sagte mir, aufweichen Teller ich den blöden Kuchen legen sollte - auf den aus Porzellan, nicht auf den aus Plastik. Sie tadelte mich, weil ich mehr als das Anstandsstückchen abschnitt.

»Was wollen Sie trinken?«, fragte sie.

»Wasser«, antwortete ich, weil ich keine Lust hatte, Anweisungen zum Kaffeekochen zu befolgen.

Sie bat mich, den Teller ins Wohnzimmer zu bringen. Schließlich saß ich vor ihr, kaute auf dem Wochen alten Backwerk herum und hörte zu, wie sie versuchte, Primos Tod zu einer Boshaftigkeit des Schicksals ihr gegenüber zu machen. Ihr Leben würde nun einsam werden. Wer würde sie am Muttertag anrufen? Wer würde sie Weihnachten besuchen kommen? Ich hatte schon mindestens zwanzig Minuten lang überlegt, wie ich mich aus dem Staub machen könnte, bis ich einen flüchtigen Blick auf ein altes Foto erhaschte, auf dem Primo in Matrosenuniform zu sehen war.

»Ach du Scheiße«, rutschte es mir heraus. »War Primo in der Navy?«

»Nein. Das war sein Vater.«

»Oh, stimmt. Er sieht ja auch älter aus.«

»Wir lernten uns im Krieg kennen«, begann sie. »Er sah so gut aus! Aber er war kein Typ, der es lange zu Hause aushielt.«

Vielleicht war er bloß keiner, der es lange bei dir aushielt, hätte ich gerne gesagt. »Lebt er noch?«

»Ich weiß nicht. Wir haben uns kurz nach Primos Geburt scheiden lassen.« Sie blickte aus dem Fenster. »Sie wissen ja, wie das ist.«

»Oh ja«, erwiderte ich. Die damaligen Väter waren bekanntermaßen dafür prädestiniert, zu verschwinden.

»Ich habe mir immer eine Tochter gewünscht«, vertraute sie mir schließlich an. »Ich hab meinen Jungen immer gemocht, aber es war nicht leicht als allein erziehende Mutter. Ich konnte mich kaum mit anderen Männern treffen. Wenn ich einen mit nach Hause brachte, bekam Primo einen Anfall. Ich musste woanders hingehen, wenn ich mit dem Mann intim werden wollte. Primo war so ein temperamentvolles Kind - ein wahres Künstlertemperament.«

»Bei dem, was er alles gemacht hat«, sagte ich und zeigte in Richtung seines ungemütlichen Lochs, »ist es eine Schande, dass er es nie geschafft hat.«

»Ja, nun ja...« Ihre Augen blickten in die Ferne. »Dabei war er so nah dran.«

Der traurige, geistesabwesende Blick signalisierte mir, dass jetzt Schluss mit der Plauderei war. Ich erhob mich, sah auf mein uhrfreies Handgelenk und erklärte, dass ich noch eine Verabredung hätte. Mrs. Schultz nickte, nahm Primos Asche und wollte sie gerade in eine Plastiktüte stecken, als sie innehielt und die rechteckige Schachtel, die die Überreste ihres einzigen Kindes enthielt, betrachtete.

»Ich kann es kaum fassen, dass dies hier alles sein soll, was von ihm übrig ist.« Sie küsste das Packpapier, das um die Schachtel gewickelt war, hinterließ einen Abdruck ihres klebrig roten Lippenstifts, ließ die Kiste in die Tüte fallen und reichte sie mir.

Ich beugte mich hinunter und umarmte die alte Dame kurz -oder sagen wir besser, ich kniff ihr rasch in die Schultern. Sie lächelte und sagte mir, dass ich jederzeit anrufen könnte, falls ich irgendetwas brauchte. Ich erwiderte, dass ich auf jeden Fall anrufen würde, auch wenn ich nichts brauchte, was eine glatte Lüge war.

Während ich auf die Bahn nach Manhattan wartete, sah ich mir verschiedene Modezeitschriften an. »Wollen Sie die kaufen?«, fragte der indische Kioskbetreiber. Ich schlug die *Elle* zu und schlenderte lässig davon. Auf der Heimfahrt kämpfte ich gegen die Trauer an, doch als wir endlich Manhattan erreichten und der Zug voller wurde, schlug meine Stimmung um. Ich dachte an die Strichzeichnung mit den sanft geschwungenen Schlitzaugen, die Primo von Sue Wott gemacht hatte. Ich hatte gelesen, dass asiatische Augen dadurch entstanden waren, dass sie sich in der Eiszeit an das Blenden des Schnees anpassen mussten. Das hier war meine Eiszeit. Primos Strichzeichnung von mir sah nicht halb so attraktiv aus wie die von ihr - dem Mädchen seiner Träume und Alpträume.

Und als wäre das allein noch nicht schlimm genug, beglotzte mich irgendein fatter Althippie, als wir in der White-Hill-Station festsaßen. Seine kurzen Arme waren mit algenfarbenen Tattoos bedeckt und sein dicker Bierbauch verlieh ihm das Aussehen eines lüsternen

Ochsenfroschs. Ich platzierte die Tüte mit dem Kasten, in dem Primo sich befand, auf meinem Schoß, um so wenig wie möglich von mir zu zeigen. Aber damit war es noch nicht vorbei. Als ich aus der Bahn und wieder ans Tageslicht kam, war es, als würde ich mich auf einem Belästiger-Fließband fortbewegen. Zuerst gab eine Gruppe von Typen, die sich auf der Straße ihr Mittagessen reinschaufelten, dumme Kommentare ab. An der Cooper Union stieß ein Mann, der direkt hinter mir ging, eine Reihe von ziemlich widerlichen Bemerkungen aus dem Bereich der Anatomie aus. Vielleicht machen Bewegungsmangel und schlechte Ernährungsgewohnheiten einen Mann notgeil. Wenn dieses männliche Ärgernis eine Nährwert-Information aufgedruckt gehabt hätte, hätte der Fettanteil sicherlich jeden anderen Wert mit Abstand übertroffen.

Als ich schließlich meine Haustür öffnete, schaltete sich gerade das Band meines ABs an: »Gute Nachrichten. Wir haben dich ausgesucht.«

Es war das Objekt von Primos Begierde - Sue Wott. Ich rupfte den Hörer vom Apparat und sagte: »Kann ich dir ein paar Fragen stellen?«
»Von den Bandausgaben brauchst du nichts zu zahlen«, erklärte sie. Im Hintergrund war ein Kind zu hören.

»Ist das dein Kind?«, fragte ich höflich.

»Ja, aber es gehört nicht zum Deal.«

»Wer ist der Vater?«, machte ich meinen nächsten unbedachten Vorstoß.

»Ein Mann. Bist du jetzt Crazy and Beautiful oder nicht?«

»Kann ich darüber nachdenken?« Ich betrachtete mich in einem Handspiegel.

»Nein, ich brauche jetzt sofort eine Antwort.«

»Jetzt sofort?«

»Wir haben bereits eine Location gebucht und Termine abgemacht. Ich hätte auch schon früher angerufen, aber wir mussten uns noch eine letzte Bewerberin anhören.«

»Ihr habt mich jemand anderem vorgezogen?« Ich konnte es nicht fassen.

»Klar. Die anderen konnten keinen Anweisungen folgen und du hattest dickere Titten, also haben wir dich ausgewählt.«

Wenn sie ein Mann gewesen wäre, hätte ich sie verklagen können, aber da sie ein vorlautes Weib war, blieb mir nur zu fragen, wo und wann wir uns treffen würden. Um zwei Uhr, morgen Nachmittag im selben Studio, in dem auch das Vorspielen stattgefunden hatte.

»Und bring diesmal deinen eigenen Bass mit«, knurrte sie.

»Um zwei Uhr nachmittags! Und wie ist das werktags?«

»Wir haben vor, hauptsächlich am Abend zu proben. Wir sehen uns morgen.« Sie legte auf. Ich legte mich hin und während ich versuchte, mich zu entscheiden, ob ich ein Nickerchen halten sollte oder nicht, schlief ich ein.

Am frühen Abend wurde ich durch Joey auf dem AB geweckt. Er habe gehört, dass bei mir in der Nähe ein tolles Restaurant sei, und ob ich mit ihm hingehen wolle. Ich nahm den Hörer auf. Natürlich wollte ich. Nur in diesen erstklassigen, überteuerten Esstempeln, in denen man ein hübsches Kleid tragen und ein geschmackvolles Make-up auflegen muss und der Kellner einen wie eine Königin behandelt, fühlte ich mich als wertvolle Person. Eine Stunde später trafen wir uns vor dem Gotham Diner und er begann von der Mühsal seines langen Tages zu reden.

»Im Inkassobüro?«, fragte ich, während ich ein Stück Lauch in einer wundervollen Senfsauce aufpickte.

»Ja. Es ist wirklich erstaunlich. Die Leute glauben offenbar, dass man Geld einfach nehmen und gehen kann.«

»Und wie treibst du die Kohle ein?«

»Hauptsächlich durch Anwälte - sie setzen Verfügungen durch, sodass wir ein Pfandrecht bekommen oder auf ihren Lohn zugreifen können.«

»Klingt deprimierend.«

»Das ist es für sie auch. Aber, hey!, darüber sollte man nachdenken, bevor man seinen Wetteinsatz macht.«

»Welchen Wetteinsatz?«

»Ich kann Geld immer nur als Wetteinsatz sehen. Das Leben ist doch eine Art Spiel, oder nicht?«

»Du und deine Philosophien«, bemerkte ich. Nach dem Essen mit Dessert und Digestiv, dem Spaziergang zu meiner Wohnung, der Runde mit dem Hund und dem Fernseher folgte die Freude am Schlaf.

Am nächsten Morgen überlegte ich, ob ich mir einen besseren Job suchen sollte. Ich dachte auch darüber nach, mir die Beine und die Bikinizone zu rasieren. Beides schien gleichermaßen undenkbar. Um halb zwei war ich aus der Tür und auf dem Weg zur ersten Bandprobe meines Lebens.

Ich hatte Primos alten Fender Bass inspiziert. Er war über und über mit komischen zerfetzten Stickern beklebt. Unter dem Hals zwischen den letzten beiden Bundstäben waren die Buchstaben E, A, D, G eingeritzt. Ich hatte keinen Verstärker, sodass ich nicht hören konnte, was das Ding wirklich hergab. Ich war schon spät dran, kaufte mir an der Straße aber noch einen Becher Kaffee.

Ich ging denselben Weg wie neulich zum Vorspielen. Der Proberaum war wie eine Dekompressionskammer, brechend voll mit den drei Mädels und ihren Instrumenten. Sie spielten schon, als ich auftauchte. Nachdem sie den Song beendet hatten, sagte Sue: »Du hast dreimal Zuspätkommen frei, danach ziehen wir dir einen Dollar pro Minute ab. So handhaben wir das hier, kapiert?« Ich sagte nichts darauf und sie war klug genug, nicht nachzuhaken.

Ich fragte mich, was zum Teufel ich hier tat, während Sue Norma anbrüllte. »Sind deine Drumsticks verstimmt? Von dir einen vernünftigen Takt zu kriegen ist genauso schwer, wie bei einem Herzinfarktopfer den Puls zu finden.«

Als Marilyn es wagte, darüber zu lachen, wandte Sue sich ihr zu. »Du bist zu spät eingestiegen und zu lange drangeblieben. Im Übrigen sollst du mit E anfangen, zu A übergehen und wieder zum E zurückkommen, weißt du noch?« Sue spielte auf E, während sie sang: »Don't jerk off beforehand.« Dann auf A: »Then go limp and blame me-e-e, man...«

Als sie meinen amüsiert-entsetzten Blick sah, sagte sie: »Hey, Neue, ich hoffe, du hast diesmal dein eigenes Plektrum dabei.«

»Komm wieder runter, Liebelein«, warf Marilyn ein.

Sue erwiderte nichts. Nach dieser kurzen Beleidigungspause quetschten die Mädchen sich mitsamt ihrer Ausrüstung auf eine Seite.

So entstand Platz zum Stehen und man wies mir einen ramponierten Übungsverstärker zu. Ich hängte mir den Bass um und stöpselte ihn in ein Distorsionspedal von Marilyn ein, das mir erlaubte, den Sound zu verzerren.

Sue erklärte uns, welche Art von Musik The Beautiful and the Crazy machen wollten - eine krude Mischung aus Punk und Pop. Wir spielten vier Songs. Obwohl es meine erste Probesession war und ich seit dem College nicht mehr gespielt hatte, war die mangelnde Harmonie der Band nicht gänzlich meine Schuld. Norma verschluckte einzelne Takte, Marilyn spielte oft falsch und Sue vergaß immer wieder ihren Text, was unverzeihlich war, wenn man bedachte, dass sie jeden verdammten Song selbst geschrieben hatte.

Während einer Stunde instrumentaler Quälerei stolperten und holperten wir durch die vier Stücke. Alle waren leicht männerfeindlich, aber niveauvoller Sarkasmus und Wortwitz machten es wieder wett; »Colder than a Witches Tit« und »Poontang You« gehörten definitiv zu meinen Favoriten. Ein Song - »The Ache« - basierte in den Grundzügen auf Primos Gedicht über Sue Wott. Nach der zweiten Stunde, in der die zwei einfacheren Lieder langsam eine vage erkennbare Form annahmen, ließ Norma die Drumsticks fallen. Sue ordnete eine viertelstündige Pause an und fragte ihre Schlagzeugin, ob sie überhaupt noch in der Lage sei, weiterzumachen. Sue hatte in ihrem Ehrgeiz den Proberaum für drei Stunden gemietet, was für konzentrationsgestörte East Villagers wie uns viel zu viel war.

Sue drückte Marilyn fünf Dollar in die Hand und schickte sie Kaffee und Kekse kaufen. Ich fragte mich, woher Sue ihr Geld nahm - ob sie immer noch strippte oder ob es sich um Gagen handelte. Als wir mit den Proben weitermachen wollten, starrte Sue plötzlich auf mein Instrument mit seinen halb abgepulten und verblichenen Aufklebern.

»Ach du Scheiße«, brach es plötzlich aus ihr heraus. »Das Ding kenn ich doch.« Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, dass sie das Instrument tatsächlich zuordnen können würde, bis sie sagte: »Das ist doch Primos verdammter Fender!«

»Primo?«, sagte ich vorsichtig und hatte seltsamerweise plötzlich Angst, dass sie mich wieder rausschmeißen könnte.

»Woher hast du das, verdammt?« Sie sah den Bass an wie einen alten Bekannten, von dem man sich im Zorn getrennt hatte.

»Er hat ihn mir verkauft!«, sagte ich.

»Du kennst ihn?«

»Jemand hat ihn mir vorgestellt. Er brauchte dringend Geld.« Ich wusste, dass sie dies als typisch Primo identifizieren würde.

»Dieses Arschloch.«

Zunächst war ich versucht, ihr von seinem Ableben zu erzählen -das war die Gelegenheit, endlich mit der Sprache herauszurücken -, aber plötzlich wollte ich meine Position in der Band nicht gefährden. Also fragte ich unschuldig: »Woher kennst du ihn denn?«

»Abgesehen davon, dass er eine ganze Weile mit mir verheiratet war, hat er zwei meiner Freundinnen und meine Schwester gevögelt -mit Letzterer spreche ich immer noch nicht.« Sie sagte nichts von allein erziehend oder Ausbleiben der Unterhaltszahlungen, was mich beruhigte.

»Hast du ihn geliebt?« Ich bereute die Frage im selben Moment, in dem ich sie gestellt hatte.

»Du weißt doch, was Liebe ist«, sagte sie und kam mir näher, als mir lieb war. »Liebe ist ein Vertrag, und er hat seinen Teil davon nicht erfüllt.«

Ich hätte sie zu gerne gefragt, ob er der Vater ihres amerikanischasiatischen Kindes war, doch in diesem Moment klatschte sie in die Hände und verkündete, dass sie mit uns allen sprechen müsse. Sie klärte mich über unsere Termine auf. In zwei Wochen sollten wir in der Mercury Lounge spielen, ein paar Tage danach hatten wir einen Gig mit zwei anderen Girl-Bands, Crapped Out Cowgirls - Emilys Band - und Purple Hooded Yogurt Squirter.

»Findest du nicht, dass es noch etwas früh ist, öffentlich zu spielen?«, fragte ich.

»Wir werden noch gut ein halbes Dutzend Mal proben, bevor wir in der Mercury Lounge auftreten«, antwortete Sue. Morgen würden wir uns wieder treffen. Norma, die Punkfachfrau, wohnte an der Second Avenue Ecke Seventh, also gingen wir erschöpft zusammen in Richtung Osten. Sue und Marilyn, das menschliche Nadelkissen,

machten sich nach Norden auf. Zu Hause hörte ich mein Band ab. Alphonso, das Rauhbein aus dem Strip-Salon, bat um ein Rückspiel. Ich war zu müde, um darüber nachzudenken.

8. Kapitel

Der schönste und der schrecklichste Moment mit Primo waren ein und derselbe gewesen. Zu meinem neunundzwanzigsten Geburtstag - es war erst vier Monate her - führte er mich aus zu einem der besten Essen, die ich je verdaut hatte. Wir gingen ins Royalton in Midtown. Ich kaufte mir für diese Gelegenheit sogar ein Kleid. Er trug einen schicken Anzug. Wo er ihn herhatte und was danach damit geschah - darüber kann ich nur spekulieren. Da er wusste, dass ich ein heimlicher Fleischfresser war, bestellte er das teuerste Stück Fleisch auf der Karte - etwas, das ich niemals ohne Schuldgefühle hätte tun können.

»Du sollst dich an diesen Tag erinnern«, sagte er mit einem kleinen Lächeln.

»Ich dachte, der dreißigste sei der große Geburtstag.«

»In Wirklichkeit ist es der neunundzwanzigste.«

»Und warum?«

»Schließlich gehen mit dem neunundzwanzigsten die Zwanziger zu Ende. Der dreißigste feiert das kommende Jahrzehnt.«

Während wir aßen, fiel ein wundervoller schwerer Regen wie Perlenschnüre vom Himmel. Später gingen wir die dunklen, leeren, rein gewaschenen Straßen entlang der Fifth Avenue nach Hause und begegneten vielleicht zwei Leuten auf dem ganzen Weg. Es war, als hätten alle die Stadt verlassen; an diesem Abend waren wir so gut wie allein in New York.

Als wir schließlich an der Tür meines Hauses angekommen waren, reichte er mir ein samtbezogenes Kästchen.

»Was bitte ist das?«, fragte ich. Was ich wirklich fragen wollte, war: Wer bist du? Wo ist Primo?

»Es ist ein Ehering«, sagte er und strahlte mich an. »Und dazu ein teurer.« Ich ließ ihn später schätzen und stellte fest, dass er etwa sechshundert Dollar gekostet haben musste, was für Primo ein mittleres Vermögen war.

»Wann heiraten wir also?«, sagte ich im Spaß, wohl wissend, dass die Sache irgendwo einen Haken hatte.

»Das haben wir gerade«, meinte er, während wir durch den dreckigen Flur zu meiner Wohnung gingen.

»Was haben wir gerade?«

»Niemand bleibt heutzutage verheiratet.«

»Und was willst du mir damit sagen?«

»Ich feiere die Zeit, die wir miteinander verbringen. Wir sind, was wir sind. Dieser Ring ist ein Andenken an die Monate, die wir bisher zusammen waren. Ob wir noch fünfzig Jahre zusammenbleiben oder uns in den nächsten zehn Minuten trennen - dieser Ring feiert uns.«

Wir gingen hinein, und duftende Kerzen, teurer Wein, exotische Räucherstäbchen, intensive Küsse und überdurchschnittliches Liebemachen folgten. Der Schlaf danach war, als würde man in einen sauberen und bodenlosen Fahrstuhl schacht fallen.

Im Rückblick war die ganze Sache eine unglaubliche Schiebung. Er hatte so gut wie jeden Schritt geplant. Genau wie ein gerissener Serienmörder jede Einzelheit seiner Taten vorbereitet, hatte Primo seine Waffen der Verführung eingesetzt und wieder verstaut. Am

nächsten Morgen war der Traum jedenfalls vorbei. Der Prinz hatte sich wieder in den mir vertrauten Frosch verwandelt. Nie wieder tat er etwas, das auch nur annähernd romantisch war. Ich weiß nicht, in wie vielen Beziehungen er gelernt hatte, den Abend auf diese Art und Weise zu inszenieren, aber es funktionierte. Es war der schönste Abend in unserer Beziehung oder - zumindest was Romantik anging - in jeder Beziehung, die ich bislang überstanden hatte. Es war ein diamantbesetztes Unikat von Abend. Ich trage keinen Schmuck, also verstaute ich den Ring, den er mir geschenkt hatte, an einem besonderen Ort. Zuerst sah ich ihn als ein Andenken, doch heute halte ich ihn für eine Warnung. Der wunderschöne Abend war nichts weiter als eine gemeine List. In der Hoffnung auf einen weiteren so perfekten Augenblick nahm ich seine Faulheit und seinen Egoismus in Kauf - doch es geschah nie wieder etwas Vergleichbares.

Und das war auch der Grund, warum ich den Gerichtsmediziner gefragt hatte, ob Primo vielleicht insgeheim gewusst haben könnte, dass er sterben würde. Wenn die Antwort ja lautete, dann war dieser Abend das grausamste Verbrechen, das je an mir verübt worden war. Falls sein Tod aber unerwartet gewesen war, dann war Primo nur ein weiterer Kerl, der mir aus irgendeinem Grund einen schönen Abend bereitet hatte und dann abgehauen war.

Je länger ich über Primo nachdachte, desto mehr konnte ich mir seine vergilbende Vergangenheit vorstellen: Er war einer der vielen dünnen, abgerissenen Teenager in den grünen Armeejacken gewesen, die man in den alten Nachrichtensendungen vom Ende der Sechziger bei den Antikriegs-Demos sah. Oder einer der namenlosen, gesichtslosen Fans, die sich im alten Fillmore East und der Academy of Music gedrängelt hatten. Oder einer der Bierseligen in Max's Kansas City Anfang der Siebziger oder sogar einer von denen, die Ende der Siebziger, Anfang der Achtziger mit Plateaustiefeln, Glitterklamotten und Föhnwelle aufgetreten waren, als die Koksdiscos ihren verruchten Chic verströmt hatten. Ich konnte ihn mir mühelos vorstellen, wie er sich an die samtbezogene Abspernung vom Studio 54, der Peppermint Lounge oder dem Mudd Club drückte - und nur selten hineingelassen wurde. Er war nur eine lebende Kopie, ein Stück menschliche Tapete, Teil der Deko in TV-Rückblicken.

Der nächste erschöpfende Arbeitstag verstrich langsam. Während ich an meinem Tisch saß und auf etwas zu tun wartete, fiel ich in einen tiefen, herrlichen Schlaf. Eine andere Aushilfe, in der Zeitarbeitshierarchie schon weiter oben als ich, rief meinen Namen und teilte mir mit, dass die Abteilungsleiterin mich sehen wolle. Die war eine Miss Piggy mit einer rostigen Blechdose als Herz und einer kugelsicheren Dauerwelle. Ich nahm an, dass sie mich schlafen gesehen hatte.

»Mary, Ihre Arbeit hier ist für uns ein Luxus geworden«, begann sie, ohne mein Nickerchen zu erwähnen.

»Welche Arbeit?«, fragte ich aufrichtig.

»Die Arbeit, die wir Ihnen hier geben.«

»Sie meinen kopieren und ans Telefon gehen?«, fragte ich und gähnte unbeabsichtigt.

»Kommen Sie mir bitte nicht so«, antwortete sie. *Wie* denn? Es wäre weitaus klüger gewesen, wenn sie das Offensichtliche ausgesprochen hätte. Es gibt keine Arbeit. Schlafen Sie zu Hause.

»Worauf wollen Sie denn hinaus? Bin ich gefeuert?«, fragte ich und legte meinen Kopf in ihre Guillotine.

»Mir gefällt das nicht«, gab sie zurück. »Ich hasse es, jemanden entlassen zu müssen. Ich meine, Sie sind eine gute Kraft.« Ihr brach die Stimme. »Ich kenne Sie jetzt schon seit ein paar Monaten.« Ich konnte es einfach nicht fassen - das Monster hatte ein Herz!

»Hören Sie, machen Sie kein Akt draus. Ich bin schon einmal rausgeschmissen worden.«

Ich sah Tränen über ihre Schweinenase laufen und konnte nicht glauben, dass sie wirklich weinte. »Diese Scheißkerle«, murmelte sie schließlich.

»Wer?«

»Die Firmenleitung. Der einzige Grund, warum sie mich zwingen, Sie rauszuwerfen, ist, dass Sie Ihnen eine Arbeitslosenversicherung geben müssen, wenn sie noch zwei Wochen warten.«

»Das sind wirklich Scheißkerle«, stimmte ich ihr zu.

»Sie sollten sich mit Händen und Füßen dagegen wehren«, riet sie mir. »Wissen Sie was? Kommen Sie morgen rein und lassen Sie sie doch die Polizei rufen!«

»Ist schon okay, wirklich«, tröstete ich sie. Ich hätte es vorgezogen, wenn sie einfach genauso ekelhaft wie sonst gewesen wäre -dann hätte ich sie wenigstens hassen können. Den Rest des Tages verbrachte ich damit, so viel Büromaterial wie möglich einzusacken. Als ich zu Hause anrief, um meine Nachrichten abzuhören, wartete ein echter Schocker auf mich: Greg erzählte mir, dass er heiraten würde, und lud mich zur Hochzeit ein. Wie zum Trost folgte eine Nachricht von Joey, der mich fragte, ob ich zum Abendessen mit ihm ausginge. Ich rief ihn zurück, um zuzusagen. Als sein Band ansprang, sagte ich: »Essen gehen ist gut. Sag mir wann und wo.« Anschließend rief ich Zoes Nummer an und wir plauderten ein wenig über dies und das. Ein paar Mal war ich drauf und dran, ihr von meiner Bandmitgliedschaft zu erzählen, aber dann beherrschte ich mich wieder; es schien wichtig für unsere Freundschaft, Zoe das Gefühl zu geben, dass ich nichts aus meinem Leben machte. Sie berichtete mir schließlich, dass sie nach der Arbeit zu einer Büroparty gehen würde.

»Es ist doch gar keine Saison für Büopartys«, bemerkte ich. »Wieso gibt es bei euch eine?«

»Nicht bei uns«, gab sie zurück. »Es geht um *Burnt Out*.« Das war das neue, hippe Downtown-Magazin. Wichtigster Bestandteil seines Konzepts war ein wöchentlicher Terminplan von Events und Veranstaltungen, bei denen junge Leute die besten Möglichkeiten für One-Night-Stands hatten.

»Sind die Getränke frei?« Das musste ich wissen. Ein paar alte Freixemplare würden mir nicht helfen, wach zu bleiben.

»Hausgemachtes Freibier bis in die Puppen respektive 19 Uhr.« 19 Uhr war ja nicht gerade bis in die Puppen. Sie hörte sich an, als würde sie eine Beschreibung ablesen. »Bei Gulliver's. Du weißt schon, dieses neue Irish Pub auf der Fourth.«

»Dann los.« Um fünf flogen die Türen meines Büros auf und ich wurde in den Schlund des Fahrstuhls eingesogen, um in den Gedärmen der Straße wieder ausgespuckt zu werden. Ein paar Blocks

östlich, ein paar nach Westen, einige Umwege über Klamottenläden, ein Stop im Body Shop und ich war da.

Zoe noch nicht. Ich überlegte, draußen zu warten, doch als ich jemanden »He, du!« sagen hörte, änderte ich meine Meinung. Es war der gepiercte, tätowierte Hunde-Rechtler, den ich am Tompkins Square getroffen hatte.

»Du sollst Numb doch nicht allein auf der Hundewiese lassen«, neckte er mich.

»Keine Sorge. Sie ist zu Hause und kackt auf den Boden.«

»Arbeitest du für *Burnt Out*?«, fragte er.

»Klar. Ich hab den spannenden Kino-Planer in der letzten Ausgabe zusammengestellt«, witzelte ich.

»Im Ernst?« Er wirkte fasziniert.

»Ich hätte es tun können«, gab ich zurück. »Man braucht bloß die telefonische Kinoansage mitzuschreiben.«

»Hör mal, mach dich nicht über solche angeblichen Selbstverständlichkeiten lustig«, sagte er. »Es gibt genug Leute, die nicht mal das hinkriegen.«

Er hatte Recht und ich nickte betrübt zu dieser niederschmetternden Wahrheit. Plötzlich dröhnte irgendein Rockstück los, wodurch eine ausgefeiltere Konversation ab sofort unmöglich gemacht wurde; also verbrachten wir die nächsten Minuten mit Pantomimen. Ich war sicher, dass das Leben in New York mindestens zwanzig Prozent meiner Hörfähigkeit zerstört hatte, als ich mich immer wieder dabei ertappte, »Hm?« und »Was?« zu brüllen. Schließlich bahnten wir uns in stummem Einvernehmen einen Weg zu der belagerten Theke. Wir beide tranken das eine Bier, das wir ergattern konnten.

»Was feiern die hier eigentlich?«, brüllte ich, während ich mich fragte, wo Zoe blieb.

»Das!«, brüllte er zurück und hielt das Ale im bunten Plastikbecher hoch. »Das hier ist eine Promotion für den neuen Biertrend.« Das war typisch. Da in dieser Millionenstadt niemand wirklich etwas vollbrachte, gab es nichts, was sich zu feiern lohnte - außer der Feierei selbst. Wenn man diese Stadt von all den pseudo-schaffenden Deppen befreite, würde es keine Wohnungsnot geben. Es würde nicht einmal

eine Stadt geben; es würde rund acht interessante, hart arbeitende Menschen geben, die wahrscheinlich eifersüchtig auf- und gemein zueinander wären. Da ich nicht zu den auserwählten Acht gehörte, würde ich auch nicht hier sein. Das verleitete mich dazu, den tätowierten Typen anzuschreien: »Hast du was mit Kunst zu tun?«

»Stimmt!«, brüllte er die lächerlich laute Musik nieder. »Es gibt diesen Kunstboom.«

Ich fing an, unter jenem klaustrophobischen Stechen zu leiden, das man empfindet, wenn man sich zu lange mit einem Fremden unterhält. Ich fürchtete, er könnte irgendwie glauben, dass ich ihm für den Rest der Party zur Seite stünde. Bevor es mir gelang, einen würdevollen Abgang zu machen, hatte er es irgendwie geschafft, noch zwei Becher Bier zu ergattern. Ich kippte meins schnell hinunter.

»Weißt du«, begann ich, durch das Bier verwegen geworden, »wenn du all diese albernsten Stecker aus deinen Ohren nehmen und dir die Tattoos wegmachen lassen würdest, sähst du gar nicht mal so schlecht aus.«

Er nickte, tat, als ob er es gehört hätte. Ich fühlte mich nicht länger an ihn gebunden - nur noch an das Bier. Dieses Mal war ich es, die in das Piranha-Becken griff und mit zwei neuen Bechern entkam. Ich reichte ihm einen und er bildete mit den Lippen das Wort »Danke«. Wir stießen an und tranken.

»Vor vierzig Jahren«, schwatzte ich, »wärest du ein Beatnik gewesen. Vor dreißig ein Hippie. Vor zwanzig Jahren hätte man dich John-Travolta-Klon genannt.« Er nickte und griff in den Dschungel aus Armen und Händen, um zwei weitere Bier hervorzuzaubern. Inzwischen hatten wir es richtig drauf.

Endlich machte Zoologie längsseits fest. Aber da es kurz nach sieben war, kostete das Bier nun zehn Dollar.

»Lass uns bloß verschwinden«, sagte sie, ohne zu merken, dass ich angedudelt und an einen Tätowierten gebunden war.

»Hey, ich kenn dich«, sagte Tattoo Man mit einem breiten, besoffenen Lächeln.

»Wer zum Teufel bist du?«, fauchte sie.

»Er ist mit mir hier«, lallte ich. Der Laser des CD-Players hängte sich auf und stieß schluckaufähnlich immer wieder dieselbe musikalische Silbe aus. Zoe knurrte, drehte sich wütend um und wies zur Tür. Ich ging hinaus und Tattoo Man folgte mir.

»Ich hatte sowieso keine Lust auf Bier«, sagte sie grantig, als wir draußen waren.

»Was ist denn passiert?«

»Die Zicke von der Arbeit hat darauf bestanden, dass ich länger bleibe. Sie meint, ich arbeite nicht genug.«

»Die Zicke hat dich aufgebracht«, kommentierte der Tätowierte sinnierend.

»Ich wurde gefeuert, aber bei einer Band angeheuert«, reimte ich versehentlich und verriet auch noch mein Geheimnis.

»Wer ist bescheuert?«, fragte der Tattoo Man, dessen Trommelfelle sich offenbar noch immer nicht erholt hatten. Trotz Trunkenheit begriff ich, dass es sich krank anhören würde, wenn ich die Geschichte von dem Vorspielen erzählte, bei dem ich eigentlich nur eine von Primos Exen treffen wollte, also vertuschte ich meine Bemerkung. »Die Party hier war bescheuert, aber ich meinte eigentlich, dass ich meinen Job los bin.«

»Ich hab von einem Job bei einer Zeitung gehört«, bemerkte Tattoo Man. Wir beide ignorierten ihn.

»Ich bin ausgehungert«, maulte Zoe.

»Ich auch«, sagte ich, betrunken und einfühlsam.

»Ich hab einen Freund, der bei Veselka kocht«, warf der Mann ein.

»Wir könnten da was abstauben.«

»Veselbucks?« Ein paar unausrottbare Nervensägen nannten den Laden so, seit aus der alten, schmierigen osteuropäischen Spelunke eine neue, schmierige überteuerte Spelunke geworden war.

»Piroggen gehen immer rein«, hörte ich mich lallen.

Wie ein toxischer Nebel drifteten wir Richtung Osten bis Bowery, hielten kurz vor der Bowery Bar, um nach irgendwelchen Feten-Anzeichen Ausschau zu halten, und wandten uns schließlich nach Norden. Während wir gingen, erzählte Zoe mir, wie sehr sie ihre Chefin, ihren Job und Männer im Allgemeinen hasste. Immer wenn

der Tattoo Man versuchte, eine Bemerkung einzustreuen, machte Zoe ihn mit bissigen Bemerkungen nieder und schnitt ihm Gesichter, wenn er nicht hinsah.

»Wisst ihr, was ich an euch mag?«, fing Tattoo an, als wir an der Ecke zur Seventh Street ankamen. Wir horchten auf und warteten auf Komplimente. »Ihr seid keine von den aerobisch-neurotischen Tusen, die den ganzen Abend in der Vierundzwanzig-Stunden-Muckibude auf der Lafayette trainieren.«

»Soll das heißen, dass wir zu dick sind?«, fragte ich, immer auf eine Beleidigung gefasst.

»Überhaupt nicht.«

»Was ist überhaupt mit dir los?«, sagte Zoe, die noch immer wütend war, das Freibier verpasst zu haben. »Warum bist du so scharf darauf, uns bei Veselka zu mästen?«

»Ich bin gar nicht scharf darauf.« Er hob abwehrend seine knochigen Hände.

»Warum behauptest du dann, wir seien nicht schlank, obwohl wir's sind?«, nuschelte ich.

»Ich hab gerade bloß dieses Mädels vorbeigehen sehen und...« Sein Finger piekste in die Luft.

»Was für'n Mädels?«, fragte Zoe, deren Misstrauen sich mal wieder zu wahrer Paranoia steigerte. Wir beide verrenkten uns den Hals nach der Phantom-Rivalin.

»Wie heißt du eigentlich?«, fragte ich. Ich hatte nicht drohend klingen wollen, tat es aber doch.

»Howard.«

»Was für ein dämlicher Name«, fuhr Zoe ihn an. »Und wie alt bist du?«

»Neunundzwanzig.«

»Was soll dieser ganze Mist auf deinen Armen?«, fragte ich gefühllos und inspizierte die Tätowierungen. »Sieht aus wie 'ne Hautkrankheit... kratz die mal ab.«

»Wir sind dreißig, Howie«, stichelte Zoe. Sie hatte den Durchschnitt genommen, denn ich war erst neunundzwanzig, sie aber schon einunddreißig.

»Stehst du auf ältere Frauen?« Ich versetzte ihm einen Klaps auf den Arm.

»Hey!« Er rieb sich die Schulter.

»Ich heiße nicht Hey«, witzelte ich, als er nervös zurückwich. »Wo willst du hin, Neunundzwanzig?«, fragte Zoe und ging auf ihn zu, während er sich zu entfernen versuchte. Da er groß und geschmeidig war - eben genau der Typ, der jeden Abend im Studio trainierte -, wirbelte er herum und preschte wie ein durchgehendes Pferd die Seventh herunter auf die Second Avenue zu.

»Hey!«, rief ich, verwirrt durch seine plötzliche Flucht. »Wo will er denn hin? Haltet ihn auf!«

»Du hast uns ein Essen versprochen!« Zoe galoppierte hinter ihm her, als sähe auch sie ihn als Pferd, das es einzufangen galt.

»Komm verdammt noch mal sofort zurück!«, schrie ich und begann plötzlich über die höchst lächerliche Situation zu lachen. Leider war ich aber zu blau und musste zu dringend pissen, um sie auszubauen. Zoe fand das Ganze allerdings überhaupt nicht amüsant. Eine Gruppe dumpfer Schläger bei McSorley's, der tollsten Bar aller Zeiten für Bauernarschlöcher, sah sie mit wehendem blondem Haar vorbeirennen. Einer von ihnen schnappte sich den tätowierten Howard und drückte ihn gegen ein Auto.

»Hat er dir deine Brieftasche geklaut?«, fragte der Anführer der potentiellen Vergewaltiger.

»Ja«, antwortete Zoe atemlos.

»Das ist nicht wahr!«, protestierte Howard und hielt die Arme hoch.

Während einer der Schwachmatenbrüder den armen Tätowierten an der Kehle packte, blickte ein etwas größerer zu Zoe herüber, als sei allein ihre blonde Haartracht Beweis genug dafür, dass sie nicht log.

»Er schuldet uns ein Essen«, sagte sie ernsthaft, was ja in gewisser Weise stimmte.

»Was soll das, die Zeche prellen, ha?«, fragte eins der UnterArschlöcher.

»Ich hab doch gar nichts gegessen«, sagte Howie, die Hände immer noch oben.

Ein anderer der Vorstadtdioten griff in Howards Hose, zog seine Brieftasche heraus, nahm das ganze Papiergeld und reichte es Zoe.

»Gib's mir wieder. Das ist Diebstahl!«, stellte Howard klar.

»Zehn Dollar sollten reichen«, sagte Zoe. »Zweimal Piroggen.« Sie nahm die zehn Dollar und sagte den Typen, sie sollten die Brieftasche zurückgeben und Howard loslassen.

»Hey, komm mit«, rief einer der Kerle hinter Zoe her, als sie schon ein Stück weg war. »Komm mit rein, wir geben einen aus.«

»Danke«, brüllte sie zurück, ohne sich umzudrehen. »Aber ich trinke nicht mit Arschlöchern.«

Zum ersten Mal erlebte ich, dass Zoe männliche Aufmerksamkeit zurückwies.

9. Kapitel

»Er war einfach verboten selbstgefällig, oder?«, sagte Zoe. Es war mehr eine Feststellung als eine Frage. Selbstgefälligkeit und Schlagfertigkeit waren für Zoe, ungekrönte Königin der Komplexe, ungeheuerliche Sünden.

»Du hast ihn beklaut!«, erwiderte ich lachend, wenn auch etwas bestürzt über das verrückte Spektakel.

»Er kriegt's wieder.« Zoe war leicht belustigt, aber hatte dem Typen noch nicht ganz verziehen.

»Wann? Und wie?«, fragte ich und starrte auf die Cooper Union auf der anderen Straßenseite.

»Karma«, erwiderte sie, als sei dieser buddhistische Begriff ein Synonym für eine Stiftung, die nach den Geboten der Gerechtigkeit Geld sammelt und wieder verteilt. Ich kicherte noch ein bisschen über

das Erlebnis und brummelte bierselig vor mich hin, dass wir bestimmt wegen Raubüberfalls in den Knast müssten, als ich plötzlich sah, dass die arme Zoe weinte.

»Schätzchen, was ist denn los?«

»Ich bin bloß sauer, dass ich zu spät gekommen bin.«

»Im Ernst? Du weinst, weil du das Freibier verpasst hast?«

»Nein. Die verdammte Kuh von Abteilungsleiterin hat mich vor allen anderen angebrüllt und faul genannt.«

»Man *erwartet* von dir, dass du faul bist. Du bist eine Aushilfe!«

»Es ist nicht nur das. Alles andere auch. Scheißleben. Keinen Freund. Über dreißig. Nichts.« Sie fasste sich schließlich wieder und wir beide stellten fest, dass wir eigentlich doch keinen Hunger hatten. Wir wanderten quer durch das dem Hype zum Opfer gefallene Hast Village und kamen überein, dass man das Viertel einfach in eine große Uferpromenade mit angeschlossenem Vergnügungspark verwandeln sollte. Wir bogen rechts in die Third Avenue ein, gingen an den schäbigen, abblätternden Mietshäusern vorbei, bogen auf die Fourth ein, passierten Herden von frisch gebackenen Betriebswirten, denen die Aufregung, im bohemien Village zu dinieren, ins Gesicht geschrieben stand. Wir durchquerten die letzte Latino-Enklave, in der die Bewohner alter Village-Zeiten ausharrten, und kehrten schließlich an die Ecke Fourth und Bowery zurück, wo wir losmarschiert waren.

»Hör mal«, fing ich an. Ich hatte mich endlich dazu durchgerungen auszusprechen, was mir im Kopf herumging. »Was du mit dem Typen gemacht hast, war... na ja, ich sehe ihn ständig auf der Hundewiese.«

»Ich weiß«, gab sie zurück.

»Woher denn?«, fragte ich.

»Ich weiß nicht. Ich weiß es einfach«, antwortete sie. Sie nahm ihr Puder heraus und reparierte die Spuren ihres tränenreichen kleinen Ausbruchs. »Ich treff ihn auch manchmal.«

»Also, er ist eigentlich ganz okay. Das nächste Mal, wenn ich mit Numb losziehe, werde ich ihm daher die zehn Dollar wiedergeben.«

Sie verstand, was ich wollte. Sie öffnete ihr Portmonee, holte den Schein heraus und drückte ihn mir in die Hand.

Eine ganze Weile redeten wir gar nicht, während wir wie zwei Barken die verkehrsreichen Straßen hinuntertrieben. Ich nahm an, dass wir innerlich beide über dasselbe Thema improvisierten: Wenn wir unsere durchschnittlichen siebenundsiebzig Jahre lebten, würden wir etwa 2050 tot sein, und was würde das schon für einen Unterschied machen?

»Oh! Hast du Lust, dir die Captain Kangaroos anzugucken?«, fragte Zoe' aufgeregt.

Vielleicht hatten wir doch nicht über dasselbe nachgedacht. Ihr war soeben eingefallen, dass diese abgefahrene neue Lokal-Band heute im Coney Island High spielte, also machten wir uns dahin auf den Weg. Doch dann stellte sich heraus, dass die Captain Kangaroos in der Mercury Lounge spielten, also machten wir uns dahin auf den Weg. Als wir ankamen, sah ich durch die kleine Gruppe von Leuten, die vor dem Eingang herumlungerte, Bobby Sox, den großen, sexy schwarzen Mann, der als Türsteher arbeitete. Wir grüßten uns und Zoe gab ihm einen Kuss. Mit seiner tiefen, bellenden Stimme erklärte er, dass er von Primos verfrühtem Ableben gehört habe, und drückte sein Beileid aus. Ich bedankte mich und ging hinein, während Zoe noch ein bisschen blieb und flirtete. Der Preis für das ganze Freibier war, dass ich mindestens zehn Minuten stoisch in der Schlange vor dem Klo warten musste. Als ich mich endlich erleichtert hatte und hinausging, kam Zoe gerade aus dem winzigen Veranstaltungsraum heraus. Sie erklärte, dass die Band bereits gespielt habe und gerade die Instrumente einpackte.

Wir trennten uns für eine Weile und jeder von uns begrüßte seine eigene kleine Clique. Die bestand für mich aus zwei Mädchen, Lizzy, eine der wenigen echten weiblichen Kellnerinnen zwischen den ganzen Transsexuellen bei Stingy Lulu's oder Lucky Chang's, und Vivica, eine Black Mama, der ich immer wieder auf dem üblichen Party-Parcours begegnete. Beide waren eine Speiche in zwei verschiedenen Rädern von Leuten, die gekommen waren, um die Band du jour zu erleben - die Captain Kangaroos. Mittlerweile aber waren alle im Aufbruch begriffen. Auch meine Bandkollegin Marilyn war da, aber ich wich ihr aus, damit Zoe nichts von meiner neuen Zugehörigkeit erfuhr.

Innerhalb weniger Minuten saß ich allein da und saugte meinen überteuerten verwässerten Gin Tonic mit dem Strohalm auf, als ein Jungmanager auf Zoe traf. Ich beobachtete aus der Ferne, wie sie plauderte, nickte, lächelte, nickte, lächelte und den Burschen wie einen Zweihundert-Pfund-Fisch an einer fragilen Angelschnur langsam einholte. Der Kerl trug einen Anzug und machte einen auf Business, was im krassen Gegensatz zu der Tatsache stand, dass er etwa wie dreizehn aussah. Ein solcher Junge entsprach Zoes Männlichkeitsideal - sie suchte einen heranwachsenden Sadisten, der sie beherrschen würde. Ich konnte förmlich sehen, was in ihrem hormonell unausbalancierten Hirn ablief. Trotz der Tatsache, dass sie die zynischste aller übersättigten, erschöpften Village-Kreaturen war, war sie insgeheim total ausgeflippt, als *Titanic* in die Kinos kam. Jetzt sah sie aus wie eine wasserstoffgebleichte, lädierte Kate Winslet und dieser Typ da bei ihr war ihr verzerrter Leonardo DiCaprio mit Problemhaut. V

Als das Bier von der *Burnt-Out-Party* langsam aus meinem Kreislauf verschwand, die Wirkung der Gin Tonics aber noch nicht eingesetzt hatte, begann ich mich über Zoe zu ärgern, weil sie ihre Giftpfeile auf den Tattoo Man hatte abschießen müssen. Ich hatte gerade angefangen, ihn anziehend zu finden. Trotz der vielen Farbe in seiner Haut hatte mir sein Aussehen gefallen und auch die Art, wie er mich mit Bier versorgt hatte, ohne mich zu fragen. Außerdem hatte er mir den erholsamen Spaß gelassen, mich über ihn lustig zu machen, was in diesen Tagen meine liebste Freizeitbeschäftigung war. Nun, da Zoe ihren Ärger losgeworden war, war sie für diese Pappanziehpuppe empfänglich. Im Hinterzimmer spielten nach den Captain Kangaroos noch drei andere Bands. Die ersten beiden hatten elektrische Banjos und nervten. Die letzte nervte sogar noch mehr.

Wir können mehr als die, dachte ich, bevor ich es verhindern konnte, und meinte The Beautiful and the Crazy. Dann verlor sich meine Energie im Schlaflied der krachenden Sounds und ich spürte, wie ich langsam eindöste.

»Weißt du, du wirst ohne Probleme einen anderen Job kriegen«, sagte Zoe, die aus der Dunkelheit neben mir aufgetaucht war. Wahrscheinlich hatte sie angenommen, dass ich aus Frust über den Verlust meiner elenden Stelle eingedämmert war. Hinter ihr stand der

Anzug-Junge wie ein Riesenwelp da. Sie hielt seine Hand wie eine Hundeleine.

»Du suchst einen Job?«, fragte der Anzug mit einer dünnen, arrogant leisen Stimme. »Ich bin Manager von Kinko's auf der Houston Street. Wir richten eine neue Tagesschicht ein und brauchen noch Leute. Du kannst für mich arbeiten.« Urgh.

Hinter dem Anzug stand ein grinsender Asiat, der unablässig auf meine abgewetzten Scheißtreter starrte. Ich war nicht sicher, zu wem er gehörte, also reagierte ich nicht, und er zog sich schließlich wieder zurück.

»Oh, es wäre so toll, wenn du ihr einen Job geben könntest«, säuselte Zoe ihrem neuesten Liebesknecht zu. Immer wieder nippte sie an seinem Sam Adams.

»Es ist nicht der Job, der mir auf die Laune schlägt«, antwortete ich endlich. »Es ist Primo.«

»Das war ihr Ex«, brachte Zoe ihren Schwachkopf auf den neuesten Stand.

»Ich meine, sein Hund, seine Sachen, sogar seine sterblichen Überreste befinden sich in meiner Wohnung. Ich kann ihn nicht loswerden. Selbst seine Ex-Frauen scheinen überall zu sein. Und er war so ein Arschloch. Ich habe rausgefunden, dass er mich betrogen hat.«

»Wovon redest du?«, fragte sie.

»Tattoo Man hat mir erzählt, dass er mit einer blonden Kuh namens Mösie geschlafen hat.« Ich sprach den Namen so aus, wie er es meiner Meinung nach verdient hatte.

»Du machst Witze!« Zoe fing an zu lachen.

»Was ist daran so komisch?«

»Ich habe nicht gelacht, weil es lustig war.« Sie machte eine Pause.

»Vergiss es.«

»Was?«, fragte ich.

»Weißt du, was du tun solltest?«, setzte sie erneut an. Dann musste sie wieder lachen, legte sich aber die Hand vor den Mund und nahm sich zusammen. »Ich kann es nicht sagen.«

»Was denn?«, fragte ihr postpubertäres Posterkind. Sie flüsterte ihm gute zehn Minuten lang was ins Ohr.

»Sag schon«, forderte ich sie ohne echtes Interesse auf.

»Es ist zu fies«, meinte Anzug. »Es ist so was, was man am nächsten Morgen bereut.«

»Lass mich das doch bitte entscheiden«, sagte ich. Es ärgerte mich, dass Zoe mich benutzt hatte, um diesem Leonardo für Arme näher zu kommen.

»Wo bringt man Hunde hin?« Es war schon toll, wie gut er offenbar im Bilde war.

»Ins Tierheim?«, riet ich.

»Nein. Auf die Hundewiese.« Zoe kicherte. »Du solltest Primos Asche auf der Hundewiese verstreuen.«

»Ja!«, schrie ich. Genau das war's! Ich sprang auf. »Los.Tunwir's jetzt sofort.«

»Das geht nicht«, entgegnete der Anzug. »Der Park hat geschlossen.«

Die abendliche Schließung des Tompkins Square Parks war vor zehn Jahren Grund für einen blutigen Aufruhr gegen die Polizei gewesen, aber das interessierte mich jetzt nicht. »Ich zahle die Knolle, wenn wir erwischt werden.«

»Gehen wir«, sagte Zoe und kippte den Rest ihres Biers hinunter. Wir düsten zur Tür hinaus über die Houston und die First Avenue hoch, den ganzen Weg in Höchstgeschwindigkeit, als wäre die Idee sonst Gefahr gelaufen, vergessen zu werden.

Während wir zu mir nach Hause gingen, erfuhr ich, dass der Anzug Jeff hieß und in Geoffrey Beene gekleidet war. Ich sagte den beiden, dass sie unten warten sollten, und rannte hinauf. Als ich die Tür aufstieß, bellte der Hund, jaulte und vollführte einen zweipfotigen Tanz um mich herum, während ich nach dem eingetüteten Primo tastete. Ich wollte die Tür gerade wieder zuziehen, als Numb in den Flur schoss, also nahm ich sie mit.

Wir hasteten durch die Wohnungsbauprojekte für Osteuropäer über die von Bänken gesäumten Gehwege, auf denen die Omas den ganzen Tag über ihre Zipperlein und Malaisen tratschten. Wir eilten die Fifth Street zur Avenue A, dann nach Norden, passierten den koreanischen

Mega-Markt, der die ganze Nacht geöffnet hatte, und kamen schließlich vor den verschlossenen Toren des Tompkins Square Parks an.

An der Südwestecke des Parks hingen immer noch eine Menge Leute herum und da wir nicht verhaftet werden wollten, gingen wir die Seventh hinunter, die Avenue B hoch und kamen schließlich an die östliche Grenze der Ninth Street, wo sich der Hund durch die vertikalen Streben quetschen konnte. Zoe und ich schwangen uns über das brusthohe Gitter. Als Jeff hinübersprang, flatterte sein Jackett auf, und ich sah, dass auf der rechten Tasche seines blauen Hemdes der Name *Kinkos* eingestickt war.

»Das allein ist ein Sechzig-Dollar-Vergehen«, sagte er spießig.

Wir gingen etwa fünfzig Meter weit in den Park hinein, bis wir auf der Hundewiese ankamen, und ich holte den mit Primo gefüllten Kasten hervor. Während ich vorsichtig das Klebeband zerschnitt und die Verpackung löste, stob Numb über die Wiese und schnupperte nach Pipi- und Kackspuren. Schließlich hatte ich den Karton geöffnet. Primos Asche befand sich in einem dicken Glas.

»Vielleicht ist die Idee doch nicht so gut«, meinte Zoe, vermutlich durch den Anblick des verlassenen Parks ernüchtert.

»Warum denn nicht?«, fragte Jeff.

Zoe hatte offenbar ihre rührselige Minute. »Er konnte auch sehr sensibel sein.«

»Ach, hör auf«, erwiderte Jeff. »Er war ein Mega-Arsch.«

»Du kanntest ihn doch gar nicht!«, fauchte ich. »Er war besser als du.«

»Hey, kommt wieder runter«, warf Zoe ein. »Er wollte dir bloß Entscheidungshilfe geben.«

»Wenigstens war er Künstler und kein Möchtegern-Buchhalter wie du.«

»Leck mich doch«, fuhr mich der Anzug an. Selbst in meinem Zorn fiel mir auf, wie einfallslos er auf meine Beleidigung reagierte. »Nur weil ich einen Anzug trage, bin ich gleich schuldig, was? Woher willst du wissen, dass ich nicht ein arbeitsloser Dichter bin, der gerade von einer Beerdigung kommt?«

»Er hat Recht«, ergriff Zoe' die Partei ihres neuen Bekannten. »Du bist dreißig Jahre alt. Es wird Zeit, die Nieder-mit-dem-Establishment-Haltung aufzugeben.«

»Ich bin neunundzwanzig und ich brauche keinen Yuppieverschnitt, der über Leute urteilt, die er nicht mal gekannt hat.«

»Den Ausdruck Yuppie benutzt heute niemand mehr«, gab sie zurück.

»Ach, leck mich«, variierte Jeff seinen Standardsatz.

»Hört auf, beide«, meinte Zoe, doch es war zu spät.

»Nein! Leckt mich. Das hab ich nicht nötig.« Jeff verließ die Wiese und ging auf das Tor zu.

»Verdammt, Mary. Der Typ gefiel mir.«

»Hey, wenigstens hab ich ihm keine zehn Dollar abgenommen.«

Sie wandte sich um und stürmte hinter ihrem Legosteine-Freund her. Ich war froh, mit Primo und seinem Hund allein zu sein. Ich schraubte den Deckel des Glases auf und blickte hinein. Er sah aus wie eine pulverisierte Gewürzmischung. Aber selbst wenn ich ihn durch Zugabe von Wasser und kräftiges Umrühren hätte zurückholen können, hätte ich es nicht getan. Ich überlegte, ob ich das Glas wieder zuschrauben und nach Hause gehen sollte, doch dann warf ich das Pulver plötzlich impulsiv in die Luft. Numb dachte, es sei ein Spiel, und sprang in die Wolke, die Primo war. Mit aufgerissener Schnauze schnappte sie sich einen Mund voll ihres früheren Herrchens. Dann blickte sie sich verwirrt um, staunte über die Tatsache, dass etwas, das gerade noch feststofflich zu sein schien, plötzlich unsichtbar war. Sie schüttelte den Staub ab und begann herumzuzschnüffeln. Primo war nun ein Teil der Hundewiese geworden.

In der Ferne war eine Sirene zu hören und ich bekam Angst, dass man uns erwischen könnte. Also raffte ich die verräterischen Utensilien - Schraubglas, Karton und Verpackung - zusammen und verließ mit Numb die Wiese. Auf dem Weg hielt ich an dem koreanischen Markt und kaufte mir eine Flasche Miller Lite, als ob ich noch nicht genug Alk intus gehabt hätte. Ich machte die Flasche auf und trank einen guten Schluck, als ein Polizeiwagen herankam und neben mir abbremste.

»Hey, Lady«, rief der Cop auf dem Beifahrersitz. Bis auf ein paar Nachtenten war die Straße leer.

»Was ist?«, rief ich und fragte mich, wie in aller Welt er wissen konnte, dass ich im Park gewesen war.

»Können Sie sich ausweisen?«

»Was hab ich gemacht?«, fragte ich mit ernster Miene. Wenn man mit der Polizei konfrontiert wurde, war die Hilfloze-Weibchen-Nummer immer ein nützliches Mittel, aber im Augenblick war mir leider das Talent dafür abhanden gekommen. Direktheit war von Fall zu Fall ebenfalls erlaubt. Witz dagegen machte den Burschen immer Angst.

»Kein Alkohol auf der Straße.« Der Cop deutete auf meine Flasche. Dieses »Gesetz zur Steigerung der Lebensqualität« wurde mitsamt ein paar anderen Regeln, die jahrzehntelang unbeachtet geblieben waren, ziemlich plötzlich hart angewendet. Die bahnbrechende Studie des Harvard-Professors Wilson kam zu dem Schluss, dass hinter der Fassade eines jeden Kleinkriminellen ein potentieller Schwerverbrecher lauerte. Ergo - kein Bier. Der Cop befahl mir, es auszuschütten. Das tat ich. Keine heftigen Bewegungen. Sich mit der Polizei anzulegen war es nicht wert. Wie hatte Primo so schön gesagt? Sie gewann immer und hinterließ manchmal Blessuren.

»Wie heißen Sie? Wenn nichts gegen Sie vorliegt, belassen wir es bei einer Verwarnung.« Er war gnädig gestimmt. Ich sagte ihm meinen Namen, den er langsam in seinen Mini-Computer eingab.

Während ich auf das Ergebnis wartete, bemerkte ich die Klebebuchstaben CPR auf der Seite des neuen Einsatzwagens: *Courtesy, Professionalism, Respect* - Höflichkeit, Professionalität, Respekt. Genau das, was ich mir auch von einem Partner wünschte. Da ich kein offenes Verfahren wegen Überspringens von Drehkreuzen oder Verweigerung meiner Bürgerpflicht als Geschworene laufen hatte, ließ er mich gehen.

»Ist das Ihr Hund?« Der Doughnut-Tunker zeigte auf Numb, die seitlich vom Wagen ihre Duftmarke hinterließ.

»Hat sie irgendwo hingekackt?«, fragte ich, während ich mich nach etwas zum Aufsammeln umsah.

»Nein, aber sie muss an der Leine gehen.«

»Oh, okay. Ich hab sie zu Hause.«

»Dann nehmen Sie sie am Halsband, wenn Sie keinen Strafzettel wollen.«

Heute Abend hatte ich offenbar das Verbrechen gepachtet. Demonstrativ packte ich das Halsband des Hundes, den der Tattoo Man als Weibchen bestimmt hatte. Der Cop fuhr weiter, nachdem er wieder einmal unerschrocken dazu beigetragen hatte, die Stadt zu einem lebenswerteren Ort zu machen. Numb blickte schuldbewusst zu mir auf, als ob sie etwas angestellt hätte. Ich drückte sie kurz an mich und ließ sie dann mit einer Warnung los. Zusammen gingen wir nach Hause.

Am nächsten Morgen wachte ich früh auf, doch da ich keinen Job hatte, bei dem ich pünktlich erscheinen musste, ging ich wieder ins Bett. Erst als am frühen Nachmittag das Telefon klingelte, stand ich erneut auf.

Benommen sagte ich »Hallo«.

»Hey, Mary, Zeit für unsere zweite Verabredung.«

»Fein«, sagte ich ohne den leisesten Schimmer, um wen es sich handelte. »Wann und wo?«

»Entscheide du.«

»Essen?«, schlug ich vor, während ich mich fragte, ob es jemand war, den ich aus der Schule kannte.

»Essen ist super«, antwortete er. Ich überlegte, ob ich mit ihm, wer immer es war, schon geschlafen hatte. »Wo sollen wir hingehen?«

»Wo waren wir das letzte Mal?«, fragte ich in der Hoffnung, dass mir das die nötige Information geben würde.

»Du meinst den Thai-Laden?« Es war Alphonso, der Erbe, der Paranormale, den ich im Strip-Salon getroffen hatte.

»Nein, nicht noch einmal dahin. Wie war's mit irgendwas in der Gegend? Wie war's um sieben in der Sushi Garage zwischen der First und Second Avenue?«

»Das kenn ich nicht.«

»Du kannst es nicht verfehlen. Eine große Garage auf der Südseite der Straße. Oh, aber ich habe eine Probe um zehn, ist das okay?« Mit

anderen Worten - lädst du mich auch zum Essen ein, wenn du noch nicht mal die Chance hast, die Präliminarien abzuhaken?

»Geht in Ordnung, wenn wir uns schon um sieben treffen.«

»Also, bis dann.«

Sobald ich aufgelegt hatte, überkam mich plötzlich die alles durchdringende und göttliche Erkenntnis, dass ich arbeitslos war. Es war das moderne Äquivalent dessen, was mittelalterliche Mönche nach Wochen oder sogar Monaten des Fastens und Schweigens erlebt hatten. Ich lag im Bett und beobachtete, wie die Augenblicke in Partikel der Panik zerbrachen, und konnte einen Moment lang sogar die göttliche Spalte Seines Hinterns sehen, als mir der Allmächtige endgültig den Rücken zuwandte. Ich stand auf, zog mich an, schnappte mir mein Hundchen und ging zum Geldautomaten, um mein Konto zu überprüfen. Nach kurzem Kopfrechnen stand fest, dass ich in drei Wochen im Minus sein würde. Ich besorgte mir eine *New York Times* und einen Kaffee und brachte den Hund nach Hause zurück. Auf der Suche nach einer neuen Anstellung ging ich die Kleinanzeigen durch. Ich stieß auf eine Reihe von scheußlich klingenden Telefon-Verkaufsjobs und machte mir klar, dass mir eine katastrophale Zeit bevorstand. Der Gedanke, die ganze Jobsuche von vorne zu beginnen, war zum Kotzen: Ich musste meinen jämmerlichen Lebenslauf aktualisieren, ein Kostüm finden, das mich professionell und verantwortungsbewusst aussehen ließ, und dann - was das Schlimmste war - herumtelefonieren und zu Vorstellungsgesprächen gehen. Bei dieser Aussicht schaltete ich das Fernsehen ein und sah, wie ein weißes, sex-verrücktes Proll-Pärchen sich in der *Jerry Springer Show* gegenseitig fertig machte. So politisch korrekt und moralisch entrüstet sich unser Land auch immer gibt - insgeheim sind wir alle wild auf pornographische Gladiatorenkämpfe. Numb legte ihren Kopf auf mein Knie, wie sie es auch immer bei Primo gemacht hatte.

Weil ich mich langweilte, beschloss ich, einen Blick in Primos Bananenkisten zu werfen. Zum größten Teil hatte er seine Kleidung darin verstaut. T-Shirts, die Sätze wie »I'm with Stupid« verkündeten, Massen von gebügelten Flanellhemden, Boxer-Shorts und abgewetzte Jeans. Eine andere Kiste war voller zerlesener Taschenbücher, wie sie

jeder Homie hier besaß: die Standard-Beat-Autoren, die üblichen Krimis, Charles Willeford und Jim Thompson. Ganz unten in der Kiste lag die unvermeidliche halb leere Flasche Jack Daniels. In der letzten Bananenkiste fand ich seine Erinnerungen: Briefe, Artikel, Fotos, auf denen er in albernem Posen mit verschiedenen Personen vor diversen Sehenswürdigkeiten posierte - der schwarze Würfel, das alte Orchidia Restaurant, das Saint Mark's Theater. Ein Zeitungsausschnitt zeigte ihn mit kämpferisch erhobener Faust bei einer der Protestkundgebungen im Tompkins Square. Ich fand eine Geburtstagskarte von Sue aus dem Jahr 1982, auf der sie ihm einen schönen Dreißigsten wünschte. Als ich nachrechnete, wurde mir mit einem Schlag bewusst, dass er sechsundvierzig gewesen war. Dann fand ich eine zweite Geburtstagskarte von jemandem namens Reno, der ihm ebenfalls zum Dreißigsten gratulierte; die Karte stammte aus dem Jahr sechsundachtzig.

Augenscheinlich hatte er seinen Kilometerzähler mehr als einmal zurückgestellt. Auf dem Grund des Kartons fand ich eine weitere Geburtstagskarte - von 1973 -, die ihm einen schönen Zweiunddreißigsten wünschte, aber ich konnte mir sicher sein, dass er so alt nicht gewesen war. Also hatte er den Zähler auch gelegentlich vorgedreht. Außerdem grub ich einen gelben Umschlag aus, in dem sich kleine, rautenförmige blaue Pillen befanden. Während ich sie auf meiner Handfläche hin und her kullern ließ und sie betrachtete, kam ich zu dem Schluss, dass sie neueren Datums waren. Handelte es sich um irgendeine Droge oder um ein Medikament? Ich ließ sie in meine Tasche gleiten mit der Absicht, sie mal näher zu untersuchen.

Ich wühlte mich weiter durch den Karton und betrachtete Papierschnipsel, Rezepte, Rechnungen und Zeitungsausschnitte. Zu meiner Überraschung fand ich ein vergilbtes Manuskript, das mit einem breiten Gummiband zusammengehalten wurde. Es schien mit der Schreibmaschine geschrieben zu sein und trug den Titel *Es kommt immer anders* von »Primo Teev«. Sehr sinnig. Ich überflog ein paar Seiten und stellte fest, dass es von zwei Mädchen, Daniella und Virginia, und einem triebhaften Nachbarn, Floyd, handelte. Der Text bestand aus überladener Prosa, unterbrochen von derber mechanischer Pornographie. Das Copyright-Datum am Fuß der ersten Seite lautete 1979. Die letzte Seitenzahl war zweihundertsechundsiebzig.

Also war Numbs ehemaliger Besitzer zu allem Überfluss ein Erotomane gewesen! Und ich war ausgesprochen froh, dass ich seine lüsterne Asche auf der Hundewiese verstreut hatte.

Ich schaltete den Fernseher an und nahm wieder die Kleinanzeigen auf, doch die Zeitung schien kiloschwer in meinen Händen. Wie lange noch konnte ich die kostbaren Jahre meiner Jugend für Dreizehn-Dollar-die-Stunde-Gehaltsschecks eintauschen und diese zu nichts und wieder nichts zermahlen? Plötzlich hatte ich das Gefühl, ich würde mir jeden Tag aufs Neue eine Mitgliedschaft in der Hölle erkaufen. Primos Tod hatte mich wie eine Ohrfeige mit der Erkenntnis geschlagen, dass jedes Leben irgendwann zu einem unerwarteten, elenden Ende kam.

Die hässliche Alternative, mit der ich der Hölle aus gläsernen Wolkenkratzern und aufgesetztem Benehmen entgehen konnte, war das Kinko's auf der Houston Street. Ich konnte mich bei dem Anzug entschuldigen, mit einem Haufen Gap-Kids arbeiten, die fünf bis zehn Jahre jünger waren als ich, und bis zur Betäubung Papiere kopieren. Zumindest würde ich mich dabei nicht vollkommen zurücknehmen müssen, denn diesen Job zu verlieren würde nichts ausmachen.

Ich griff nach dem Hörer und wählte Zoe's Nummer auf der Arbeit. Jemand anders ging an ihren Apparat, eine Aushilfe, die wahrscheinlich für eine andere Aushilfe aushalf. Als ich nach Zoe fragte, sagte man mir, dass sie nach oben verlegt worden sei. Die neue Nummer war nicht bekannt.

»Mist.«

»Sie wird in etwa einer halben Stunde noch mal kurz runterkommen, um ihre Sachen zu holen, aber dann muss sie sofort wieder rauf.«

»Kann ich eine Nachricht hinterlassen?«

»Nur eine sehr, sehr kurze.« Im Hintergrund hörte ich andere Telefone klingeln. Ich ließ Zoe ausrichten, dass sie mich anrufen sollte. Anschließend zog ich mich an und ging in die Küche, um nachzusehen, ob meine stets abwesende Mitbewohnerin irgendwelche interessanten Leckereien im Kühlschrank hinterlassen hatte. Manchmal fand ich eine Schachtel Cornflakes und konnte mir ein Schälchen klauen, ohne dass sie etwas merkte. Aber als ich mich

gerade bedienen wollte, sprang der Hund mich an und hätte mich beinahe umgeworfen. Numb war unruhig: Sie musste dringend raus.

»Also gut«, gab ich schließlich nach. Es wäre unmenschlich gewesen, sie zu ignorieren. Ich versuchte, Zoe auf ihrem AB zu Hause eine Nachricht zu hinterlassen, aber nicht einmal der war erreichbar. Da ich sie aber nicht verpassen wollte, sprach ich eine Message für sie auf meinen AB: »Zoe, tut mir Leid wegen gestern Abend. Ich war einfach nur frustriert, weil ich jetzt arbeitslos bin. Ich wollte dich fragen, ob du Jeff anrufen und mal nachhaken könntest, was mit diesem Job bei Kinko's ist. Danke.« Biep.

Numb war überglücklich, als ich ihr die Leine festmachte, und sie sprang in der Wohnung herum, als hätte sie einen epileptischen Anfall. Unten auf der Straße zog sie sofort nach rechts, obwohl ich nach links gehen wollte. Ich besorgte mir einen Becher Kaffee am arabischen Kiosk und machte mich auf den Weg zum Tompkins Square Park. Dank Numbs fetischistischem Geschnüffele und Gepinkele ruckte meine Hand, die die Leine hielt, hin und her, sodass ich mir ständig heißen Kaffee über die Haut kippte.

»Verdammt nochmal!«, schrie ich schließlich, als ein gewaltiger Schwapp mein Handgelenk verbrühte. Ich riss so fest an der Leine, dass das arme Vieh sich beinahe überschlug. Augenblicklich streichelte ich sie, während ich mich mehrfach entschuldigte. Mir fehlte einfach die Geduld, mit einem Haustier umzugehen. Numb jedoch sah mich mit einem unglaublich intensiven Ausdruck der Vergebung an. Obwohl sie nur ein gedankenloses und egoistisches Tier war, hatte sie die Gabe, jemanden von seinen Sünden loszusprechen - womit sich die meisten Menschen schwer taten. Diese Erkenntnis verleitete mich dazu, mich neben sie zu knien und sie fest an mich zu drücken. Schließlich gingen wir den Rest der Strecke und ich ließ sie auf der Wiese los.

Von einer der Bänke im Park aus beobachtete ich die Kettensträflinge auf Freigang - zumindest war das der Name, den ich ihnen gegeben hatte. Es handelte sich um eine Gruppe trübsinnig dreinblickender junger Leute, die aus dem einzigen Verwaltungsgebäude des Parks kamen. Alle trugen rote Kunststoffjacken und zogen Säcke oder Besen hinter sich her. Vor dem Haus trennten sie sich, um jeden Winkel des

Parks zu säubern. Als ich sie zum ersten Mal gesehen hatte, hatte ich überlegt, ob es sich um Freiwillige handelte, aber bei näherer Betrachtung wurde deutlich, dass ihnen die erforderliche Begeisterung für den Job fehlte. Ein Mitglied dieses Clubs, ein Mädchen, das keine zwanzig sein konnte, öffnete mit einer behandschuhten Hand das Tor der Hundewiese, während sie in der anderen einen schwarzen Plastiksack hielt. Von meinem Platz aus sah ich zu, wie sie den Müll einsammelte, der hinter die Bänke geweht worden war. Als sie vorbeikam, lächelte ich sie an. »Darf ich dich was fragen?«

»Schieß los.«

»Hast du Sozialdienst aufgebrummt bekommen?«

»Ja, für zwei Wochen.«

»Was hast du angestellt?«

»Verstoß gegen das Prostitutionsgesetz«, sagte sie nüchtern. Ich nickte mitfühlend. »Aber, hey, ich bin lieber hier draußen und werde braun, als dass ich in irgendeinem miefigen Büro schuften müsste.«

Bei ihr klang es so, als sei Sozialdienst noch besser als Jobben. Sie fragte, ob ich eine Zigarette hätte. Ich verneinte und wünschte ihr alles Gute. Sie ging weg, machte ihre Runde zu Ende und verließ die Hundewiese wieder.

Nach zehn Minuten kam Numb zu mir gerannt und versteckte sich hinter meinen Beinen. Ein großer, knochiger Hund - vielleicht ein Whippet -, der eher wie ein Fisch auf Beinen aussah, lief hinter ihr her. Der magersüchtige Köter piekte mit seiner spitzen Sonde von Schnauze immer wieder an Numbs breiten Hintern, bis er davon genug hatte. Ich hoffte beinahe, den Tätowierten - Zoes Opfer - zu treffen, damit ich mich entschuldigen konnte, doch er ließ sich nicht blicken.

Als ich wieder nach Hause kam, sah ich den AB blinken und drückte auf Play. Zoe: »Vergeben und vergessen. Geh zu Kinko's und fang an zu kopieren.«

Sie wollte Jeff anrufen und mir den Job sichern. Ich freute mich etwa fünf Sekunden lang mächtig, bis mir einfiel, dass ich dann ja für Kinko's arbeiten würde.

»Hi, Mary«, begann die nächste Nachricht. »Hier ist Joey. Gehen wir heute Abend essen?« Ich sprach ihm auf Band, dass ich am Abend bereits ein Date hätte, ihn aber bald treffen würde. Ich brauchte ihn als Vormund, wenn ich mich für unzurechnungsfähig erklären lassen würde, weil ich einer Band beitrat, nur um die Ex von 'nem Ex zu treffen. Ob sich ein Doppel-Ex wohl aufhob?

Ich ging zur Houston runter und ein paar Blocks weiter zu dem komischen neuen Apartmenthaus, Red Square. An seinem Turm be fand sich eine Uhr, deren Ziffern total verdreht waren, und die drei Meter hohe Lenin-Statue auf dem Dach trieb die Bummelnden unten auf der Straße an. Im Parterre befand sich Kinko's. Jeff trug das offizielle blaue Hemd mit dem Kinko's-Logo. Wahrscheinlich hatte er den ganzen Schrank voll damit. Wie konnte er nur der Versuchung widerstehen, ein »Y« über das »O« zu sticken?

»Jeff?« Er war gerade dabei, die Tintenpatrone einer Maschine auszuwechseln.

Er kam zu mir und sagte leise: »Zoe hat mich angerufen.«

»Ich wollte mich wegen gestern Abend entschuldigen«, begann ich unaufrichtig. »Ich war gefrustet und betrunken, es tut mir wirklich Leid. Du hast Recht - es steht mir nicht zu, über dich zu urteilen.«

»Ich hatte mir schon gedacht, dass du nicht gut drauf warst.« Er lächelte kühl, als wäre ich ein verärgelter Kunde. »Anfänger bekommen bei uns acht Dollar die Stunde, aber wir haben einen gestaffelten Lohn, du kannst dich also hocharbeiten.«

»Klingt gut«, log ich. Ein elektronisches Knirschen ertönte, als sei der Terminator gerade vom weißen Hai zerlegt worden.

»Mann, Lionel, was machst du denn da schon wieder!«, brüllte Jeff einem der Angestellten zu, der an einer Maschine stand, die wie ein Wasch- und Trockenvollautomat aus der Zukunft aussah. Jeff öffnete eine Klappe des Geräts, drückte ein paar Schalter, schloss den Deckel wieder und kam zu mir zurück.

»Dieser Lionel ist wirklich kein helles Licht«, sagte er selbstzufrieden. Wie die meisten von Zoes Freunden mochte ich auch diesen Kerl nicht. Er gab mir ein paar Formulare zum Ausfüllen und sagte mir, dass ich mich morgen zur Arbeitsaufnahme »melden« sollte. Von

neun bis fünf, Montag bis Freitag. Ich würde zur Arbeit kommen, dachte ich bei mir, aber ich würde mich bestimmt nicht zu irgend-etwas »melden«.

Bis zu meiner Verabredung mit Alphonso hatte ich noch ein bisschen Zeit, die ich dazu nutzte, mein letztes literarisches Wagnis über zwei Verkäufer bei Gap, die sich ineinander verliebten, zu überarbeiten. Ich hatte während meiner High-School-Zeit zwei Wochen lang in einem Gap-Laden gearbeitet, die Geschichte aber erst vor kurzem geschrieben. Es war ein stummer Schrei, der sich gegen all diese Gap-Deppen richtete. Die zwei Hauptpersonen reden permanent über Klamotten, Schnitte, Farben und Stoffe, sind aber unfähig, sich über irgendetwas tiefer Gehendes zu unterhalten. Der gemeinsame Nenner ist ihre emotionale Inkompetenz. Irgendwann landen sie in der Wohnung des Jungen. Mit den polierten Holzböden und dem indirekten Licht sieht es dort genauso wie in einem Gap-Store aus. Das Mädchen hat zufällig ein Fotoalbum von ihren Freunden dabei, die alle wie Gap-Models wirken und ausdruckslos vor einem weißen Hintergrund posieren. Eines der Mädchen ähnelt stark Kate Moss. Nachdem die beiden sich erschöpfend über die Vorzüge von Kordhosen gegenüber Khakis und Jeansjacken gegenüber Lederjacken ausgelassen haben, legen sie sich schließlich sorgfältig zusammen und haben knitterfreien, schnell trocknenden Sex. Beide täuschen lautstarke Orgasmen vor und heiraten wenig später. Trotzdem schlafen sie nie wieder miteinander (beide verabscheuen insgeheim die animalische Körperlichkeit). Dafür teilen sie ein Leben lang die Liebe zu T-Shirts in diversen Farben und lässigen Baseball-Käppis.

Um sieben klatschte ich mir Rouge und Eyeliner ins Gesicht, um die Welt davon zu überzeugen, dass ich weiblich war, und marschierte los. Der gut aussehende Schwindler stand vor dem Restaurant mit einem Strauß Blumen in der Hand - vier Dollar im Korea-Markt. Ich wollte zwar nicht undankbar sein, aber eigentlich auch keine Blumen mit mir herumschleppen - außerdem besaß ich keine Vase.

Wir gingen in die Sushi Garage, ein ehemaliger Laden für Klempner-Bedarf, und bestellten Sake und ein paar Sushi-Häppchen. Er erzählte mir von einem Action-Film, den ich nie sehen würde, während ich meine Sushis in einen Dip aus grünem Rettich und Sojasoße tauchte und sie verschlang. Dann aß er, während ich davon sprach, wie es war,

in einer Mädchenband zu spielen. Er lächelte und nickte, ohne besonders interessiert zu sein. Als wir fertig waren, kam der Kellner mit der Rechnung, Alphonso legte zwei brandneue Scheine auf den Tisch und wir gingen hinaus.

»Wo finden wir jetzt eine gute Bar?«, fragte er.

Es war halb neun und um zehn war Probe, bei der ich nicht alkoholisiert sein wollte. Da er mir harmlos vorkam und süß aussah, ging ich ein Risiko ein.

»Willst du mit zu mir kommen?«

»Klar«, antwortete er.

Während wir hinaufgingen, erinnerte ich ihn daran, dass ich noch zu einer Bandprobe musste, also nicht mehr lange Zeit hatte. Er beteuerte mir, dass das okay sei. Oben angekommen, wurde er jedoch sofort misstrauisch. Der Hund schoss heran, wollte ihm aber nicht zu nahe kommen, sondern sah ihn nur merkwürdig an.

»Beißt der?«, fragte Alphonso. Ich verneinte.

»Macht's dir was aus, ihn ins Badezimmer zu sperren?« Er kam direkt zur Sache, was ich einerseits mochte, andererseits nicht. Wir gingen in mein Zimmer, setzten uns auf die Couch und sahen uns an. Ich wusste ganz genau, was er dachte: Wie konnte er von diesem unbehaglichen Schweigen zum Küssen übergehen? Vom Küssen an waren die Dinge klar: Anfassen, Ausziehen, Sex. Aber wie kommt man erst einmal zu diesem verdammten Geküsse, vor allem, wenn vorher rein gar nichts passiert war? Soweit ich mich erinnern konnte, hatten wir uns bei unserem letzten Date höchstens etwas aneinander gerieben.

»Hast du was dagegen, wenn ich den Fernseher anmache?«, fragte er. Diese Idee sollte sich als genialer Schachzug erweisen. Ich willigte ein und er tat es. Es lief eine Sendung mit dem Titel *Wenn Tiere angreifen*, die aus einem Zusammenschnitt von Szenen bestand, in denen Tiere Menschen angriffen. Jedes Mal, wenn irgendein Tier ein Stück aus einem Menschen herausbiss, fuhr ich zurück und griff unwillkürlich nach Alphonso, was ihm wiederum erlaubte, nach mir zu greifen. Als die Werbepause kam, bemerkte ich, dass er mir in dem ganzen Durcheinander aus Bissen und Reißen eine Hand auf die Brust gelegt hatte.

»Ich sollte mal einen Film mit dem Titel ›Wenn Hände angreifen‹ produzieren.«

Er zog die Hand weg.

»Darf ich dich küssen?«, fragte er.

»Hm, schau'n wir mal.« Ich nahm das *YM-Magazine*, das irgendwie seinen Weg in meine Wohnung gefunden hatte, und tat, als würde ich einen Artikel vorlesen. »Wie man den Übergang zum Küssen bewältigt, ohne in Verlegenheit zu geraten. Herumalbern schafft eine lockere Atmosphäre, in der er sie zwischen Scherzen und fröhlichem Gekicher küssen kann. Auch schön ist die romantische Inszenierung mit preiswerten Duftkerzen, die zu sanftem Schmusen verleitet.«

»Wo steht das?« Er blickte über meine Schulter.

Ich sah ihn an und er begriff, dass ich ihn auf den Arm genommen hatte. Er nickte verlegen und wir warteten wie an einer Bushaltestelle.

Schließlich räusperte er sich und fragte: »Wie viele Vietnamveteranen braucht man, um eine Glühbirne auszuwechseln?«

»Den kenn ich schon«, sagte ich.

»Du warst doch nicht dabei«, konterte er und begann mich zu küssen.

Begleitet vom dem Grollen entnervter Tiere, die über ihre ehemals geliebten Trainer herfielen, tauschten wir Liebkosungen aus. Seine geschürzten Lippen drückten zu fest und seine sich schlängelnde Zunge war heiß und weich wie warme Sushi, aber ich genoss den begleitenden Körperkontakt. Er hatte große Hände und gut definierte Muskeln. Ich ließ seine Hände unter mein Oberteil, erlaubte ihm jedoch nicht, sie in meinen BH zu schieben. Nicht, weil ich nicht auch Lust auf ihn gehabt hätte, sondern weil es beim Sex aufs Tempo ankam. Wenn ich mich ihm jetzt einfach hingab, dann würde er nichts wert sein. Ich hatte bei dieser Verabredung schon eine Konzession vergeben, würde ihm vielleicht auch noch BH-Zugang gewähren, aber meine Klamotten blieben auf jeden Fall an und ganz sicher würde es keinen Vollzug des Aktes geben. Diesen Fehler hatte ich schon zu viele Male gemacht.

Ohne zu fragen - vielleicht in der Hoffnung, mir ein Stichwort zu geben -, zog er sein Hemd aus. Abgesehen von dem Schweißfilm auf

der Haut entdeckte ich einige schiefe, unglaublich amateurhafte Tätowierungen.

»Wenn du dir auch dein Oberteil ausziehst«, schlug er vor, »massiere ich dir den Rücken.«

»Massiere mit Oberteil«, gab ich zurück und legte mich bäuchlings aufs Sofa. Er erhob sich belämmert und begann zu arbeiten. Ich blickte zur Seite und sah, dass es schon sieben vor zehn war.

»Oh, Scheiße.« Ich hatte nur noch sieben Minuten, um meinen Bass und meinen Hintern raus und zum Proberaum zu schaffen. Ich versuchte aufzustehen.

»Bleib liegen, Madame«, sagte er mit Nachdruck. Er saß noch immer auf meinem unteren Rücken.

»Geh runter, ich muss los.«

»Du gehst nirgendwohin. Ich hab dich zum Essen eingeladen und versuche seit zwei Stunden, dich weich zu klopfen.«

»Geh jetzt endlich von mir runter!«, brüllte ich.

»Du kannst nicht einfach so abhauen, Süße.«

Er drückte mich auf die Couch; ich spürte an meinem Hintern, wie seine Erektion wuchs.

»Bist du verrückt?«, schrie ich.

»Okay, reiß dich zusammen, Alphonso«, ermahnte er sich selbst.

»Reiß dich zusammen junge.«

Ich hörte ihn tief Atem holen, dann ließ der Druck auf mir langsam nach. Schließlich stand er auf. »Tut mir Leid, Mary. Es war nur ein bisschen plötzlich für mich.«

»Schon gut«, antwortete ich. Ich wandte mich ab und knöpfte meine Sachen zu.

»Ich hab noch nichts getan, was ich nicht tun dürfte, richtig?«

»Richtig.«

»Wir haben also kein Problem miteinander, hab ich Recht?«

»Absolut.« Ich hatte Mühe, meine Angst niederzukämpfen. Er zog Hemd und Hose an.

»Ich hoffe, wir können irgendwann da weitermachen, wo wir gerade aufgehört haben«, sagte er lächelnd in dem Versuch, sein krankhaftes Verhalten zu vertuschen.

»Ich auch.«

»Soll ich hier auf dich warten?«, fragte er, als würde ich ihn allein in meiner Wohnung lassen.

»Ich werde wahrscheinlich erst spät wiederkommen«, erwiderte ich höflich.

Als ich aufstand, sah ich, wie er etwas Merkwürdiges tat. Er holte einen neuen Zwanzig-Dollar-Schein hervor und starrte darauf. Ich hatte das dumpfe Gefühl, dass er überlegte, ob er ihn mir als eine Art Wiedergutmachung geben sollte. Doch dann steckte er den Schein wieder ein.

»Okay, ein andermal«, sagte er und ging. Ich schloss die Vordertür ab, mich mit Numb ins Badezimmer ein und dachte über den Abend nach. Als mir schließlich klar wurde, dass ich nicht vergewaltigt worden war und mich verspäten würde, stürmte ich hinaus.

10. Kapitel

Sue fing mich am Fahrstuhl ab. »Es ist Viertel nach zehn!«

»Bitte! Ich bin eben beinahe vergewaltigt worden.«

»Vergewaltigt?«

»Na ja, es ist bei einer Massage geblieben.« Wir betraten den gummizellenähnlichen Proberaum, nahmen unsere Plätze ein und spielten. Ich schrummte, während Norma drumte und Sue sumnte und wir alle Songs durchgingen. Für zwanzig Dollar die Stunde überließen

Context Studios uns diesen winzigen, schlecht beleuchteten Raum inklusive Schlagzeug, drei Verstärkern und einem billigen PA-System.

Was mich am meisten störte, war der Geruch: Der isolierende Schaumstoff absorbierte nicht nur den Lärm, sondern auch die Ausdünstungen, sodass das Kämmerchen nach dem Schweiß und dem Zorn ganzer East-Village-Musiker-Generationen stank. Es war der Geruch verbrannter Hoffnung. Ich konnte sie mir leicht vorstellen, die musikbegeisterten Kids, die durch diese Studios geströmt waren, um anschließend durch die lokalen Clubs zu tingeln und dann wieder sang- und klanglos von der Bildfläche zu verschwinden.

Traurigerweise brauchte auch ich diese Hoffnung dringend -diesen Glauben daran, dass das Leben noch irgendetwas Besseres und Edleres zu bieten hatte. Nach all den Jahren, die ich mit Schreiben verbracht hatte, gipfelten meine Bemühungen darin, in drei Magazinen, *Oblivious*, *Nada Quarterly* und *Off The Ledge*, veröffentlicht worden zu sein. Keiner von meinen Bekannten hatte je von diesen Zeitschriften gehört, geschweige denn etwas von mir gelesen. Ich litt unter Wertschätzungsanämie. Ich hatte eine Perspektive so bitter nötig, dass ich gewillt war, mich von der Ex-Frau meines Ex-Freundes missbrauchen zu lassen und mitten in der Nacht Gitarre zu spielen.

Nachdem der letzte Akkord verklungen war, rannte ich die Treppe hinunter und in meine Wohnung zurück. Der Hund bestürmte mich schon an der Tür und bettelte um Liebe und Aufmerksamkeit, aber ich konnte ihm weder das eine noch das andere bieten und lag um Viertel nach zwölf im Bett. Um halb acht war ich wieder auf den Füßen. Um neun Uhr stand ich unter dem Kunstlicht von Kinko's und machte für wenig mehr als den Mindestlohn die Copy-Hure.

Ich hatte diesen unmöglichen Job hauptsächlich deswegen angenommen, weil ich dadurch, wie ich mir sagte, meinem dünnen Meisterwerk, dem »Buch der Jobs«, ein neues Kapitel würde hinzufügen können. Nach dem ersten Tag jedoch begriff ich, dass ich mich mit der Story beeilen musste, da ich vermutlich in kürzester Zeit durchdrehen würde. Bei diesem Franchise-Unternehmen zu arbeiten erforderte bestimmte Kleidung: Khakis, das blaue Hemd mit dem eingestickten Firmenlogo, eine rote Schürze (die Kerle trugen

schwarze) und ein Namensschild aus Plastik. Es bedeutete, hinter einer endlosen Theke zu stehen und eine von fünf öden Aufgaben zu erledigen: Computerarbeiten, Auftragsbearbeitung, Auftragsannahme, Kassieren oder Faxe schicken. Außerdem wurde ich mit Fragen aus allen möglichen Bereichen bombardiert, von den diversen Bindungsvariationen (Rückendrahtheftung, Spiralbindung, Klebebindung) bis hin zu den unterschiedlichen Papiersorten (Normal- oder Ausstattungspapier, Bristolkarton oder Colour-Papier).

Ich hörte mich wieder und wieder dieselben Sätze sagen: »Wir nehmen acht Cent pro Kopie, die von einem Original angefertigt wird. Der Preis fällt auf vier Cent, wenn Sie über hundert Kopien wollen.« Wenn mir der Sinn nach Ironie stand, fügte ich hinzu: »Vielen Dank, bitte beehren Sie uns bald wieder.«

Die beliebtesten Farben des East Village - zum Beispiel für Konzert-Ankündigungen und dilettantische Flyer - waren Lift Off Lemon, Cosmic Orange und Fireball Fuchsia. Natürlich gab es längst nicht mehr so viele Flyer wie früher, seit Seine Majestät der Bürgermeister (ein echter Kunstbanause) die Straßenecken-Werbung eingeschränkt hatte.

Einer der wenigen Höhepunkte dieses Jobs war ein süßer Typ namens Scotty, ein Manager, der sich in mich verguckt hatte. Ihm bei der Arbeit zuzusehen war eine wahre Freude: Er ging mit den Kopiergeräten wie ein Idiot um. Als wir einmal unterbesetzt waren, beobachtete ich, wie er mehrere komplizierte Maschinen gleichzeitig bediente, ohne eine einzige Seite doppelt zu kopieren. Leider Gottes hatte er eine Persönlichkeit wie ein unbedrucktes Blatt gebleichtes Hammermill Papier.

Jeff bestätigte, dass er ein ungeputztes Hinterteil war, indem er dafür sorgte, dass jeder Kunde mit seinem Kassenzettel einen Servicebewertungsbogen erhielt. Das war einer der Gründe, warum ich nicht mehr mit Zoe weggehen mochte, seit sie zum Anhängsel des Anzugs geworden war. Wir telefonierten zwar immer noch jeden Tag, aber mein Gesellschaftsleben war bereits nach einer Woche deutlich reduziert.

Das interessanteste Telefongespräch in dieser Woche führte ich mit Emily, dem Bonnie-Raitt-Protegè. Ohne ihr zu verraten, dass ich zu

der Band gehörte, fragte ich sie, ob sie etwas über The Beautiful and the Crazy wüsste.

»Ach ja, die fehlorientierte Asiatin«, witzelte sie. »Sie ist total bekloppt. Ich war bei dem Auftritt in Coney Island, als sie ihre Bassistin verprügelt hat.«

»Oh, mein Gott«, murmelte ich. Die Geschichte kannte ich noch nicht.

»Sie ist wirklich verrückt, aber die Band ist ziemlich gut. Eine ganze Weile lang schienen sie es schaffen zu können, aber dann bekam Sue das Kind und die Schlagzeugerin nahm 'ne Überdosis und musste auf Entzug.« Das klang ganz nach Norma. »Und dann hatte Sue den Krach mit ihrer Bassistin. Aber wenn sie gut sind, dann sind sie wirklich gut. Sehr militärisch aufgezogen, da wird nicht gehuddelt. Warum fragst du?«

Etwa eine Minute lang wand sich meine Zunge in jede mögliche Richtung, als wollte sie so schnell wie möglich abhauen. Ich wollte Emily nicht anlügen, ihr aber auch nicht verraten, dass ich das neueste Opfer der Band war. Schließlich fand ich eine Lücke. »Ich habe bloß die Zettel gesehen, auf denen eine Bassistin gesucht wird.«

»Tu jemandem einen Gefallen«, sagte Emily, »und reiß sie runter.«

In dieser Woche wurde Numb zu meiner besten Freundin. Gemeinsam spazierten wir durch die Gegend, besuchten jeden großen Kackplatz, jeden Shit-in in jedem Park, auf jedem Platz oder Schulhof von Chinatown bis hoch nach Stuyvesant Town. Ich lernte in dieser einen Woche viel über Hunde. Im East River Park beobachtete ich, wie Numb sich fröhlich in einem schmierigen Blätterhaufen wälzte, nur um festzustellen, dass sie sich an einer toten Ratte rieb - Hunde tun das, um ihren Eigengeruch zu tarnen. Ich lernte ebenfalls, dass ein Rüde den anderen bestieg, um seine Dominanz zu demonstrieren - offenbar befanden sich Hunde in einem ewigen Kampf um ihre gesellschaftliche Position. Aber die schwer wiegendste Entdeckung machte ich auf einem Schulhof an der Eleventh Street, als uns eine läufige Dalmatinerhündin begegnete. Numb riss heftig an der Leine und ich sah ein rotes, dünnes Dings aus ihrem pelzigen Unterleib schießen. Numb war ein Junge.

In Club der Hundebesitzer fühlte ich mich wie ein verwitwetes Elternteil. Ein paar der Herrchen, die Numb erkannten, fragten mich,

was aus Primo geworden sei, und ich überbrachte ihnen die traurige Botschaft. Ironischerweise konnte ich mich nicht mehr überwinden, zum Tompkins Square Park zu gehen. Es lag nicht daran, dass ich mich davor fürchtete, Tattoo Man zu treffen, denn ich wollte mich immer noch bei ihm entschuldigen und ihm sein Geld zurück

geben. Der wahre Grund war viel schlimmer: Wenn ich nicht leicht angeheitert und so gefrustet gewesen wäre, hätte ich Primos Asche niemals dort verstreut. Und je mehr Zeit verstrich, desto stärker wurde mein schlechtes Gewissen über diese unmögliche Tat.

Nachdem ich die erste Woche bei Kinko's hinter mich gebracht hatte, wurde ich am Samstagmorgen vom Telefon geweckt. Das Band ging an.

»Hallo, Gloria, hier ist June...« Es war Primos Mutter, die mich offenbar mit einer von seinen anderen Damen verwechselte. » Sie werden es nicht glauben, aber das Beerdigungsinstitut hat mich angerufen. Die Vollidioten haben uns die falsche Asche gegeben und wollen sie nun zurück.«

Ich riss den Hörer hoch, bevor sie auflegen konnte. »Ich habe sie schon verstreut.«

»Na, dann sammeln Sie sie wieder auf, meine Liebe«, sagte Mama. »Es war jemand anders.«

»Wer denn?«

»Ein Zahnarzt aus Syosset.«

Ich versicherte ihr, dass ich tun würde, was ich könnte, und legte wieder auf. Kleine Sünden bestraft der liebe Gott sofort.

Langsam zog ich mich an, füllte die Schüssel des Hundes mit kieselsteinartigem Futter und überlegte, ob ich das Zeug auch in meine Schüssel tun sollte. Samstag war ein mieser Tag zum Frühstück. Es gab keine Specials und die Läden waren mit Touristen überfüllt.

Ich schnappte mir Numb, überprüfte die Batterien meines Handstaubsaugers und ging hinunter, um mir wie gewohnt meinen Kaffee zu besorgen. Ich schnornte einen Teenie um eine Zigarette an und machte mich auf den Weg zum Tompkins Square Park. Ein Lebensmittelwagen der Heilsarmee stand auf der Avenue A und gab

einer Reihe von dünnen, heruntergekommenen Obdachlosen Suppe aus. Ich überlegte halb, ob ich mich auch anstellen und mir eine Tasse besorgen sollte, aber ich konnte keine anderen Frauen in der Schlange entdecken. Also setzte ich meinen Weg zur Hundewiese fort.

Während Pitbull- und Foxterrierbesitzer träge auf den Bänken saßen, rauchte ich meine Zigarette, lief auf und ab und saugte blind den Parkboden auf. Über das schwarze Gitter hinweg neben dem Bogengang, der zum General Slocum Steamboat Disaster Memorial führte, sah ich das wasserstoffblonde Mädchen, die verurteilte Prostituierte, die ich vor ein paar Tagen angesprochen hatte. Sie hielt einen Besen in der Hand und plauderte mit einem großen älteren Mann. Ich betätigte meinen Sauger, während ich die beiden beobachtete. Er kam ihr immer näher. Jetzt legte er ihr eine Hand auf die Schulter und streichelte sie.

»Hör mal, jeder andere hier nimmt eine Plastiktüte«, sagte irgendein dünnes Kind und fuchtelte mir mit einer Tüte vor der Nase herum.

»Ich aber nicht.« Ich saugte eine weitere Portion Primo ein.

»Bei dir zu Hause muss es aber verdammt sauber aussehen.« Der Junge leinte seinen Jack Rüssel an und verschwand.

Ich saugte weiter wie eine durchgeknallte Hausfrau, während ich zusah, wie das blondierte Mädchen seinen Besen abstellte und mit dem älteren Typen wegging. Offenbar ging ihr Sozialdienst über die üblichen Pflichten hinaus.

»Was zum Teufel machst du da?« Vor mir stand niemand anders als Tattoo Man.

»Oh, Scheiße.« Ich richtete mich auf und schaltete meinen kleinen Sauger aus. »Ich war auf der Suche nach dir. Ich wollte mich bei dir entschuldigen.«

»Schon gut.«

»Nein, ist es nicht.« Ich schob die Hand in die Tasche und zog einen zerknitterten Zehn-Dollar-Schein hervor. »Der gehört dir.«

»Das war das erste Mal, dass ich von Ally McBeal ausgeraubt worden bin.« Er nahm den Schein und grinste. »Wenn ihr Chicks noch stärker werdet, verschrumpeln wir Jungs irgendwann. Unsere Muskeln werden verkümmern.« Ich gluckste höflich. »Und was soll das? Ein

Streich innerhalb eurer Schwesternschaft?« Er meinte meine Staubsaugeraktion.

»Das ist, ehrlich gesagt, noch peinlicher als die Geschichte mit dir und den zehn Dollar. Am selben Abend, als das passiert ist, habe ich noch einiges getankt und anschließend Primo hier verstreut.«

»Du meinst seine Asche?«, fragte er. Ich nickte. »Und jetzt hast du ein schlechtes Gewissen?«

»Ja«, sagte ich, »aber es kommt noch schlimmer. Es hat sich herausgestellt, dass das der Primo einer anderen Frau war, und nun will sie seine Reste zurück.«

»Das ist ein Scherz, oder?«

»Der dämliche Bestatter hat uns versehentlich die falsche Asche gegeben und nun müssen wir sie austauschen.«

»Das ist ein Fall fürs Gericht.«

»Es ist einfacher, diesen *Zahnarzt* wieder einzusaugen und die Sache zu bereinigen.«

»Wie viel hat er gewogen, als du ihn verteilt hast?«, fragte Tattoo Man.

»Er war ziemlich schwer. Mit Glas ungefähr sechs oder acht Kilo.« Ich ging davon aus, dass er nicht viel mehr als doppelt so viel wiegen konnte als zu dem Zeitpunkt, als er auf die Welt gekommen war. Der Tattoo Man öffnete die Klappe meines Staubsaugers und blickte hinein. Im Beutel hatten sich ein paar Gramm granulierte Hundekacke angesammelt.

Ich runzelte die Stirn. »Ich werde vermutlich den ganzen Tag brauchen, was?«

Tattoo Man ging zum Papierkorb und zog einen großen Plastikbecher heraus, den er ausleerte. Er schaufelte eine Ladung Dreck, Hundehumus und Holzsplitter auf und reichte sie mir. »Da hast du ihn - Instant-Zahnarzt.«

Ich nahm den Becher, der das Ende der Plackerei bedeutete, und bedankte mich. Sein großer Hund kam heran und schob mir seine Nase zwischen die Beine.

»Hey!«

»Fedora!«, brüllte er und zerrte am Halsband. Der Hund stob wieder zu der Clique bellender Köter zurück. »Ich habe ihn so abgerichtet, dass er das bei Mädchen macht, die mich beraubt haben.«

»Es tut mir wirklich sehr Leid, was da neulich passiert ist«, sagte ich.

»Du hast ja nichts gemacht. Es war die andere«, murmelte er.

»Ich bin froh, dass du das nicht vergessen hast.«

»Ich weiß sogar, warum sie es gemacht hat«, fuhr er fort.

»Und warum?«

»Ach, schon gut.« Er lächelte verlegen.

»Nein. Was meinst du damit?«

»Gar nichts. Vergiss es.«

»Was liest du da?«, fragte ich und linste auf den Stapel Papier, den er sich unter den Arm geklemmt hatte.

»Ein Manuskript«, antwortete er müde.

»Schweinkram?«, fragte ich.

»Zumindest genauso fantasielos.«

»Bist du Autor?«

»Nein, Leser.«

»Leser von was?«

»Ich bin seit einer Weile Freiberufler. Ich habe mich breitschlagen lassen, Gutachten zu Manuskripten zu schreiben, die potentiell in kleiner Auflage veröffentlicht werden sollen.«

»Klingt ziemlich gut.«

Er gähnte herausgeberisch. »Glaub mir, es gibt wenig langweiligere Jobs, als diesen Schund zu lesen.«

»Du arbeitest nicht fünf Tage die Woche bei Kinko's.«

»Oh, Gott, du arbeitest bei Kinko's?« Er betrachtete mich mit aufkeimender Geringschätzung.

»Ich bin letzte Woche aus meinem Job gefeuert worden und hatte einfach nicht die Nerven, mich nach Midtown raufzuquälen.«

»Ja, ich weiß in etwa, was du meinst. Ich kriege klaustrophobische Anfälle, wenn ich in der U-Bahn sitze.« Midtown ist ein grausiger Ort voller Strumpfhosenträgerinnen und übertriebener Schaufensterdekos.

»Na ja, jedenfalls werde ich mich bald doch zusammenreißen müssen, denn kinkoen ist schlimmer als im Büro aushelfen.«

»Ein Kinkoer macht tausend Kopien, während eine Aushilfe nur eine schafft«, lamentierte er laut, was zu einer unangenehmen Schweigeminute führte.

»Und worin hast *du* deinen überflüssigen Abschluss gemacht?«, fragte ich schließlich.

»In Englisch. Ich sollte eigentlich ein bedeutender junger amerikanischer Autor werden.«

»*Ich* hätte eigentlich eine bedeutende junge amerikanische Autorin sein sollen.«

»Wenn du Kritiken schreiben willst«, schlug er mir plötzlich vor, »kannst du dir fünfzig Eier pro Buch verdienen.«

»Ich lese deinen Schund gerne«, erwiderte ich ausgehungert.

»Gib mir deine Telefonnummer. Ich muss jetzt los.« Ich kritzelte sie ihm auf ein Stück Papier, bedankte mich für den Becher *Zahnarzt*, holte Numb und kehrte in meine Wohnung zurück. Dort angekommen kippte ich die Hundewiesen-Matrix in die Urne und verpackte sie so gut ich konnte.

Anschließend rief ich Primos Mutter an und teilte ihr mit, dass ich so viel von der Asche wieder eingesammelt habe, wie es mir möglich gewesen sei. Die vom Zahnarzt und vermutlich noch Reste von ein paar anderen Eingäscherten. Ich hatte kürzlich gelesen, dass die eine Hälfte von Truman Capote in New York und die andere in L. A. verstreut worden war.

»Wer sind Sie, bitte?«, fragte sie verwirrt. Auch dieses Mal war der Fernseher im Hintergrund zu hören.

»Seine ehemalige Freundin«, antwortete ich.

»Sheila, meine Liebe, sind Sie das?«

»Ja«, gab ich zurück. Warum auch nicht? Man musste nicht senil sein, um die Namen all jener Frauen zu verwechseln, die Primo gepfählt hatte.

Sie gab mir die Nummer der Familie, die in Besitz des einzig wahren Primos war. Ich wählte und lauschte dem Tuten. Seine verdammte Mutter konnte sich nicht einmal meinen Namen merken. Es gab nur einen Grund, warum ich mir diesen Mist antat: das schlechte

Gewissen wegen dem, was ich getan hatte. Ich hätte niemals seine Asche annehmen sollen, vom Verstreuen auf der Hundewiese ganz zu schweigen. So war ich jetzt in gewisser Hinsicht froh, dass ich noch eine zweite Chance bekam.

»Hallo«, hörte ich eine zittrige Frauenstimme.

»Hi, ich bin... ich habe eine Urne, die wohl Ihnen gehört.«

»Oh, Sie haben meinen Edgar?« Ihre Stimme wurde schrill. »Wir haben uns schon solche Sorgen gemacht. Ich habe nämlich gehört, dass achtzig Prozent der Eingäscherten einfach verstreut werden. Nur sechzehn Prozent werden verwahrt.«

»Und was passiert mit den übrigen vier Prozent?«, fragte ich.

»Keine Ahnung - ich nehme an, sie gehen auf dem Postweg verloren oder so was.« Ich hätte ihr gerne gesagt, dass mindestens ein Prozent durch Trunkenheit an Orten wie Hundewiesen ausgekippt wurden.

»Sie haben also vor, Edgars Asche auf den Kaminsims zu stellen?«, fragte ich.

»Tja, wissen Sie, Sie können uns ja hoffnungslos romantisch nennen, aber wir waren einundsechzig Jahre verheiratet und wir hatten abgemacht, dass wir unsere Asche zusammenmischen lassen. Bis ich sterbe, werde ich ihn wohl irgendwo unterbringen, aber anschließend sind wir dann wieder Salz und Pfeffer.« Das hörte sich unglaublich schön an, doch leider würde es niemals geschehen. »Also, wie sollen wir es machen?«, fragte sie.

»Tja, ich habe ziemlich viel zu tun.« Ich versuchte damit anzudeuten, dass ich keinerlei Bedürfnis hatte, mich noch einmal ins unwirtliche Brooklyn zu bequemen.

»Mein Sohn Lewis will gleich nach Manhattan fahren. Wie wäre es, wenn er seinen Dad bei Ihnen abholt?« Für ihr Alter besaß sie eine erstaunlich rasche Auffassungsgabe.

»Wunderbar.«

Wir machten eine Zeit ab - er würde in anderthalb Stunden kommen. Heute war Washtag und damit hatte ich gerade genug Zeit. Ich nahm Primos Manuskript, *Es kommt immer anders*, leinte den Hund an und lief mit meinem Wäschesack hinaus. Während die Waschmaschinen ächzten und spuckten, ging ich seine Geschichte etwas intensiver

durch. Obwohl das Meiste davon entsetzlich unoriginell war, musste ich doch die Leistung, ein komplettes Manuskript fertig zu stellen, bewundern. Primos tragischer Fehler war es gewesen, seine Energien mit der Verfolgung jämmerlicher Ziele zu vergeuden. Mein größtes Problem mit dem Schreiben war die tägliche Plackerei damit. Es mangelte mir nicht an Inspiration, aber ich hatte noch nie gerne geschwitzt.

Während ich meine Kleidung zusammenfaltete, hörte ich es draußen donnern. Ich eilte nach Hause, als die ersten Tropfen den Boden erreichten. Irgendein Höhlenmensch von der Avenue A, der mich mein Wägelchen mit der Wäsche ziehen sah, klemmte sich an meine Fersen und sang: »Isn't it ironic, don't you think...«

»No, you're moronic. You really don't think«, antwortete ich singend.

Ich hatte soeben meinen Wäschesack wieder noch oben gehievt, als es klingelte. Es war Lewis, der seinen Hundekacke-Papa-Mix abholen wollte. Ich rannte hinunter. Lewis war ein mittelalter Daddy Langbein in einem Traueranzug.

»Warum ist er geöffnet worden?«, fragte er. Ihm war nicht entgangen, dass das Siegel zerbrochen war.

»Ich wollte noch einen letzten Blick auf ihn werfen«, antwortete ich, während ich das Paket mit dem echten Primo entgegennahm.

»Asche ist gleich Asche«, schnaubte er.

»Aber unglückliche Asche ist auf verschiedene Arten ungleich«, sagte ich, sehr frei nach Tolstoi. Er zuckte mit den Schultern und ging.

Wieder oben, stellte ich mit beispielloser Freude fest, dass ich einen Anruf auf dem AB hatte. Ohne zu wissen warum, stellte ich Primo in den Kühlschrank und spulte das Band zurück, um den Tattoo Man zu hören. »Hast du immer noch Lust, Kritiken zu schreiben? Wenn ja, ruf mich an. Wenn nicht, kannst du mich auch anrufen.«

Ich rief ihn an und er fragte, ob ich ihn mit Numb in einer Stunde auf der Wiese treffen wollte.

»Es hat eben noch geregnet.«

»Jetzt hat es sich aber aufgeklärt«, sagte er. Ein Klopfen meldete einen anderen Anruf in der Leitung. Ich fragte ihn, ob er mich kurz

entschuldigen würde. Er tat es. Zoe meldete sich. Sie fragte desinteressiert, was denn so lief.

»Nicht viel«, gab ich zurück. »Das Übliche.«

»Tut mir Leid, dass ich mich so lange nicht mehr hab blicken lassen«, gab sie zurück. »Aber ich war beschäftigt.« Es war immer dasselbe. Zoe war die klassische Sklavin der Liebe. Wenn sie gerade solo war, wurde ich mit Anrufen von ihr bombadiert. Und jetzt, da sie sich in einer flüchtigen Beziehung befand, wurde sie von diesem Typen quasi aufgesogen.

»Alles im grünen Bereich«, versicherte ich ihr und sagte, dass ich noch einen anderen Anruf in der Leitung hätte. Sie klang erleichtert, dass sie so leicht davongekam, und ich schaltete wieder zu Tattoo Man um.

»Bist du noch dran?«

»Ja«, hörte ich ihn über Lautsprecher sagen. Er nahm den Hörer wieder auf und war besser zu verstehen. »Sag mal, hast du vielleicht eine Stilprobe?«

»So was wie eine College-Arbeit vielleicht?«

»Zum Beispiel.«

»Ich habe eine Arbeit in Philosophie über die Beziehung zwischen Technik und Moral geschrieben.«

»Nichts über Literatur?«

»Ich habe eine siebenundvierzigseitige Abhandlung über den sowjetischen Satiriker Yuri Olesha verfasst.«

»Bring die mit«, sagte er, aber bevor wir uns verabschieden konnten, tutete wieder der Anrufer. Wir verabredeten uns in einer Dreiviertelstunde im Park und ich drückte auf den Knopf.

»Heute Abend um acht im Opaline?« Es war Joey.

»Ich muss einen Roman lesen, eine Kritik schreiben und zu einer Bandprobe gehen.«

»Bandprobe? Was für einem komischen Kult bist du denn beigetreten?«

»Es ist nicht das, was du denkst.«

»Na, dann kannst du mir ja während des Essens erzählen, was ich denke. Mehr als eine halbe Stunde musst du nicht bleiben.«

Abgesehen von meinem fortdauernden Wunsch, in seinen starken Armen an seiner haarigen Brust einzuschlafen, gab es noch einen Grund, warum ich ja sagen wollte: Nur wenn Joey mich zum Essen einlud, konnte Essen als Kunstform betrachtet werden. Ich nahm sein Angebot an und legte auf.

Ich wühlte nach etwas Nettem zum Anziehen und entschied mich für einen Rock von Gap und einen schwarzen Pullover. Ich besprenkelte mich mit Primos Sandelholz-Duft und fuhr mir mit dem Kamm durch meine Frisurruine. Obwohl ich neunundzwanzig war, sah ich keinen Tag älter aus. Mit dieser frischen Zuversicht durchsuchte ich meine alten Unterlagen, fand wundersamerweise die College-Arbeit über den großen vergessenen sowjetischen Autor Yuri Olesha, schnappte mir den Hund und lief in den Park.

An mehreren Tagen der Woche wurde der südöstliche Rand des Parks zu einem Bauernmarkt. Obst und Gemüse wurde auf Pick-ups von wettergegerbten Leuten in Overalls herangekarrt. Die Verkaufstische quollen über von Grünzeug und anderen Geschenken von Mutter Erde in den leuchtendsten Farben, an deren Wurzeln noch Erdklumpen hingen. Der Markt war eine wertvolle Erinnerung da ran, dass unser Essen nicht zwingend in Folie verpackt, eingeschweißt, gefroren oder in irgendwelchen unbekannten Küchen vorgekocht sein musste. Das Obst und Gemüse sah köstlich aus, aber ich war ziemlich sicher, dass mein Verdauungstrakt gründlich mutiert war: Er akzeptierte nur noch hyperaufbereiteten Mist und würde bei diesen unzivilisierten, prähistorischen Lebensmitteln rebellieren.

Als ich auf der Hundewiese ankam, war Tattoo Man noch nicht da. Also sah ich den Hunden zu, die ihre üblichen spielerischen Kämpfchen austrugen. Hier und da versuchte ein kleiner Hund einen größeren alten zu unterwerfen, während sich ein hässlicher Köter mit einem Schwächeren anlegte, nur um über diese Gemeinheit seine eigene Unsicherheit zu vergessen. Je länger ich die Hunde beobachtete, desto nachdenklicher wurde ich; ich hätte gerne gewusst, wo in der Pyramide der Gesellschaftshierarchie ich mich befand.

»Hey«, hörte ich hinter mir. Ich drehte mich um und sah Howard, den tätowierten Mann, hinter dem Tor stehen, in der einen Hand das Halsband seines Weimaraners, in der anderen einen großen grauen Umschlag.

Einen Moment später stand er vor mir. Während die Hunde sich beschnüffelten, setzte sich Tattoo Man neben mich.

»Du hast noch nie ein Gutachten geschrieben, oder?«

»Nein.«

»Hier.« Er gab mir ein Muster. Es war eine Seite lang und begann mit einer kurzen Inhaltsangabe eines Krimis mit dem Titel *Der Coup*:

Der Thriller handelt von zwei Sträflingen, Scrawny Ronnie und Bugeyed Bob. Am Anfang der Story sitzen die beiden zusammen in einer Zelle in Attica und stellen rasch fest, dass sie eine ganze Menge gemein haben. Während sie sich die Zeit damit vertreiben, sich gegenseitig ihre Verbrechen zu erzählen, stellt sich heraus, dass beide bereits mit dem Gedanken gespielt haben, in das Haus eines bestimmten Bandenkönigs einzubrechen. Es handelt sich um einen brutalen Mann namens Tuna, der unanständig reich und skrupellos ist. Jeder der beiden Einbrecher kann etwas Bestimmtes zu dem Vorhaben beitragen: Ronnie weiß über logistische Details Bescheid, beispielsweise, wann das Personal Ausgang hat. Bob kennt den Grundriss des Anwesens und weiß, dass die oberen Etagen besser zugänglich sind. Da beide zum Ende des Jahres entlassen werden sollen, beschließen sie, sich zusammenzutun und diesen letzten großen Coup durchzuziehen...

Ich überflog den Rest des Textes, bis ich zum Kommentar kam: »Obwohl leicht klischeehaft, sind die Gefängniszenen nicht schlecht. Die Passagen, die sich draußen abspielen, lesen sich allerdings wie eine schlecht verrührte Mischung aus Elmore Leonard und Carl Hiaasen. Obwohl die beiden Hauptpersonen manchmal recht witzig, sogar anrührend wirken, sind sie nicht differenziert genug und unsympathisch...«

»Nicht differenziert genug und unsympathisch - das war immer mein Problem«, sagte ich und nahm den Umschlag mit dem Manuskript, während ich ihm meine College-Arbeit reichte.

Ein paar Minuten lang blätterten wir jeder schweigend durch die jeweiligen Werke. Der Roman, den ich begutachten sollte, hieß *Das Manstrument* und stammte von einem gewissen Tech Web. Der Titel klang irgendwie deutsch, der Name des Autors wie der eines Computers. Ungefähr in der Mitte des zweihundertfünfzig Seiten langen Manuskripts begann ich, den Zusammenhang zwischen Titel und Inhalt zu begreifen.

»Ist das eine Horrorgeschichte?«

»Wer weiß?« Howard hielt meine Arbeit hoch. »Das sieht verdammt gut aus.«

»Ich habe ein A im Sowjet-Satire-Kurs gekriegt.«

»Du bist also vermutlich überqualifiziert.«

»Keine Angst. Seit ich das College verlassen habe, verblöde ich immer mehr.«

»Dieser Job wird dir jedenfalls ein paar Scheine in den BH zaubern«, witzelte er. Er fragte mich, wie lange ich wohl brauchen würde, und ich meinte optimistisch, dass es mich höchstens einen Tag kosten sollte, die Geschichte zu lesen und eine Seite Gutachten dazu zu schreiben.

»Hey, Lady! Glauben Sie eigentlich, dass Sie es nicht nötig haben, Ihren Hundedreck aufzusammeln, nur weil Sie jung und sexy sind?«, hörte ich eine vertraute Männerstimme hinter mir sagen.

»Ich muss nur mit dem Finger schnippen« - ich tat es - »und jeder Mann hier in diesem Käfig wird sich darum reißen, es für mich zu tun.«

Joey stand außerhalb des schwarzen Zauns, der die Hundewiese umgab; ein sehr großer, sehr dicker, italienisch aussehender Mann stand neben ihm. Joey beugte sich herüber und wir küssten uns auf die Wange.

»Was machst du denn hier?«, fragte ich.

»Ich habe nur durch den Park abgekürzt«, antwortete er.

»Wer ist denn dein kleiner Freund?«, fragte ich mit einem Blick auf seine Begleitung, die so aussah, als sei sie direkt vom Set der *50-pranos* gekommen. Seine Wange war durch tiefe Falten und Narben verunziert und sein schwarzes Haar zurückgegelt.

»Das ist Sammy.« Sammy nickte bescheiden und guckte weg.

»Joey, das ist Howard«, stellte ich die beiden einander vor. Sie gaben sich mit einem Lächeln die Hand.

»Joey ist ein Nachbar von früher«, erklärte ich an Howard gewandt und zu Joey sagte ich: »Howard ist mein neuester Arbeitgeber.«

»Freut mich«, sagte Joey. »Bis später.« Und wegwar er.

»Tja, ich denke, wir haben unsere Geschäfte für heute erledigt«, meinte Howard, der Tätowierte.

»Bis morgen habe ich die Kritik fertig«, versicherte ich ihm, während ich Numb an die Leine nahm.

»Wenn du fertig bist, gebe ich dir den nächsten Roman.«

»Prima.«

Als wir uns gerade trennen wollten, drehte sich Howard noch einmal zu mir um. »Hör mal, ich halte ja eigentlich nichts von Schubladendenken. Aber dein ehemaliger Nachbar - er mag ja ein noch so netter Mann sein - ist bei der Mafia.«

»Wenn du die Leute nach den Menschen beurteilst, mit denen sie sich umgeben, weißt du ja, warum ich jetzt verschwinden muss.« Ich lachte leise, als ich davonging.

11. Kapitel

Ich brachte Hundchen heim, setzte mich in meinen bequemsten Sessel und fing an zu lesen. Nach vier Seiten schlief ich ein. Was nicht gänzlich an dem Text lag. Ich war abhängig von prickelnden, flimmernden Bildern. Ich brauchte mindestens breitschultrige Rechtsanwälte, die gezwungen waren, die einzige Frau, die sie jemals begehrt hatten, anzuklagen, oder hübsche Notfallärzte, die ihrer großen Liebe, von der sie betrogen worden waren, nicht das Herz massieren wollten - sonst langweilte ich mich schnell.

Ich erwachte, als Carolina und ihr schwuler Freund Dorn hereinkamen. Der Hund sprang auf die Füße, was das Telefon dazu veranlasste, zu klingeln. Ich ging dran. Es war Alphonso, der fragte, ob ich mit ihm spazieren gehen wollte. Ich sagte, dass ich nicht könnte; ich hatte zu arbeiten. Außerdem hatte mir unsere letzte Verabredung gereicht, ich hatte keine Lust mehr, ihn noch einmal zu treffen.

»Kann ich bei dir vorbeikommen?«, fragte er.

»Ich bin gleich weg.«

»Wohin gehst du denn?« Er schien den Wink nicht zu verstehen.

»In irgendein Bistro in der Gegend«, sagte ich, frei wie der Wind.

»Und was ist mit heute Abend?«

»Ich bin schon gebucht«, erklärte ich.

Endlich begriff er und drückte seine Hoffnung aus, mich bald wieder zu sehen. Ich zog hastig ein blaues T-Shirt und einen schwarzen Rock an, schlüpfte in meine Kenneth-Cole-Schuhe und ging mit dem Manuskript hinaus. Zuerst schlug ich die Richtung zum Cobalt Colt ein, aber ich hatte keine Lust, Zoe über den Weg zu laufen. Ich kam nicht so schnell darüber hinweg, dass sie so eine Heuchlerin sein konnte und ihr wundervoll anmaßendes Wesen dafür unterdrückte, mit diesem Langweiler Jeff zusammen zu sein.

Also wich ich ins Limbo auf der Avenue A aus. Da ich mich durch das Geld, das ich an dem Manuskript verdienen würde, reich fühlte, bestellte ich einen Cafe Latte und begann zu lesen. Nach nur fünf Minuten blieb jedoch eine durchtrainierte blonde Frau um die vierzig vor mir stehen. Ihre deutlich erkennbaren Muskeln sahen aus wie dicke Efeuranken, die sich um ihren schlanken, sehnigen Körper wanden. In ihrer Hand hielt sie einen Becher zum Mitnehmen.

»Sie sind nicht zufällig die Mary Bellanova, die mit Primo Schultz zusammen war?«, fragte sie.

Mir fiel buchstäblich das Manuskript aus der Hand. Anonymität war alles, was ich noch besaß. »Woher wissen Sie das?«

»Ihr T-Shirt!«

Ich sah an mir hinunter und erkannte, dass ich in der Eile das dämliche T-Shirt von Kinko's mit meinem Namensschild angezogen hatte. In

anderen Kinko's-Filialen mussten die Angestellten nur ihren Vornamen verraten, doch Jeff, der in seinem Streben, in der Managerwelt einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen, alles auf die Spitze trieb, bestand darauf, dass wir unseren vollen Namen trugen, was uns zur Zielscheibe obszöner Anrufe von verärgerten Kunden machte.

»Ich bin Lydia. Wir haben miteinander gesprochen.« Es war Minnie Beiles Freundin, die Tänzerin mit dem Minihirn, die mir Sue Wotts Nummer gegeben hatte.

Statt »Ksch!« sagte ich: »Hi.«

»Sie sind so hübsch. Das hätte ich, wie ich gestehen muss, nach unserem Gespräch nicht vermutet.«

»Sehr freundlich.« Sarkasmus.

»Haben Sie Primos Asche schon verstreut?«

»Ich bin noch mit meinen Nachforschungen beschäftigt«, antwortete ich, ohne auch nur einen Moment darüber nachzudenken, was ich sagte.

»Haben Sie denn mit Sue Wott gesprochen?«

»Das habe ich, ja.« Ich wünschte mir, ich hätte alle mich betreffenden Dateien von der zerebralen Festplatte dieser Person löschen können.

»Wissen Sie, ich wollte Sie noch anrufen, um Ihnen zu sagen, dass Sie besser mit Norma reden sollten«, meinte Lydia.

»Wer zum Geier ist Norma?« Der Strom der Mädels schien nie zu versiegen.

»Sie haben zusammen in einer Band gespielt.«

»Moment mal.« Ich spürte, wie ich erstarrte. »Ist sie ziemlich groß?«

»Ja. Und das Haar ist ganz kurz und hat Leopardenflecken.« Das war definitiv Norma, die komatöse Schlagzeugerin. Mit mir an Bord hätte Sue die Band einfach in Primos Exen umbenennen sollen.

»Sie waren ungefähr einen Tag lang verheiratet.«

»Norma und Primo waren verheiratet?!«

»Klar. Primo war mindestens viermal verheiratet.«

»Wai.«

»Ich denke, dass nur bei einer davon Liebe im Spiel war.«

»Und die anderen drei?«

»Bei der einen ging es um die Green Card. Bei einer anderen um die Ausreise aus Bali.«

»Bali, die Insel?«

»Ja, versteh ich auch nicht ganz. Oh, und - ich glaube, eine seiner Frauen war Lesbe.«

»Er hat eine Lesbe geheiratet?«

»Ja, eine Performance-Künstlerin aus Downtown. Er hat ihr einen Gefallen getan, damit sie an ihr Erbe kam. Ihr Großvater hat die Ehe zur Bedingung gemacht.«

»Und warum musste er heiraten, um aus Bali rauszukommen?«

»Ich weiß nicht.« Sie lächelte. »Und wann übergeben Sie ihn den vier Winden?«

»Vermutlich werde ich nächste Woche so weit sein, ihn auszustreuen.«

»Dann rufen Sie mich an, ja?«, zwitscherte sie und verschwand.

Ich versuchte erneut, das *Manstrument* zu lesen, aber es war zu schwierig. Also blätterte ich lustlos eine Ausgabe von *Jane* durch und dachte über all die ehelichen Zwischenfälle nach, bei denen Primo »Ja, ich will« gesagt hatte.

»Ma-riiiiiiiiiee!«, erklang eine schrille Stimme, die beinahe wie die einer Drag Queen klang. Sie gehörte einer falschen Schlange namens Lianna, die ich von früher kannte, einer grässlichen Ziege, die mit Delphi, meinem Prä-Greg und dritten Ex-Freund, befreundet war. Ich lächelte, während ich mich innerlich wand, und versuchte, alle meine Muskeln erschlaffen zu lassen. In Augenblicken wie diesem konnte ich einfach nicht widerstehen, mich in die Welt der wilden Übertreibungen zu flüchten. Ich erwähnte also beiläufig, dass ich heimlich mit einem Skandinavier verlobt sei und endlich meinen Arbeiterklasse-Roman beendet habe, der höchstwahrscheinlich von Pelican verlegt werden würde. Und alles nur, damit Delphi den Tag bereute, an dem er mit mir Schluss gemacht hatte.

Als Lianna sich davongeschlängelt hatte, raffte ich meine Sachen zusammen und rannte hinaus. Im Limbo hatte ich niemals Glück;

immer wurde ich von irgendwelchen Beschränkten gestört. Ich ging die A hoch und betrat das grungigere Alt.cafe auf der Ninth Street. Zu meiner Überraschung traf ich dort auf Gilda, eine Tänzerin, mit der ich vor einigen Monaten bei Starbucks gearbeitet hatte, während ich meine Story »Die Kaffee-Kriege« geschrieben hatte. Sie war groß, klug und stark. Die Kerle stellten sich vor ihr auf wie Kegel, die sie dann mit ihren herablassenden Bemerkungen umstieß. Mit ihr zu arbeiten war ein echter Genuss, denn sie benutzte die Kunden stets als Zielscheibe für ihre Spaße und die meisten bemerkten es nicht mal.

»Mein Gott! Du bist es wirklich!« Sie hatte gerade Milch aufschäumen wollen, hielt jedoch mittendrin inne, um meine Hand über die Theke hinweg zu nehmen und mir zu sagen, wie gut ich aussähe. Zum Ärger des wartenden Kunden tat ich dasselbe. Sie kam um den Tresen herum und drückte mich so fest, dass mein Rückgrat knirschte.

»Ich will ja nicht unhöflich sein...«, begann der koffeinsüchtige Gast nach ein paar Sekunden.

»Was Sie aber leider sind.« Gilda bedachte den Mann mit einem professionellen Lächeln. Dann ging sie hinter die Theke zurück, bediente ihn und sagte mir, dass ich alles haben könne, was ich wolle. Ich wollte zwei zuckerfreie Brownies - einen für jetzt, den anderen für später - und einen koffeinfreien Cappuccino. Wir tratschten über alte Zeiten, lästerten über ein paar Schwachköpfe, mit denen wir gearbeitet hatten, und kicherten über bekloppte Streiche, die wir irgendwelchen Fremden gespielt hatten.

»Hey, bist du immer noch mit dem Ungeziefer zusammen?«, fragte sie mit ihrem üblichen Liebreiz.

»Nein, das Ungeziefer ist tot.« Sie musste Primo meinen.

»Tot!« Sie konnte es nicht fassen. »Heute stirbt doch keiner mehr.«

»Tja, er schon.«

»Moment - das nehme ich zurück. Neulich hat sich hier einer eine Überdosis verpasst«, sagte sie.

»Wo?«

»In der Toilette«, antwortete sie und deutete hinter sich. Ich machte mir die geistige Notiz, hier nicht pinkeln zu gehen.

Ein Trupp schwerfälliger Landpomeranzen trampelte herein und bestellte lächerlich überteuerte Cappuccinos mit diversen Extras. Ich zog mich in den verwaisten und zu großzügig klimatisierten hinteren Raum zurück und ließ mich in einen durchgesessenen Sessel fallen, der aussah, als sei er schon mehrmals wieder vom Bürgersteig zurückgeholt worden. Dann holte ich mein Manuskript hervor und machte einen weiteren Versuch, den merkwürdigen Quasi-Horror-Schocker mit dem Titel *Das Manstrument* zu lesen. In Anbetracht des Betrages, den ich für das Lesen bekommen sollte, war es nur zu meinem eigenen Nutzen, wenn ich den Text schnell durcharbeitete.

Es fing an: »Beatrus war kein hübsches Mädchen. Als Kind war sie klein und gedrunken wie eine Wanze. Ihr kleines Gesicht verbarg sich hinter dicken, rosigen Pausbacken und war gesprenkelt mit einem Archipel von ewig schrumpfenden Muttermalen, die sich wie eine Ansammlung noch in der Entstehung begriffener Planeten ausmachten.«

Beatrus wächst auf, ist gut in der Schule, schließt als eine der Besten ihres College-Jahrgangs ab und bekommt einen Platz an einer renommierten juristischen Fakultät. Nach dem Abschluss wird sie gleich von einer Anwaltssozietät angeworben und steigt dort schnell auf.

»Entschuldigung«, fragte jemand, wodurch ich vor Schreck einen Stapel Blätter in die Luft flattern ließ. Vor mir stand ein Mädchen mit asiatischem Einschlag.

»Was ist?«, brüllte ich. Das Buch ging mir schwer auf die Eierstöcke.

»Schon gut«, sagte sie und stürzte davon.

Irgendwann soll Beatrus den Wert des Anwesens einer Mandantin - einer frisch verstorbenen Matrone namens Eise Lancet - schätzen und wandert durch die endlosen Flure und unzähligen Zimmer der unheimlichen Villa. Nach einhundertsiebenundsiebzig ermüdenden Seiten stolpert sie endlich über das gottverdammte Manstrument.

Unter Tüchern und jeder Menge Staub findet Beatrus einen Gegenstand, der aussieht wie das Foltergerät aus Kafkas »In der Strafkolonie«. Auf den ersten Blick scheint es sich um einen alten Sessel zu handeln, doch er ist mit einer Reihe von spiralförmigen Kabeln versehen, die offenbar mit bestimmten Körperteilen verbunden

werden. So auch die merkwürdige Kappe, die über den Kopf gezogen wird. Was man mit dem Manstrument macht, ist noch immer unklar.

Da es schon Viertel vor acht war und meine Verabredung mit Joey bevorstand, blätterte ich weiter und stellte fest, dass Beatrus nach einer ganzen Reihe von überflüssigen Seiten schließlich ihren Arsch auf dem Ding platziert und es ausprobiert.

»Hallo, Mary«, sagte eine Stimme. Es war Alphonso, unser Mann fürs Geheimnisvolle.

»Was tust du denn hier?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort schon wusste. Er spionierte mir nach.

»Ich bin zufällig vorbeigekommen.«

»Tja, ich muss jetzt zufällig gehen«, gab ich zurück. Hastig packte ich meine Seiten zusammen und flüchtete hinaus. Die von Bistro-Maniacs belagerte Gilda rief mir ein Ciao hinterher, als ich, Alphonso auf den Fersen, an ihr vorbeirannte.

»Du bist also noch sauer wegen unserer letzten Verabredung?«, kam er direkt zur Sache, als wir die A hinuntergingen.

»Ein bisschen.«

»Hör mal, es kam so plötzlich für mich und ich mag dich wirklich ziemlich gern«, erklärte er. »Du bist ganz schön clever. Du glaubst vielleicht, dass mir das nicht aufgefallen ist, aber das stimmt nicht. Ich respektiere dich.«

»Tja, danke auch.«

»Und? Kriegen Typen wie ich denn bei Frauen wir dir keine zweite Chance?«

»Was soll das heißen - Typen wie du?«

»Na ja, du weißt schon - Jungs, die's verhauen.«

»Du hast mir ziemliche Angst eingejagt.«

»Aber was habe ich denn gemacht?« Er klang angespannt. »Nichts, oder?«

»Allein, dass du eben so plötzlich aufgetaucht bist.« Ich deutete zurück auf das Alt.café. »Das war ziemlich erschreckend.«

»Hey, komm. Das ist ein öffentliches Bistro.«

»Aber irgendetwas sagt mir, dass du nicht zufällig vorbeigekommen bist.«

»Ja, okay, ich gebe zu, dass ich mein Periskop nach dir ausgefahren hatte. Aber ist das verboten?«

Ich zuckte mit den Schultern und nickte.

»Du gehst mir nicht aus dem Kopf.«

Er erinnerte mich an Travis Bickle aus *Taxi Driver*, aber es wäre nicht sehr konstruktiv gewesen, ihm das zu erzählen, und deshalb marschierte ich weiter.

»Also gut«, fuhr er fort, »ich weiß ja, dass ich ein Problem damit habe, mich zu beherrschen, aber du bist einfach zu sexy.«

Als ich an der Sixth Street um die Ecke bog, entdeckte ich zum Glück Joey, der vor dem Opaline auf mich wartete.

»Hi, Joe«, rief ich ihm Hilfe suchend zu. »Das ist Alphonso.«

»Hallo auch«, sagte Joey und streckte seine Hand aus.

Alphonso fühlte sich anscheinend sofort bedroht. »Wer zum Teufel sind Sie?«, fragte er.

»Wer zum Teufel ich bin?«, erwiderte Joey in locker-leichtem Tonfall.

»Ich bin der Bursche, der dir ein neues Arschloch aufreißt, wenn du dich noch einmal dieser jungen Lady hier näherst. Genau der bin ich.« Joey lächelte. Alphonso erwiderte das Lächeln. Erst in diesem Moment sah ich, dass Joey noch immer seine Hand festhielt.

»Wir müssen jetzt los«, sagte ich in dem Versuch, die beiden möglichst würdevoll zu trennen.

»Wie lang hast du gegessen, Kumpel?«, fragte Joey.

»Was für'n Scheiß reden Sie da eigentlich?«, brüllte Alphonso. Er versuchte seine Hand wegzuziehen, aber Joey packte seinen Unterarm und zog ihn näher zu sich. Dann sprach er leise und deutlich auf ihn ein. »Ich will dich nie wieder in ihrer Nähe sehen, hörst du?« Endlich ließ er ihn los.

»Was willst du denn schon dagegen tun?«

Joey gab keine Antwort. Aber er bedachte Alphonso mit einem Blick, der in mir die Frage aufkeimen ließ, wer Joey wirklich war.

Alphonso sah mich an. »Fick dich, du Fotze!«, sagte er und machte sich vom Acker.

Mein Herz raste, als Joey sich mir zuwandte. »Alles okay?«

»Ja.«

»Du kennst ihn nicht besonders gut, oder?«

»Nein.«

»Hast du mit ihm geschlafen?«, fragte er ruhig.

»Das geht dich ja wohl gar nichts an«, fauchte ich, immer noch zitternd.

»Ich will auch nicht aufdringlich sein, aber dieser Typ saß in Ri-kers.«

»Woher weißt du das?«

»Hast du seine Knast-Tätowierung nicht gesehen?«

»Warst du auch im Gefängnis?«

»Ich bin Vollzugsbeamter im Ruhestand«, enthüllte er. Ich starrte ihn schockiert an. Und nun fiel mir wieder ein, dass ich ihn als Kind manchmal in Uniform gesehen hatte. »Er wird dich nicht wieder belästigen. Wenn du einmal ihre Nummer hast, sind die Jungs Feiglinge.«

Ich nickte schwach und dachte an den Abend, an dem ich mit Alphonso allein in meiner Wohnung gewesen war. Er hätte mich vergewaltigen können.

»Wenn du dich nicht wohl fühlst...«, begann Joey.

»Nein, ich bin okay.« Ich hatte echten Hunger und mich außerdem schon den ganzen Tag auf ein erstklassiges Essen gefreut.

»Dann komm.« Er führte mich hinein. »Erzähl mir von der Sache mit der Band.«

Wir gingen eine Treppe hinunter, einen schmalen Gang entlang und betraten schließlich das Opaline. Wir kamen in einen großen Raum, an dessen Ende sich ein Zwischengeschoss befand, während sich zur Rechten eine luxuriöse Bar hinzog. Große hölzerne Fächer an der Decke, die sich mittels Riemen und Rollen langsam bewegten, verliehen dem Laden einen kolonialen Anstrich. Glasoberlichter gaben den Blick auf den sternenlosen New Yorker Himmel frei.

Der Maitre de brachte uns zu einem Tisch in einer Nische auf

dem Zwischengeschoss. Wir zogen unsere Mäntel aus und setzten uns einander gegenüber. Joey stellte die Kerze vor mich. Erst dachte ich, dass er auf mein Hemd von Kinko's starren würde, doch dann bemerkte ich, dass er mein Gesicht betrachtete.

»Was kann ich Ihnen zu trinken bringen?«, fragte ein überfreundlicher Kellner.

»Johnnie Walker Black, pur«, sagte Joey und sah mich an. »Ich muss heute Abend noch lange fit bleiben - nur Wasser.« »Sicher?«, fragte Joey. Ich nickte. »Bandprobe«, erklärte ich.

»Vermutlich das Einzige, was eine Verabredung mit einem Ex-Knackie noch übertrifft«, schloss er.

»Ursprünglich bin ich da hingegangen, um diesem Mädels zu sagen, dass Primo gestorben ist. Sie ist seine Ex-Frau.«

»Aha, und was soll das Ganze? Stellst du ihr jetzt nach?« »Nein, eigentlich nicht.« Der Kellner kam zurück, lieferte die Speisekarte ab und stellte mir einen Krug Wasser hin. »Na ja, vielleicht ein bisschen.« Ich grinste.

»Wann haben sie und Primo sich getrennt?«, wollte Joey wissen. »Vor über zehn Jahren.«

»Und was geht es dich dann noch an?« Joey bedachte mich mit einem ungeduldigen Blick, während der Kellner seinen Johnnie Walker brachte. Joey nahm rasch einen Schluck.

»Na ja, als ich bei Primos Mutter in Brooklyn war, habe ich ein sehr bewegendes Liebesgedicht gefunden. Dann habe ich aber auch ein Hassgedicht gefunden; er hat es wohl geschrieben, nachdem sie ihn verlassen hat. Zweifellos hat er sie wirklich geliebt. Mehr, als er mich je geliebt hat. Sie war die Liebe seines Lebens. Vermutlich hat meine Eitelkeit mich dazu getrieben, herauszufinden, wieso.« Ich schloss die Augen, um eine Träne zurückzudrängen.

»Dann kehre ich also zur Ausgangsfrage zurück«, sagte er kühl. »Warum hast du dich für die Band engagieren lassen?«

»Na ja, ich wollte es ja gar nicht. Ich bin irgendwie in das Vorspielen reingerutscht, habe plötzlich mit ihnen gespielt« - ich nahm einen Schluck Wasser - »und es hat mir gefallen.«

»Was hält denn deine Mutter davon?«

»Sie weiß nichts davon.« Ich grinste bei dem Gedanken an ihre Reaktion, wenn sie davon erfahren würde. Ihr Gesicht war es fast wert, aber auch nur fast.

»Hör mal, wenn du dabei bist, weil dir das Spielen an sich gefällt, dann ist es ja gut. Aber jeder Depp und sein Bruder ist in einer Band. Und es

erfordert Unmengen von Zeit - Zeit, in der du vielleicht an Dingen arbeiten könntest, die dir mehr bringen.«

»Und was zum Beispiel?«

»Schreiben zum Beispiel«, antwortete er. Er leerte seinen Scotch und fügte hinzu: »Ich will wirklich kein Spielverderber sein, sondern dir nur helfen.«

»Ich weiß deinen Rat zu schätzen, aber das war mir auch selbst schon klar. Ich habe im Moment einfach Lust drauf. Entweder hängt mir die Sache irgendwann zum Hals raus oder ich gerate mir mit der streitlustigen Sue Wott in die Haare, das weiß ich genau. Aber im Augenblick macht es mir Spaß.«

»Du bist mit Abstand klüger und bodenständiger, als ich es in deinem Alter war«, versicherte Joey mir mit einem Lächeln. Als der Kellner zurückkam, bestellten wir beide Fisch. Joey wollte gegrillten Lachs, ich nahm den gebratenen Thunfisch. Außerdem bestellte Joey noch einen zweiten Scotch und fragte mich erneut, ob ich auch einen wolle. Ich lehnte wieder ab. Er betrachtete mich mit einem seltsamen Lächeln.

Ich nahm an, dass ihn die Tatsache, dass ich in einer Rockband war, amüsierte.

»Ich weiß noch, wie du dir das eingehandelt hast.« Er berührte eine Stelle an meiner Stirn, an der sich eine winzige Narbe befand, die ich seit meiner Kindheit hatte. Im Restaurant herrschte ein gedämpftes Licht, sodass man die Narbe nur sehen konnte, wenn man von ihrer Existenz wusste.

»Ich muss etwa drei gewesen sein.« Ich war die Treppe hinuntergefallen und mit der Stirn aufgeschlagen.

»Es war eine Woche nach deinem fünften Geburtstag«, korrigierte er mich. »Ich habe dich ins Krankenhaus gebracht.«

»Du warst mit im Krankenhaus?«, fragte ich leicht erstaunt.

»Na ja, vielleicht auch nicht«, revidierte er. »Aber du bist jedenfalls hingebraht worden.« Der Kellner brachte seinen zweiten Drink.

Die erstaunlich großen Portionen unseres Essens waren zu schnell verschlungen. Immer wieder vergaß ich, kleinere Bissen zu nehmen und gründlicher zu kauen - einen Vorsatz, den ich immer dann hatte, wenn die Vorspeisen über fünfzehn Dollar kosteten, da man gewöhnlich davon ausgehen konnte, dass die Teller umso größer, die

Häppchen jedoch umso kleiner waren, je protziger sich das Restaurant gab. Ich liebte diesen Laden nicht nur wegen des Essens, sondern auch, weil man hier so wunderbar königlich bedient wurde. Hierher zu kommen war ein Ereignis wie ein Theaterbesuch, nur ohne zwei Stunden unter einschläferndem Schwachsinn leiden zu müssen. Ich liebte es, behandelt zu werden, als sei ich ein Star. Der Kellner nahm unsere großen weißen Teller weg. Joey, der immer noch an dem uralten Irrglauben festhielt, dass Kaffee einen Schwips kuriere, bestellte eine Tasse. Da ich für die Probe fit sein wollte, tat ich es ihm nach. Wir teilten uns ein Stück Schokoladenkuchen, das nahrhaft genug war, um einen Diabetiker umzubringen.

»Was hast du da eigentlich?«, fragte Joey mit Blick auf das *Mans-trument*, das ich auf den leeren Stuhl neben mich gelegt hatte.

»Ein schauriges Schauermärchen. Ich soll eine Kritik darüber schreiben.«

»Wirst du dafür bezahlt?«

»Nicht genug. Ursprünglich hab ich den Job aus Neugier angenommen, aber jetzt hoffe ich, dass er mir genug Selbstvertrauen gibt, um mein Buch zu Ende zu bringen.«

Er lachte. »Du kommst aus einem bestimmten Grund zu einer Band und bleibst aus einem anderen dabei. Und mit diesem Manuskript ist es dasselbe.«

»Weil man am Anfang nie weiß, was letztendlich dabei herauskommt«, erklärte ich.

»Ich weiß genau, was du meinst.« Er lachte wieder und blickte zur Seite. »Ich hätte jedenfalls niemals gedacht, dass ich mal ein Leben wie dieses führen würde.«

»Amen.«

»Erzähl mir von deinem Buch.«

»Ich rede nicht gerne über das, was ich schreibe.«

»Hast du am Anfang etwas anderes im Sinn gehabt als das, was letztendlich dabei herauskam?«, fragte er. Er gab sich stets so fasziniert von mir, dass ich wohl gar nicht anders konnte, als ihn zu lieben.

»Ich habe dir schon davon erzählt, Erinnerst du dich?«

»Oh, du meinst die Story-Sammlung über die Leute, die im Einkaufszentrum arbeiten?«

»So in etwa. Es geht um Angestellte bei Franchise-Unternehmen und ihre Beziehung zum Job.«

»Hör mal, ich will ja nicht -« Er unterbrach sich. »Nein, vergiss es.«

»Was?«

»Na ja, als du mir zum ersten Mal davon erzählt hast, habe ich es auch schon gedacht, aber nichts gesagt.«

»Red weiter.«

»Was ist so interessant an einem Haufen Menschen und ihren Jobs?«

»Bis vor etwa zwanzig Jahren waren die Leute auf ihre Arbeit irgendwie stolz oder identifizierten sich sogar damit. Es gab Karrieren. Meine Generation dagegen besteht aus Leuten, die verabscheuen, was sie machen, und sich andere Dinge suchen müssen, die sie ausfüllen.«

»Wie dick ist dein Buch?«

»Dünn.« Ich zeigte ihm mit den Fingern etwa einen Zentimeter. »Um die hundertdreißig Seiten.«

»Welche Franchise-Unternehmen nimmst du auseinander?«

»Ich nehme keines auseinander. Einige meiner Charaktere lieben und kämpfen sogar um ihre Jobs. Es gibt einen Typ, der in einer Kaffeebar arbeitet und gegen die Manager von Starbucks und Pasqua's vorgeht, weil sie mit ihren Läden ein besseres Geschäft machen als er mit seinem von einer kleinen Kette.«

»Oh, das gefällt mir.«

»Danke.«

»Da könntest du einen Nerv getroffen haben. Die Menschen brauchen etwas, für das sie leben können, selbst wenn es ein sinnloses Unterfangen ist. Sie können aus nichts eine ganze Menge machen.« Er nahm einen Schluck Kaffee und rückte dann, wie ein gespanntes Kind, mit seinem Stuhl näher an mich heran. »Erzähl mir von einer anderen Geschichte.«

»Also, meine erste Story handelt von einer Afro-Amerikanerin, die bei McDonald's arbeitet und deren Leben gerade zusammenbricht.«

»Schwarze haben es nicht leicht.« Wahre Mitmenschlichkeit.
»Heutzutage lautet die bevorzugte Bezeichnung Afro-Amerika-ner.«
»Okay, weiter.«
»Als es in der Filiale, in der sie arbeitet, eine Big-Mac-Special-Woche gibt, lernt sie einen älteren Mitbürger kennen, der in gewisser Hinsicht obdachlos ist -«
»Einen Penner«, politisch inkorrigierte er, nur um mich zu ärgern.
»Wie auch immer - nur mit gesundem Menschenverstand und Freundlichkeit hilft er ihr, mit sich selbst ins Reine zu kommen. Und natürlich heißt er Mac.«
»Das gefällt mir«, sagte Joey unvermittelt. »Der Typ ist irgendwie...«
Er brachte den Satz nicht zu Ende. »Wie geht es aus?«
»Nach der Hamburger-Special-Woche verschwindet er.«
»Der Typ war also ein verzauberter Hamburger. Klingt irgend wie traurig. Ich würde deine Geschichten sehr gerne mal lesen«, sagte er, während er Geld aus seiner Brieftasche holte. »Wohin gehst du jetzt?«
»Erst zu Odessa's, damit ich das da zu Ende lesen kann, danach zur Probe.«

Er ging mit mir ein Stück die Straße entlang, auf der es von Pack nur so wimmelte. Schließlich gab er mir einen Schmatzer auf die Wange und sagte mir, dass ich ihn anrufen sollte, sobald sich irgendwelche unerfreulichen Gesellschafter aufdrängten. Ich setzte mich in dem hell erleuchteten Diner ganz nach hinten und bestellte einen Tee, während die fettigen Schwaden durch mein Haar zogen.

Zurück zum *Manstrument*: Beatrus, die einsame Rechtsanwältin, kehrt wieder und wieder zu dem merkwürdigen Sessel zurück, der ihr - wie sich herausstellt - sexuelle Erfüllung verschafft und dadurch eine seltsame Macht verleiht. Über mehrere Kapitel hinweg werden ihre abgedrehten Fantasien beschrieben, die der Apparat nicht nur erfasst und befriedigt, sondern sogar noch übertrifft. Obwohl die Entwicklung dieser Fantasien interessant war, fand ich den Blick des männlichen Autors auf die weibliche Sexualität ziemlich vermessen. Ich blätterte vor, um zu sehen, was diese ganzen bizarren Orgasmen sollten. Beatrus fängt an abzunehmen, bekommt klare Haut und beginnt von

innen heraus zu strahlen. Als sie spürt, wie die Typen um sie herum sich zunehmend für sie interessieren, kauft sie sich eine neue Garderobe, verpasst sich ein komplett neues Styling inklusive Trendfrisur und ist erfüllt von nie gekannter Power. Obwohl die Männer nun beginnen, ihr Avancen zu machen, weiß sie auch, wie es sich ohne sie überleben lässt.

Doch da ist ein Mann, der sie dann doch reizt. Henderson, ein gut aussehender Typ, ist verrückt nach ihr. Das Problem ist nur, dass es sich bei ihm um den gegnerischen Anwalt handelt. Er vertritt die Seite, die das Testament von Eise Lancet, der ehemaligen Besitzerin des Manstruments, anfechtet. Beatrus entschließt sich, ein Risiko einzugehen und etwas mit dem Rechtsanwalt anzufangen. Er seinerseits schnüffelt herum und entdeckt ihr autoerotisches Geheimnis, wobei er den heiligen Stuhl versehentlich zerstört. Im großen dämlichen Finale steckt Henderson in einem bösen Dilemma: Entweder er schläft mit Beatrus und gibt ihr so manuell ihre gewohnte Kraft, oder er weist sie zurück und gewinnt den Fall. Er vögelt sie und opfert somit seinen Job, doch sie beide leben glücklich und zufrieden und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Um Viertel vor zehn legte ich einen Dollar auf den Tisch und verließ schnell das Lokal. Hastig ging ich an den heruntergekommenen Obdachlosen und den ungewaschenen Kerlen vorbei, die der Avenue A ihren Brechreiz-Charme verleihen. Ich beeilte mich, Primos treue alte Bassgitarre zu holen, und eilte anschließend zu den Context Studios. Auf die gleiche Art und Weise, wie sich ein schlechter Geschmack am Gaumen hält, verfolgte mich das Buch mit seiner Sinnlosigkeit. Ich hatte noch nie Sex mit einem Sessel gehabt, nicht einmal in meinen Träumen.

Ich klingelte am Studio, aber niemand drückte mir auf. Als nach fünf Minuten jemand herauskam, sprang ich hinein und betrat nervös den lahmen Lastenaufzug, der sich langsam aufwärts bewegte. Als wir im dritten Stock ankamen, wappnete ich mich gegen das Gewitter, das kommen musste, denn ich ging davon aus, dass Sue Wott mich für mein Zuspätkommen anbrüllen würde. Doch als der Liftmensch die Türen aufmachte, erwartete mich eine rührende Szene. Sue saß auf dem alten Sofa und wiegte ein wunderschönes Kind in ihren Armen. Sie flüsterte alberne Worte in sein Ohr und streichelte sein weiches

Haar, wie es nur eine Mutter tun kann. Während ich mich näherte und nach Ähnlichkeiten mit Primo suchte, spürte ich, dass sich meine Lippen unwillkürlich zu einem Lächeln verzogen. Der Junge war so hübsch und als er gähnte, hob er seine zarten Arme, bis sein kleiner Mund wieder zuklappte. Ich beobachtete, wie seine Mutter ihm ein zartes Küsschen aufdrückte.

Dann blickte sie zu mir auf. »Warum grinst du so blöde? Du bist fünf Minuten zu spät«, sagte die Kuh leise und zerstörte so die schöne Atmosphäre. »Wir warten alle nur auf deinen faulen Arsch... was bedeutet, dass du fünf Dollar Strafe zahlen musst.«

»Ich bin pleite«, sagte ich müde.

»Dann zieh ich's dir von deinem Anteil ab«, gab sie zurück.

Ich stieß die Tür zum Proberaum auf und trat ein. Alle machten sich eilig bereit, während Sue erklärte, was wir heute tun würden.

»Zuerst gehen wir ein paar Änderungen bei ›There's Slime in My Bucket‹ durch - ich will es mal mit mehr Back beat versuchen. Dann ›Fuck You 'Cause You Can't‹, aber dieses Mal machen wir es richtig- hast du gehört, Marilyn?« Die arme Marilyn hatte gehört.

Wir begannen zu proben und arbeiteten uns durch die Liste der Songs, die wir ganz oder teilweise immer und immer wieder spielten. Nach zwei Stunden, die durch ihr Primadonna-Gehabe zur unerträglichen Folter wurden, machten wir eine Pause.

Norma ging hinaus, um Luft zu schnappen, eine Zigarette zu rauchen oder sich sonstige Motivationsschübe reinzuziehen. Ich begleitete sie, ohne sie um Erlaubnis zu fragen. Unten war ein kleiner Gemüseladen. Sie sammelte schweigend ihre Waren zusammen und zahlte.

»Und, wie lange spielst du schon?«, fragte ich höflich.

»Seit dreiundsiebzig«, antwortete sie, ohne mich anzusehen. Norma umgab eine Aura der Niederlage, als hätte sie irgendwann einmal »Handtuchwerfen für Fortgeschrittene« bei der Volkshochschule unterrichtet. In ihrem ruinierten Gesicht konnte ich die Spuren des Drogenkonsums entdecken. Ich beschloss, mich vorzuwagen. »Du kanntest also Primo Schultz?«

»Die Welt ist klein und unbequem.« Mit anderen Worten, ja.

»Ich habe gehört, dass du auch mal seinen Bass gespielt hast«, sagte ich mit einem Lächeln.

»Wer hat dir das denn gesagt?« Ich sah einen Funken Leben in ihren Frankenstein-kalten Augen.

»Ich habe versprochen, es nicht weiterzusagen«, antwortete ich ehrlich. Ich wusste nicht, wie eng sie mit Sue befreundet war, und ich wollte das Vertrauen von Lydia, der Tänzerin, nicht aufs Spiel setzen.

»Und was genau hast du gehört?«

»Dass ihr verheiratet wart.«

»Oh, das. Das war die tolle Idee von Sue. Ich hatte damals einen Job mit Krankenversicherung und sie meinte, dass er, wenn wir heiraten würden, über mich mitversichert werden und in eine gute Entziehungsanstalt gehen könnte. Er war damals ziemlich fertig.« Wieder einmal alles nur zum Schein - das passte.

»Die Ehe war also nur vorgetäuscht?« *Wie* alles in seinem Betrügerleben.

»Anfangs schon, aber dann -«

»Aber dann was?«

»Dann wurde es ernst.« Auch das passte wie die Faust aufs Auge. Primo konnte noch nicht einmal eine Täuschung richtig durchziehen.

»Sue weiß nichts davon.«

»Von mir wird sie es auch nicht erfahren.«

»Weißt du«, begann sie, offenbar gewillt, eine eigene Interpretation zum Primo-Phänomen abzuliefern, »für die meisten Jungs hat Sex was mit Eroberung oder so was zu tun, aber bei Primo kam es mir immer so vor, als wollte er sich vergewissern, dass man ihn mag.«

In Anbetracht der Tatsache, dass mich dieser Mann betrogen hatte, hätte ich nur allzu gerne gewusst, ob in ihrer Analyse auch nur ein Hauch von schlechtem Gewissen ihrer besten Freundin gegenüber enthalten war. Aber es kam mir dann doch nicht fair vor, ihre Offenheit mit einem Schuldgefühl zu belohnen.

Wir kehrten zurück zu dem Gebäude und fuhren mit dem Fahrstuhl hinauf, wo wir unseren Koffein-, Nikotin- und Glukosespiegel auf das nötige Level brachten, bevor wir uns wieder Sues diktatorischen Anweisungen auslieferten. Danach erwähnte sie, dass wir unser

Programm nun nur noch einmal durchgehen würden, bevor wir unseren großen Auftritt bei Mercury hätten. Wegen Terminschwierigkeiten kamen wir überein, uns früher als sonst zu den Proben zu treffen. Mit Blick auf mich sagte sie, dass um halb acht Showtime wäre und wir doch alle versuchen sollten, pünktlich zu kommen. Norma und Marilyn nahmen die Instrumente, während Sue ihren kleinen Sohn auf den Arm hob, und wir alle stiegen die Treppe hinunter.

»Brauchst du vielleicht Hilfe?«, erbot ich mich, da mir der kleine Primo, der so spät noch aus seinem Tiefschlaf gerissen wurde, Leid tat.

»Ja«, gab sie zurück. »Ich muss aus meiner Wohnung raus. Wenn du hörst, dass irgendwo was frei wird, gib mir Bescheid.«

Marilyn und Sue quetschten sich in ein Taxi und ich ging mit Norma zu Fuß in westliche Richtung.

12. Kapitel

Am Sonntag blieb ich im Bett und träumte, dass das Soll auf meinem Konto genauso leicht abzubauen wäre wie mein Schlafdefizit. Ich gab die Matratze auf, als ich wirklich gar keinen Schlaf mehr aus ihr herausquetschen konnte, sprang in meinen alten Drehstuhl und schmiss den Computer an. Ich wollte endlich das Gutachten schreiben und mein Geld kriegen. Ich blätterte das *Manstrument* noch einmal durch und hämmerte eine kurze Inhaltsangabe ein, dann verfasste ich mein Urteil über Beatrus, die gepeinigte Fliege, die sich in Tech Webs Netz verfangen hatte:

»Diese bizarre Story über die Sehnsüchte einer einsamen Frau liest sich wie im letzten Jahrhundert erdacht, doch leider fehlt ihr der schaurig-schöne Touch. Tech Web weiß nichts über Frauen. Er hätte sogar einen weit besseren Roman zu Stande gebracht, wenn er auf das weibliche Opferstereotyp verzichtet und sich stattdessen auf seinen

erotischen Sessel konzentriert hätte. Um wie viel spaßiger wäre es gewesen, wenn sich eine ganze Reihe unterschiedlicher Leute auf diesen vibrierenden Thron gesetzt hätten. Was, wenn der Präsident der Vereinigten Staaten sich drauf gesetzt hätte? Oder ein Schwuler, eine Lesbe? Tech selbst? Wie hätte sich die Maschine an die Fantasien angepasst? Wieso war das Ding ein Manstrument? Gab es ein Fraustrument? Wenn der Leser am Ende entdeckt hätte, dass Henderson eins benutzen würde und die beiden sich gegenseitig brauchen, wäre die Geschichte vielleicht ausbalanciert gewesen. So aber scheint das Buch zu unterstellen, dass jede Frau bloß mal kräftig durchgenommen werden müsste. Daraus könnte man vielleicht eine ganz lustige indizierte Episode von *Twilight Zone* machen, aber ich persönlich würde dem *Manstrument* den Strom abstellen.«

Als ich das Gutachten wiederholt durchlas, es umschrieb und straffte, klingelte das Telefon. Während ich mich erhob und streckte, sprang der Hund um mich herum, als hätte er im Lotto gewonnen. Er lechzte verzweifelt danach, die neuesten Pippiflecken abzuchecken. Ich ließ den AB annehmen.

»Hi, Mary, hier ist Zoe. Bist du da?« Ich nahm ab.

»Hör mal, Jeff hat einen echt süßen Mitbewohner namens Psycho. Er hält dich für einen Traum, seit er dich neulich in der Mercury Lounge gesehen hat.«

»Ich kann mich an niemanden erinnern.«

»Er sich aber an dich. Er meint, du hättest coole Schuhe angehabt.«

Soweit ich mich entsinnen konnte, hatte ich die alten weißen Cowboystiefel getragen, die ich abends so gut wie immer anhatte.

»Er ist sexy und noch frei, und wenn du mitkommst, könnten wir vier zusammen was unternehmen.« Der Gedanke daran, Zeit mit Kinko Kong zu verbringen, ohne dafür bezahlt zu werden - ganz zu schweigen von der Vorstellung, mit irgendeinem bescheuerten, stiefelleckenden Mitbewohner namens Psycho verkuppelt zu werden -, nur damit Zoe und ich uns zwischen Tittengrabschern und Pokniffen unterhalten konnten, war mir auf Anhieb zuwider.

»Ich muss passen«, sagte ich ungeduldig.

»Was ist los mit dir?« Sie spürte meinen Widerwillen sofort.

»Nichts«, erwiderte ich. Ich wollte nicht der Bote sein, der für die Nachricht geköpft würde.

»Blödsinn, irgendwas ist doch. Nun sag schon.«

»Ich finde, dass du die Sache mit diesem Jeff zu schnell anfängst.«

»Die Sache fängt aber gut an, vielen Dank.«

»Und was passiert, wenn er dich satt hat?« Ich hatte einmal angefangen, nun redete ich auch weiter. »Er wird dich genau wie alle anderen abschießen.«

»Zum Teufel mit dir, Mary. Nur weil du nicht glücklich bist, musst du mich nicht mit runterziehen.«

»Hey, du hast mich vor zwei Monaten doch gebeten, dich zu warnen«, rief ich ihr in Erinnerung. »Ich sollte es dir sagen, sobald du dich mal wieder zu schnell auf einen Mann einlässt, weißt du noch?«

»Okay, ich bin gewarnt.«

Sie legte auf und ich spürte einen Hauch von schlechtem Gewissen: Sie hatte sich die Mühe gemacht und versucht, mir ein Date zu organisieren, und ich war nicht mal so anständig, mir diesen Clown anzusehen. Ich rief Tattoo Man an in der Hoffnung, mein Gutachten gegen fünfzig Kröten und ein neues Manuskript einzutauschen. Er nahm beim ersten Klingeln ab.

»Hi«, begann ich. »Ich habe das *Manstrument* durch.«

»Und, wie war's?«

»Superkacke.«

»Hast du das Gutachten fertig?«

»Im Computer. Hast du nicht gesagt, du hättest noch einen anderen Roman?«

»Das ist die richtige Arbeitsmoral. Können wir uns in einer Viertelstunde im Park treffen?«

»Ich brauchte etwas länger«, antwortete ich. Wir einigten uns auf eine halbe Stunde. Ich sprang unter die Dusche, nahm ein paar von Carolinas Vitaminpillen, putzte mir die Zähne und zog mich an. Dann schnappte ich mir Hundchen und düste raus. Unten hielt ich beim Kiosk, wo ich mir ein Päckchen *American Spirits* und einen Kaffee besorgte, und führte Numb anschließend zur Tompkins Square

Hundewiese. Ich setzte mich auf eine Bank, schlürfte den Kaffee und rauchte mich ruhig, während der Hund sich mit Seines gleichen amüsierte. Sowohl ein Obdachloser als auch ein weiblicher Teenie schnorrt bei mir Zigaretten, während ich mich geistig ausklinkte und in Gedanken noch einmal zu der unangenehmen Begegnung mit Alphonso und Joey wanderte.

»He, Traumfrau.« Ich wandte mich um und sah Tattoo Man, der durch das Tor den Hunde-Korral betrat und sich neben mich setzte.

»Alles okay?« Offenbar hatte er meine Stimmung gespürt.

»Ich war neulich in einer komischen Situation. Ich habe einen Typen kennen gelernt und mich mit ihm verabredet, und dann stellte sich heraus, dass er ein gefährlicher Ex-Knackie ist.«

»Scheiße, brauchst du männlichen Beistand?«

»Eigentlich ist genau das mein Problem. Ich hatte welchen. Erinnerst du dich noch an Joey?«

»Den Gangster?«

»Er hat sich den Typen zur Brust genommen und verjagt.«

»Klingt gut.« Er schien erleichtert.

»Aber es lief so glatt und so effizient. Ich meine, Joey hat's dem Typen gleich angesehen.«

»Das klingt wirklich gut«, wiederholte er.

»Es kam mir vor wie im Film. Was mich daran so stört, ist, wieso er so schnell Bescheid wissen konnte.«

»Meinst du, dein ehemaliger Nachbar ist in Wirklichkeit tatsächlich ein Gangster?«

»Er hat mir gesagt, dass er Vollzugsbeamter war.«

»Na ja, das erklärt es doch.«

»Schon, nur hat es mir klar gemacht, dass ich nichts über ihn weiß. Joey ist für mich seit ein paar Jahren der beste Freund. Ich meine, er hatte mehr als eine Gelegenheit, mit mir zu schlafen, mich auszurauben oder mich sogar umzubringen. Ich vertraue ihm von ganzem Herzen und muss nun feststellen, dass ich ihn eigentlich gar nicht kenne.«

»Ich kenne einen Rechtsanwalt, der einen Privatdetektiv beschäftigt.«

»Sind denn Gefängnisakten öffentlich einsehbar?«

»Das weiß ich nicht, aber gewisse Dinge sind es bestimmt. Wie Geburtsurkunden. Woher kommt er?«

»Er sagt, dass er in Hoboken geboren ist - da, wo ich ihn übrigens auch kennen gelernt habe.« Ich überreichte ihm das Manuskript plus Gutachten.

»Du weißt ja sicher, dass die Verlage notorisch zu spät zahlen, oder?«, sagte er.

»Du machst Witze.« Ich brauchte wirklich dringend Bares.

»Pass auf.« Er nahm seine Brieftasche und holte das Geld heraus. »Ich gebe dir aus eigener Tasche einen Vorschuss.«

»Bist du sicher?«, fragte ich mit vorgetäuschter Zurückhaltung.

»Klar.« Er gab mir das Geld und überflog dann mein Gutachten, während ich ein bisschen von Marys Spirit für eine weitere *American Spirit* hergab.

»Gut, das sollte in Ordnung gehen«, bemerkte er, als er durch war.

»Wer ist denn dieser Tech Web?«

»Er ist eine Asiatin. Sie wohnt hier in der Ecke. Ihre Adresse steht auf dem Umschlag.«

»Eine Asiatin!«

Er grinste über mein Erstaunen. In diesem Moment fiel mir wieder ein, dass mich gestern im Alt.café eine junge Asiatin beim Lesen gestört hatte. Als ich sie angefaucht hatte, war sie abgehauen. Ob es Tech gewesen war? Wenn ich gewusst hätte, dass irgendein graues Mäuschen dieses derb-masochistische Werk verfasst und höchstwahrscheinlich ihre eigenen quälenden Fantasien verarbeitet hatte, dann hätte ich sie an mich gedrückt und ein Jubel-Gutachten geschrieben.

»Warte noch«, sagte ich und nahm ihm das Gutachten ab.

»Was soll das?«

»Ich wusste nicht, dass es sich um eine Frau handelt.«

»Wen interessiert das?«

»Es macht einen Unterschied, ob es von einer Frau geschrieben worden ist.«

»Okay, dann war es eben ein Mann.« Er zog mir den Umschlag aus der Hand. Dann sagte er, als ob er einem Hund ein neues Spielzeug

schenkte: »Hier, ich wünsch dir viel Spaß damit. Der Autor ist ein großer, weißer Mann.«

Er gab mir ein etwas dünneres Manuskript und ich zog es aus dem Umschlag. *Stark* von Elgin Freehold machte schon auf dem Deckblatt einen merkwürdigen Eindruck. Vorne war ein Epigramm von einem gruseligen Typen namens Aleister Crowley abgedruckt:

Nicht Durst kennt das Hirn von Schwärze zernagt,
In einer Seele von dem einen geplagt!
Wer wagt, das Schlimmste anzunehmen!
Jenseits der höllischen Bürde
Der fleischlichen Begierde
Glimmt schwach, im erstarrten Hirn,
Jenseits von Zeit und Raum,
Im Abgrund, bodenlos, fern Ein Gesicht - wie ein Traum!

Das war nicht dazu angetan, mein Herz zu wärmen. Als ich den Untertitel sah - »Lerne, es zu lieben!« -, wusste ich, dass ich harte Arbeit vor mir hatte. Doch im Laufe der acht Jahre, die ich jetzt schon im East Village wohnte, hatte ich Mädels kennen gelernt, die strippten, sich prostituierten und Drogen konsumierten. Mädels, die Dinge taten, die für mich unvorstellbar waren. Wenn ich nicht in der Lage war, für fünfzig Dollar ein krankes Buch zu lesen, dann war ich eine Memme.

»Du kannst dir damit ein paar Tage Zeit lassen«, sagte Tattoo Man.
»Ich habe momentan keine weiteren Bücher.«

»Wie bist du überhaupt an diesen Mist gekommen?«, fragte ich.

»Was für ein Mist?«

»Gutachten zu durchgeknallten Romanen zu schreiben.«

»Glaub mir, die sind besser als irgendwelche Schnulzen.« Er schauderte über die eigene Bemerkung.

»Hast du schon mal so ein Buch gelesen« - ich hielt das Manuskript hoch - »und dich gefragt, was davon stimmen könnte?«

»Vor ein paar Jahren habe ich einen Roman über einen Typen gelesen, der seinen Mitbewohner tötet und kocht, und dann hat ein Typ aus der Ninth Street genau das getan. Das hat mich schwer mitgenommen.«

»Ein Hannibal-Lecter-Typ?«

»Nein. Mörder sind normalerweise Spinner. Wenn sie klug wären, würden sie ihren Hass verarbeiten, indem sie schlechte Romane schreiben.«

»Oh Gott, ich hoffe bloß, dass ich nicht aus diesem Grunde schreibe.«

Tattoo Man hatte eine Verabredung uptown, und da er die Bahn nicht aussteigen und sich kein Taxi leisten konnte, musste er sich langsam auf den langen Weg machen. Er meinte, dass er pro New Yorker Block vierzig Sekunden brauchte, sodass er die Zeit, die er für die Strecke benötigte, leicht abschätzen konnte.

Ich wollte das Manuskript nicht zu Hause lesen, also machte ich mich auf den Weg zum Alt.cafè, auch, weil ich insgeheim hoffte, vielleicht wieder auf Tech zu treffen, sodass ich ihr Opus loben und mich für meine Unhöflichkeit entschuldigen könnte. Auf dem Weg hörte ich jemanden hinter mir brüllen: »Hey, Sie. Entschuldigung! Hallo! Primos Testamentsvollstreckerin.«

Ich wandte mich um und sah Helga Elfman, die mir vom Rücksitz einer Lincoln-Limousine zuwinkte. Der Wagen wurde von einem russischen Immigranten in Anzug gefahren, der auf ihre Anweisung hin rechts ranfuhr.

»Hi«, sagte ich, als ich ans Fenster trat. Unwillkürlich suchte ich im Inneren des Wagens nach einer Bar oder einem Fernseher. Ich konnte nichts entdecken.

»Wissen Sie«, begann sie, ohne sich mit einer Begrüßung aufzuhalten, »ich wollte Primo das eigentlich schon seit Jahren sagen. Ich denke nämlich, dass man ihn über den Tisch gezogen hat.«

»Was meinen Sie damit?«

»Er hat eine fantastische Bilder-Sequenz gemalt, die er das ›Zeitalter der Auflösung‹ nannte und die, wie er erklärte, seine Desillusionierung visualisierte. Es waren Bilder von dekadenten Formen der Technologie, die unsere Zeit ausmachen, aber jedes hatte irgendeine bizarre Verfremdung - Handys, die sich in Fledermäuse verwandelten,

Geldautomaten mit Zungen und so weiter. Ihm war es sogar gelungen, das Internet bildlich darzustellen - er malte es wie die verschiedenen Räume eines Spukschlusses.«

»Und?« Ich war nicht in der Stimmung, über moderne Kunst zu diskutieren.

»Sie waren leidenschaftlich, fesselnd, originell und handwerklich erstklassig.«

»Kann ich sie mal sehen?«

»Tja, genau darum geht es - die Reihe wurde auseinander gerissen, die Bilder einzeln an private Sammler verkauft. Doch dann sah ich zwei davon in der Erasce Gallery, wo sie erneut veräußert wurden. Der Punkt ist, dass sie nicht ihm zugeschrieben wurden. Sie hatten die Signatur dieser Wott! Sieht aus, als hätte sie sie als ihre ausgegeben.«

»Fragt sich, was sie dafür bekommen hat«, überlegte ich laut.

»Die zwei, von denen ich rede, wurden für jeweils tausend Dollar verkauft.«

»Wussten Sie, dass sie ein Kind von ihm hat?«

»Primo hatte ein Kind?« Sie war ehrlich erstaunt. »Wow, hätte nie gedacht, dass er genug Spermien dafür hatte.«

»Also, wenn sie auf diese Art Geld von ihm gekriegt hat, dann hat sie es verdient.« Ich fühlte mich bemüßigt, Sue Wott zu verteidigen.

»Und ich weiß, dass sie momentan Probleme hat.«

»Haben wir die nicht alle?«, sinnierte Helga mitleidlos.

Ohne sich zu verabschieden, wies sie ihren Chauffeur an, weiterzufahren. Ich ging ins Alt.cafè. Gilda stand hinter der Theke mit einem pubertären Geschäftsführer, der ihr über die Schulter blickte. Ich war klug genug, einfach an ihr vorbeizugehen und zu warten, bis der Typ verschwunden war. Dann kehrte ich zur Theke zurück, wo sie mir Kaffee in einen alten Becher einschenkte und mir ein geruch- und farbloses Brownie rüberschob. Während ich fettarme Milch in den Becher goss, erzählte sie mir von ihrem neuesten Tanzprojekt mit irgendeiner Avantgarde-Truppe im Ontological Theater an der St. Mark's Church. Sie sprach von ihren aktuellen Problemen, als ich den abgeschlagenen Rand des Bechers nach einer unversehrten Stelle für meine Lippen absuchte. Sie war in Plauderstimmung, also blieb ich an

der Theke und profitierte von ihrer Spendierlaune, während sie sich auslüftete. Zum Glück kam bald darauf eine Busladung Deppen hereingequollen und belagerte sie mit ihren Bestellungen. Ich zog mich zurück, um mich an die Arbeit zu machen. Ich setzte mich, trank meinen Kaffee, zündete mir eine Zigarette an und begann das Manuskript zu lesen. Es spielte Ende der Sechziger und begann mit einem Priester, Pater Harry Stark, der in Rikers Island eine Predigt hält. Obwohl gerade erst vom Priesterseminar gekommen, ist der Mann so taff wie Pat O'Brien aus den guten alten Klerikal-Dramen.

»Dies hier ist die unterste Stufe«, sagt er zu den Gefängnisinsassen. »Hier werden wir durch Gott selbst geprüft. Genau das ist nämlich das Leben, Jungs, und wenn Gott euch einen harten Start gegeben hat, euch mit brutalen Eltern oder lausigen Lebensbedingungen ausgestattet hat, dann wird euer Lohn am Ende nur höher ausfallen.«

Bald wird dem Reverend eine riesige, abbröckelnde Kirche in einer armen innerstädtischen Gemeinde zugewiesen. Zunächst geht alles gut - Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen, Messen -, es wird allenfalls ein wenig langweilig. Die Beichten sind allerdings spannend. In einer Szene gesteht ein Casanova die Verführung verschiedener Frauen: Hausfrauen, Schülerinnen, Verkäuferinnen. Direkt danach kommt ein älterer Herr und beichtet einen banalen Akt - er ist einem hartnäckigen Bettler gegenüber ungeduldig geworden.

Im Laufe der Zeit verweben sich die Sünden, die Stark vergeben hat, in seinen Träumen zu einem quälenden Bilderbogen. Und bald verändern sich auch seine Tagträume. Immer öfter grübelt er über eine Reihe von Fragen nach, die seinen Glauben in den Grundfesten berühren: Kann man durch die Beichte tatsächlich von seinen Sünden losgesprochen werden oder nur sein Gewissen erleichtern? Ist es eine Sünde, sich geistig in die Sünden anderer zu versenken? Ist es ein Vergehen, sich am Elend anderer zu erfreuen?

Irgendwann stellt Stark fest, dass er über Bagatell-Diebstähle und kleine Grausamkeiten fantasiert. Zum ersten Mal im Leben verspürt er sexuelle Regungen. Diese Gedanken verursachen gewaltige Schuldgefühle. Bald macht er einen auf mittelalterlich, indem er sich durch Selbstverstümmelung bestraft: Er fügt sich mit Zigaretten Brandwunden zu und verletzt sich die Fingerkuppen mit kleinen Schnitten.

Am Ende entgleist dem Autor die Geschichte völlig: Stark zündet seine Kirche mit den Votiv-Kerzen an. Obwohl er dabei umkommt, hat er sich als guter Mensch erwiesen und steigt direkt in den Himmel auf.

Ich dankte Gilda für den Gratiskaffee und ging nach Hause, um mein Gutachten zu schreiben, solange die Geschichte noch frisch in meinem Kopf war. Während ich die Avenue A hinunterlief, kam ich zu dem Schluss, dass es eine Schande war. *Stark* war gar nicht so übel, aber das Ende war zu abrupt. Als ich die Tür zu meiner Wohnung öffnete, klingelte das Telefon.

Ich war schneller als die Maschine. Jeff fragte mich, ob ich arbeiten kommen könnte, weil Lionel sturzbetrunken bei Kinko's aufgekreuzt war.

»Unmöglich«, erwiderte ich. »Ich wusste gar nicht, dass du auch abends arbeitest.« Jeff leitete gewöhnlich die Tagschicht.

»Ich arbeite auch nicht. Ich wollte Scotty nur helfen, jemanden zu finden.« Scotty war der Manager der Nachtschicht.

»Ist Zoe da?«

»Ja, aber spricht nicht so lange. Ich muss unbedingt noch jemanden finden.« Einen Moment später nahm Zoe den Hörer.

»Hi«, sagte sie zurückhaltend.

»Hi«, erwiderte ich. »Tut mir Leid wegen gestern.«

»Schon okay.«

»Na ja, du wolltest mir ja nur einen Gefallen tun.«

»Ich denke, du hast bloß versucht, auf mich aufzupassen«, gab sie zurück.

»Stimmt«, sagte ich. »Aber vermutlich hätte ich mich dabei nicht so dämlich anstellen sollen, was?«

Sie sagte irgendwas über die schwierige Sternenkongstellatlon, in der wir uns befanden, da wir beide Waage waren las mit wachsender Begeisterung die Horoskope in der *New York DePress* und gab ihr Wissen anschließend an mich weiter.

»Du willst also nicht mit uns und Jeffs Mitbewohner ausgehen?«

»Nett von dir, aber der Gedanke, mit einem Typen auszugehen, der Psycho heißt -«

»Nicht Psycho! Sako«, korrigierte sie mich. »Er ist Japaner.«

»Ohhh!« Das änderte ja praktisch alles!

»Er ist wirklich nett, ich schwor's dir.«

»Wie sieht er aus?«

»Kennst du den Schauspieler Jackie Chan?«

»Ja.« Ich hatte schon mal was von ihm gehört.

»Eine jüngere Ausgabe von Jackie Chan, nur ohne Karate.« Asiatisch-amerikanische Schauspieler, die man zum Vergleich heranziehen konnte, waren dünn gesät.

»Ich bin noch in Trauer, im Augenblick lieber nicht.« Ich hielt inne und setzte, um sie nicht zu enttäuschen, hinzu: »Später, okay?«

Wir plauderten noch über dies und das und sie versicherte mir, wie sehr sie in Jeff verliebt sei. Aber natürlich musste sie das sagen, da er gerade in ihrer Nähe war.

»Und er erscheint dir nicht ein wenig... distanziert?«, fragte ich vorsichtig.

»Doch«, antwortete sie sofort. »Aber das sind sie doch alle.«

Etwas leiser sagte sie, dass sie das Thema jetzt nicht so vertiefen könne. Aber selbst wenn sie es gekonnt hätte - ich wusste, dass sie ihn trotz allem irgendwie glimpflich davonkommen lassen würde. Frauen finden immer Rechtfertigungen für ihre ungenügenden Partner. Ich hörte, wie Jeff ihr sagte, dass sie auflegen solle, weil er einen Ersatz finden müsse. Gespräch beendet.

Ich setzte mich an den Computer und hämmerte ein Gutachten ein. Nachdem ich es noch mal durchgelesen und auf Rechtschreibfehler überprüft hatte, druckte ich es aus und rief Tattoo Man an. Während ich dem Tuten lauschte, sah ich Primos Porno auf einer Kiste in der Ecke liegen.

Das Band des Tätowierten sprang an. Ich sagte ihm, dass ich das Gutachten für das zweite Buch fertig hätte und es gerne loswerden wollte. Ich schloss mit meinem Euphemismus für ein Treffen auf der Hundewiese: »Numb muss sich erleichtern.«

13. Kapitel

Während ich vor dem Fernseher saß, blätterte ich durch die steifen, vergilbten Seiten von *Es kommt immer anders* von »Primo Teev«, auf denen es von Rechtschreib- und Syntaxfehlern sowie platten Klischees nur so wimmelte. Ich konnte kaum fassen, dass sich die Story über Hunderte von Seiten hinzog. Ich selbst hatte inzwischen ja sogar schon Schwierigkeiten, eine Einkaufsliste zu entwerfen.

Die schiefen Schreibmaschinentypen wirkten wie tief ins Papier eingenagelt. Wahrscheinlich hatte Primo die Geschichte wie wahnsinnig im Heroinrausch runtergeprügelt. Wahrscheinlich hatte es sich mal wieder um einen seiner nächtlichen Pläne zum schnellen Reichtum gehandelt. Mir fiel wieder ein, dass Primo mir einmal von einem alten Freund erzählt hatte, der in einer Art Pornoschreibfabrik gearbeitet hatte, die von einem Kerl geleitet wurde, der wiederum später von Sammy »the Bull« Gravano umgelegt worden war. Primo hatte beschrieben, wie junge Leute, gerade frisch von der Uni und begierig, etwas selbst Geschriebenes gedruckt zu sehen (wenn auch nur unter einem Pseudonym), diesen Mist vor Aktenschränken

stehend eintippten, weil sie weder Tische noch Stühle zum Arbeiten hatten.

Aber so war Primos Werk bestimmt nicht entstanden. Ich konnte beinahe durch diese sperma-verklebten Seiten sehen und mir einen zwanzig Jahre jüngeren Primo vorstellen, wie er nackt, schwitzend und bebend vor einer uralten Underwood, die er sich von Sperrmüll geholt hatte, saß und konsequent mit zwei Fingern auf die Tasten einhämmerte. Sowohl dem Farbband wie auch seinem Leben hätte ein Wechsel nicht geschadet.

Pornoromane sind nicht anders als Schmonzetten, Krimis oder jeder andere Genre-Roman. Sie haben gewöhnlich ein festes Stammpersonal: die Jungfrau, der Verführer, der Schurke, der Held. Wo andere Erzählungen ihre Morde oder romantischen Begegnungen haben, erfüllen sie ihre Quote an Sexszenen. Es war nicht schwer zu erkennen, warum Primo das Werk niemals hatte verkaufen können. Der Roman war nicht nur dämlich und voller Fehler, sondern besaß zudem auch nur vier lahme Sexszenen.

Das Telefon klingelte. Ich nahm ab und hörte heftiges Atmen. Ich wusste, dass es sich nicht um einen obszönen Anruf handelte, wollte dem Anrufer aber den Spaß gönnen. »Mary.« »Joey?«

»Ja. Tut mir Leid, ich bin die Treppe raufgelaufen. Hör mal, ich habe eben einen ganz lieben alten Burschen getroffen, der einen Hund sucht.« Er hatte sich wohl daran erinnert, wie ich gezetert hatte, weil ich plötzlich auf einem Haustier saß.

»Darüber sollte ich mich jetzt wohl freuen. Schließlich kann ich mir Numb nicht leisten und verbringe nie genug Zeit mit ihm. Ich habe ein total schlechtes Gewissen.« »Wo liegt dann das Problem?« »Ich habe eine Beziehung zu ihm aufgebaut.« »Dann bau sie wieder ab.«

»Vielleicht ist das typisch weiblich, aber wenn man einmal eine Beziehung zu jemandem aufgebaut hat, dann kann man da nicht so einfach raus.« Es klopfte in der Leitung. Ich entschuldigte mich und schaltete um zum Tattoo Man. Ich bat ihn, einen Moment zu warten, und wechselte wieder zu Joey. Ich hörte ihn etwas flüstern, als ob sich unwillkürlich ein Gedanke den Weg an die Oberfläche gebahnt hätte: »Aber ich baue keine Beziehungen auf.« Ob er an seine Frau und seine Tochter dachte?

»Joe«, sagte ich laut, damit er wusste, dass ich wieder bei ihm war.

»Oh. Ich muss jetzt auflegen.« Er hörte sich peinlich berührt an.

»Wie du weißt, spielt meine Band in ein paar Wochen. Wenn du kommen und zuhören magst, bist du herzlich eingeladen.«

»Wirst du Primos Asche eigentlich noch verstreuen oder hast du dazu auch eine Beziehung aufgebaut?«, fragte er ein wenig ungeduldig. Ich konnte nur staunen, wie viele Aspekte meines Lebens er in seinem Kopf gespeichert hatte.

»Ich will einfach nur genügend Zeit verstreichen lassen, sodass man mich anrufen kann, falls es sich doch nicht um ihn handelt.«

»Hör zu«, sagte er etwas ruhiger. »Ich werde ein paar Wochen lang weg sein, ich fahre in den Westen. Ich rufe dich an, wenn ich zurück bin.«

»Wohin willst du denn?«

»Nach Kalifornien. Vegas. Die Ecke. Geschäfte.«

»Lass uns essen gehen, wenn du zurückkommst. Dann kannst du mir das Geschenk geben.«

»Was für ein Geschenk?«

»Das, was du mir auf deiner Reise als Mitbringsel kaufst.« Das war meine Art, auf Wiedersehen zu sagen. Ich schaltete wieder auf die andere Leitung und verabredete mich mit Howard am üblichen Platz. Ich nahm den Hund und das Manuskript und besorgte mir auf dem Weg einen Kaffee.

Als ich den inneren Kreis der Hunde-Hölle betrat, sah ich ihn mit Fedora »Hol's-Stöckchen« spielen.

»Du bist ja wirklich schnell mit den Manuskripten durch«, sagte er, während er durch *Stark* blätterte.

»Die Dinger sind eine tolle Therapie für mich«, vertraute ich ihm an.

»Wenn ich sehe, wie schlecht alle anderen schreiben, tut das meinem Selbstbewusstsein enorm gut.«

»Das sagt am Anfang jeder. Aber wenn du deine ersten zehn Manuskripte hinter dir hast und feststellst, dass dein Stil immer noch scheiße ist, dann überwindest du das schnell.« Es hörte sich an, als ob er aus persönlicher Erfahrung sprach. Ich gab ihm das Gutachten. Er

reichte mir zwei Zwanziger und einen Zehner. Dann öffnete er den Umschlag und sah sich meine Bewertung an.

»Hast du noch mehr Manuskripte?«

»Zum Glück nicht. Wir sind durch.«

»Durch? Ich dachte, Verleger suchen immer nach neuen Werken.«

»Tja, hier geht es aber um einen Literaturwettbewerb.«

»Einen Wettbewerb!«

»Ja. Die DLP-Organisation hatte etwas Geld übrig, um einen Wettbewerb auszurichten. Sie haben im ganzen Land über Zeitschriften und Schreibkurse Werbung gemacht und etwa fünfzig Manuskripte bekommen.«

»Aus welcher Kategorie?«

»Es gibt keine Beschränkung. Es muss sich nur um den Erstling eines Autors handeln und eine gewisse Länge haben - um die fünfzigtausend Wörter. Abgesehen davon, dass das eigene Werk dann verlegt wird, bekommt der Autor einen Preis, der mit fünftausend Dollar dotiert ist.«

»Heilige Scheiße.« Das würde reichen, um sowohl mein Konto auszugleichen als auch das Studiendarlehen abzutragen. Nichts ist so blöd, wie pleite zu sein.

»Ich habe mich in diese Gutachten-Sache reinziehen lassen, weil ich dringend Geld brauchte«, erklärte er. »Jetzt ist es vorbei und ich bin wieder saniert. Und weißt du, du hattest noch Glück - die beiden Manuskripte, die du gelesen hast, gehörten noch zu den besseren.«

»Eins davon wird den Wettbewerb also gewinnen?« »Na ja, es gab noch andere, aber die sind qualitativ etwa gleich.« »Mal angenommen, ich wollte an dem Wettbewerb teilnehmen«, hörte ich mich sagen.

»Zu spät«, erwiderte er. »Deadline war schon vor einem Monat.«

»Gibt es denn keine Möglichkeit, das Manuskript noch irgendwie einzuschleusen?«

»Hast du es denn schon?«, fragte er.

»Ich kann es in ein paar Tagen fertig haben«, antwortete ich hastig. Mir fehlte nur noch eine einzige Story.

»Nur damit ich das richtig verstehe: Du willst in den nächsten drei Tagen einen Roman von fünfzigtausend Wörtern schreiben?«

»Natürlich nicht. Es ist eine Sammlung von Kurzgeschichten, die ich schon geschrieben habe.«

»Ich muss diese beiden hier morgen vor fünf Uhr nachmittags einreichen. Gib es mir bis dahin und ich sage, dass es zwischendurch verloren gegangen war.«

»Morgen?!«

»He, du bist bereits vier Wochen über Termin!«

»Scheiße.« Als ich darüber nachdachte, kam mir wieder ein Interview aus der *Paris Review* in den Sinn, in dem Georges Simenon, der französische Krimiautor, der über vierhundert Bücher herausgebracht hat, erzählte, er habe seinen schnellsten Reißer in sechsundzwanzig Stunden in die Maschine gehämmert. Ich hatte sogar etwas mehr Zeit als das und nur noch eine einzige Story zu schreiben - die Kinko's-Folge. Es klang so aufregend unmöglich, dass ich ihm versicherte, ich würde das Manuskript bis morgen fertig haben.

Als ich dann nach Hause düste, fiel mir wieder ein, dass ich heute eine Probe hatte. Und zu allem Übel sollte morgen auch noch unser großer Auftritt in der Mercury Lounge sein!

Ich zündete mir eine Zigarette an, schaltete den Fernseher ein und spielte zum ersten Mal mit Numb. Zu Hause gab es einfach zu viele Dinge, die mich ablenkten. Schließlich zog ich mir was an, schnappte Stift und Block und rannte hinaus. Das Alt.cafe war zu grungig, das Starbucks zu voll, das Limbo zu cool, das Cobalt Colt gerade richtig. Doch als ich durch die Tür in den Laden trat, hörte ich eine Frauenstimme sagen: »Oh, scheiße, sieh mal einer an, wer da hereingeschneit kommt.«

Ich musste nicht hinsehen, um zu wissen, dass es Zoe war, die mit ihrer Espressotasse in der Hand dasaß. Sie rauchte, was kein gutes Zeichen war. Als Reaktion auf das Blinken meines Rauch-Melders erklärte sie: »Eine medizinische Notwendigkeit.«

Ohne ein Wort stieß sie den Stuhl ihr gegenüber vom Tisch ab. Ich setzte mich. »Du darfst hier nicht rauchen.«

»Das gehört zu meiner Diät.«

Da ich selbst ein heimlicher Gelegenheitsraucher war, verkniff ich mir die Bemerkung, dass man das Gewicht anschließend sofort wieder drauf bekommt - plus die freundliche Dreingabe von einer Portion Krebs.

»Was macht die große Liebe?«, wollte ich wissen.

»Macht sich immer noch.« Sie lächelte ohne Begeisterung. Offenbar waren die Flitterwochen vorbei.

»Wie geht's Hundie?«, konterte sie.

»Er hat mich wegen einer läufigen Hündin verlassen.«

Wir redeten noch eine Weile, bis sie ihre Tasse ausgetrunken hatte, dann erhoben wir uns und verließen den Laden. Erst als wir draußen standen, fiel mir wieder ein, dass ich hergekommen war, um eine Kurzgeschichte zu schreiben. Doch außer dass sie bei Kinko's spielen sollte, hatte ich keinen blassen Schimmer, worum es gehen würde, sodass ich für jeden Aufschub dankbar war.

Wir plauderten uns die Houston hinauf und bis zu Kinko's hinüber, das unser gemeinsamer Nenner und wunder Punkt war. Sie spähte hinein, um zu sehen, ob Jeff da war, und ich winkte Scott, dem Hyper-Kopierer. Er kam zwischen zwei Kunden zu uns geschnellt.

»Alles fit?« Er hielt hartnäckig an Ural t-Sprüchen fest.

»Gut, und wie geht's dir, Scott?«

»Auch gut«, sagte er lieb und schob die Hände in die Hosentaschen.

Ich tat es ihm nach und fand Kaugummi. Als ich ihm einen Streifen anbot, erwiderte er: »Lieber nicht.«

Dies erinnerte mich an die Melville-Kurzgeschichte »Bartleby, der Schreiber«. Bevor es Kohlepapier und Kopierer gab, wurden Dokumente und Texte von Hand abgeschrieben. Die Geschichte, die ich assoziiert hatte, spielt in einem Wall-Street-Büro um 1850. Bartleby ist ein stiller, hart arbeitender Schreiber. Als er eines Tages einen Text abschreiben soll, antwortet er: »Lieber nicht.«

Für Bartleby ist dies ein passiver Akt der Rebellion - er ist ein Mensch, keine Maschine. Sein Chef versucht ihn zu verstehen, schafft es aber nicht. Als Bartleby gefeuert wird und das Büro verlassen soll, wiederholt er: »Lieber nicht.«

Schließlich wird er verhaftet und kommt ins Gefängnis. In der Schlusszene findet sein Chef ihn tot auf dem Gefängnishof und sagt zum Wärter: »Er schläft mit Kaisern und Königen.«

Meine Geschichte würde in der heutigen Zeit bei Kinko's spielen; sie sollte als Hommage an Melville angelegt und an Scottys Person angelehnt werden - Scotty, der menschliche Kopierer, der arbeiten will. Er wird eifersüchtig auf die Automaten und sabotiert sie.

»Was ist denn jetzt los?«, fragte er. Ich hatte unwillkürlich gelächelt.

»Darf ich dich küssen?«, fragte ich, entzückt über seinen Automatismus.

»Klar«, erwiderte er verdattert. Ich packte ihn und drückte ihm einen dicken Schmatzer auf.

»Tja, also«, bemerkte er, während ihm das Blut in den Kopf stieg. Wahrscheinlich glaubte er nun, dass seine abgedroschenen Phrasen bei mir wie Liebesgedichte angekommen wären. Mit frischem Selbstbewusstsein düste er zurück zur Theke, um die Kunden zu bedienen.

Eine Truppe dürrer Ischen, die ihre Tanzkärtchen kopiert haben wollten, schien Zoe' zu stören. Ich schätze, ihre Figuren verleiteten sie dazu, mich zu fragen: »Hast du Lust, Sport zu treiben?«

»Warum nicht?«, erwiderte ich, entzückt darüber, dass ich nun wusste, was ich schreiben wollte. Wir vereinbarten, nach Hause zu gehen und uns in unsere Sportsachen zu zwängen; dann wollte sie mich abholen. Numb betrachtete mich kritisch, während ich mir meinen Sport-BH, ein T-Shirt und Leggings anzog und auf Zoe wartete. Nach unserem letzten Neujahrs-Kater hatten wir uns beide kurz entschlossen in einem Fitnessstudio angemeldet, aber das war Monate her und bisher war meines Wissens keiner von uns gegangen.

»Ich habe eine Gäste-Karte, also lass uns in meines gehen«, meinte Zoe', was mir recht war. Ich war froh, erst in einem anderen Fitness-Club ein bisschen in Form zu kommen, bevor ich in meinen ging.

Die Trenchcoats über unserem Sport-Outfit und mit Sonnenbrillen getarnt, gingen wir die paar Blocks zum Studio. Als wir ankamen, checkte der Typ am Empfang Zoes Karte, wobei sich herausstellte, dass sie nur noch eine Woche von ihrer Drei-Monats-Mitgliedschaft

übrig hatte. Ein muskulöser Student mit Polohemd und Pferdeschwanz und einem Clipboard im Arm trabte herbei und versuchte, uns müde Stuten zu einem Fitnessprogramm einzufangen, aber wir flohen in die Damen-Umkleide und hängten unsere Mäntel auf. Selbstbewusst betraten wir den großen, offenen Raum, wo Frauen und Männer auf schwarzen, rechteckigen Matten ihre gummiartigen, glänzenden Körper streckten. Zoe lächelte, nahm sich eine Matte und vollführte etwas wie einen Sit-up. Ich tat es ihr kraftlos nach. Nachdem wir jeder etwa zehn Rumpfbeugen gemacht hatten, ließen wir uns ächzend auf den Rücken fallen.

»Lass uns unsere fetten Ärsche in eine dieser Tretmühlen oben raufhieven, bevor wir hier unten einen Herzanfall kriegen«, schnaufte Zoe. Sie hatte Recht. Es würde weniger peinlich sein, da oben zu krepieren.

Müde kämpften wir uns die Treppe hinauf. Obwohl sich dort oben kein Manstrument zum Besteigen befand, hatten wir das Glück, zwei nebeneinander liegende Laufbänder zu finden, die vor dem an der Decke befestigten TV-Gerät positioniert waren. Keine von uns hatte daran gedacht, Kopfhörer mitzubringen, sodass wir uns die Musikvideos nur ansehen konnten. Anfangs noch zuversichtlich, gaben wir beide sechs Meilen pro Stunde als Laufgeschwindigkeit ein. Nach ein paar optimistischen Minuten wäre ich beinahe ausgerutscht und fürchtete in einem Anfall von Panik, von diesem verdammten Gerät zu Tode geschleift zu werden. Auch Zoe war erle-

digt. Die Geschwindigkeit verringerte sich wundersamerweise auf vier Meilen pro Stunde und wir klammerten uns mit aller Macht an die Haltestangen, während wir uns mühten, bei dem uns von der Maschine aufgezwungenen Marschtempo mitzuhalten.

»Was machst du nachher noch?«, fragte Zoe keuchend.

»Nichts«, schnaufte ich tropfend zurück. Nach zehn Minuten sprang Zoe von ihrem Foltergerät. Ich hämmerte auf den Pause-Knopf ein und Eureka! - wir waren schlank!

Wir kehrten in die Umkleide zurück und zogen uns die alten Mäntel über. Obwohl wir verschwitzt waren, wollten wir beide lieber zu Hause duschen.

»Oh«, sagte Zoe plötzlich aufgeregt. »Wir treffen uns heute Abend vor der Party mit Sako. Du musst kommen.«

»Ich muss heute Abend schreiben.«

»Nur für eine halbe Stunde - zum Kennenlernen, damit er dich anrufen kann. Ich sag dir, du wirst total glücklich sein, dass ich euch zusammengeführt habe.«

»Ich will dich ja nicht beleidigen, aber wenn er so ähnlich wie Jeff ist -«

»Ich weiß, dass du Jeff nicht magst. Er ist das genaue Gegenteil von Jeff. Du wirst ihn lieben!«

Ich wiederholte, dass der heutige Abend außer Frage stand, weil ich unbedingt schreiben musste. Dass ich noch eine Bandprobe hatte, konnte ich ihr ja nicht sagen.

»Komm schon, essen musst du doch sowieso. Es wird dich schon nicht umbringen.«

»Ich würde vermutlich ziemlich angespannt wirken.«

»Umso besser. Männer lieben Zicken. Und dieser Typ steht sowieso auf dich. Falls er dir auch gefällt, kannst du's ja wenigstens mal versuchen.«

Vermutlich war es ein unterbewusster Eigensabotageversuch für mein literarisches Vorhaben, dass ich einwilligte, mich zu einem schnellen Essen mit ihnen zu treffen - um zehn beim Yuppie-Italiener an der Ecke Fourth und Second. Essen und tschüss, wiederholte ich. Sie versicherte mir, dass das in Ordnung ginge.

Es war sieben, als ich wieder nach Hause kam. Jemand hatte angerufen, aber wieder aufgelegt, zwei Leute hatten Nachrichten auf Band hinterlassen. Die erste war von Helga Elfmann, die mir berichtete, dass Sue Wott für Primos Gemälde um die dreitausend Dollar bekommen hätte.

»Mit Bildern, die nur ein weißer Mann gemalt haben kann, der trotzdem leer ausgegangen ist«, sagte sie unwirsch. »Als asiatische Frau bekommt man natürlich einen Haufen Scheine dafür - so ist das in unserer heutigen Kunst weit!«

Numb machte wilde Sprünge und warf mir seine üblichen fisch-
äugigen Blicke zu, die besagten, dass er mir auf die Schuhe pinkeln

würde, wenn ich ihn nicht verdammt noch mal sofort ausführen und leer laufen lassen würde. Also verzichtete ich auf die Dusche und das Nickerchen, dass ich so dringend nötig gehabt hätte, leinte ihn an und gönnte ihm seine zehn Minuten im Gefängnishof.

Bevor das Leben mir einen Hund aufgedrückt hatte, war ich total genervt gewesen, wann immer ich eine Zeitung entdeckte, mit der jemand die stinkenden Abfälle seines Köters aufgesammelt hatte. Nun war ich diejenige, die nach einem Tageblatt Ausschau hielt, mit dem ich den Ausdruck von Numbs Dankbarkeit wieder auflesen konnte, wenn ich mit ihm unterwegs war. Nachdem er sich entleert hatte, führte ich ihn wieder hinauf in seine Zelle. Es war Zeit für die Probe. Ich schnappte mir den Bass und verließ die Wohnung. Auf dem Weg sah ich die verschiedenen halb abgerissenen oder mit Kaugummi verklebten Zettel an Gebäuden, Laternenpfählen und Straßenschildern, die die Auftritte von East-Village-Bands ankündigten. Bizarre kleine Wortspiele, die einen im Bestfall zum Grinsen brachten - Zodiac Love Group, New Wet Kojak, Napoleon Blown Apart und Mobile Homos, um nur einige zu nennen.

»Zu früh«, bemerkte Sue Wott ungläubig, als sie mich sah. »Du musst ja wegen des Auftritts morgen echtes Lampenfieber haben.«

»Eigentlich hatte ich schon gar nicht mehr daran gedacht, aber danke, dass du mich daran erinnert hast. Ich hatte sowieso etwas gesucht, über das ich mir Sorgen machen kann.« Als wir zusammen hinaufgingen, versicherte ich ihr, dass mein frühes Auftauchen auf einen unglücklichen Zufall zurückzuführen sei.

»Hoffentlich kommt Norma bald«, sagte sie. »Ich hole sie normalerweise ab. Sie ist echt schlecht im Einhalten von Verabredungen.«

Als wir endlich in das Studio gelassen wurden, machten wir ein bisschen Smalltalk, während Sue die noch halb vollen Pappbecher und -teller und die Pizzareste einsammelte, die sich im Laufe des Probenabends angesammelt hatten.

»Und wie alt ist dein Sohn?«, begann ich.

»Fünf«, erwiderte sie. Das überraschte mich; ich war der Ansicht gewesen, dass sie zu dem Zeitpunkt schon nicht mehr mit Primo zusammen gewesen war.

»Ich sehe keinen Ehering«, sagte ich in der Hoffnung, nicht zu sehr wie meine Mutter zu klingen.

»Willst du mich heiraten?«, fuhr sie mich an. Die Frau war wie eine Landmine, was private Fragen anging.

»Ich habe mich nur gefragt, ob du allein erziehend bist.«

»Ich bin schlecht erziehend«, erwiderte sie humorlos. »Ich habe eine extrem gestörte Mitbewohnerin, Jane, die - trotz der Tatsache, dass es sich um ihre Wohnung handelt - ihren Teil der Miete mit Babysitting abbezahlt.«

»Das klingt doch gar nicht übel.«

»Nein, nicht wahr? Nur hat sich gerade rausgestellt, dass sie das Geld der letzten fünf Monate verprasst hat, statt es dem Vermieter zu geben - Überraschung!«

»Und was bedeutet das?«

»Willst du die ganze ärgerliche Geschichte hören?«

»Du kannst auch gerne gleich zum Endergebnis kommen, wenn es schon eins gibt.«

»Das Ergebnis: Jane und ich müssen uns in ein paar Tagen vor Gericht verantworten. Und wenn der Vermieter gewinnt, sind wir vermutlich obdachlos.«

»Also ist Primo nicht der Vater deines Sohnes?«, fragte ich, willens, den ganzen Porzellanladen niederzutrampeeln.

»Du willst auch alles genau wissen, was?«, fragte sie mit einem Lächeln. »Doch, er ist der Vater, aber das hat mich nie gekümmert.«

»Und warum nicht?« Das war etwas, das mich wirklich brennend interessierte.

»Diese Idioten wollten mich nicht reinlassen.« Marilyn betrat unsere Schreckenskammer und zerbrach damit die fragile Vertraulichkeit, die zwischen Sue und mir bestanden hatte. Als die beiden zu plaudern begannen, schlüpfte ich hinaus und ging zu den Toiletten.

Norma kam etwas zu spät, was für sie sehr früh war, und wir fingen an. Wir hatten uns angewöhnt, bei jeder Probe etwa ein halbes Dutzend Stücke immer wieder durchzugehen. Alle Songs hatten in etwa denselben Riff, einen vage übereinstimmenden Beat und eine

ansatzweise ähnliche Melodie. Norma, die etwas fiebrig wirkte, war immer entweder zu schnell oder zu lahm.

»Meine Nerven sind heute Abend nicht die besten«, sagte sie jedes Mal, wenn sie die Sticks fallen ließ. Wie zuvor nutzte sie die Gelegenheit, um die Flügelschrauben an ihren Trommeln anzuziehen, als sei das irgendwie der Grund für ihre Patzer.

Während wir den letzten Song in unserem Probenprogramm spielten, »Fuck You« - das dritte von Sue geschriebene Lied, das das Wort »Fuck« im Titel hatte -, riss Marilyn eine Gitarrensaite und da sie für jede einen Ersatz dabei hatte, nur für diese nicht, machten wir eine Viertelstunde früher als geplant Schluss. Sue winkte uns heran, um mit uns über den morgigen Auftritt zu reden.

»Wir alle haben schon vor Publikum gespielt«, erklärte Sue mir. »Ich weiß, dass es dein erster Auftritt ist, aber alles wird gut gehen.«

»Ich bin froh, dass du mir so vertraust«, erwiderte ich, aber vielleicht nicht sarkastisch genug.

»Das tut sie aus guten Gründen«, mischte Marilyn sich ein. »Du bist schließlich eine erfolgreiche Person.«

»Eine erfolgreiche Person?« Das war die schlimmste Bezeichnung, die man mir in den letzten Stunden an den Kopf geworfen hatte.

»Klar. Du hast keine einzige Probe geschwänzt. Und du bist nicht krank im Kopf«, sagte sie ernsthaft.

»Du hast dir kein Kind aufhalsen lassen, das du dir nicht leisten kannst«, fügte Sue hinzu.

»Du trinkst nicht, nimmst keine Drogen und hast auch keinen Kerl, der dich wie ein Stück Scheiße behandelt«, gab Norma ihren Senf zu diesem schwer verdaulichen Hot Dog dazu.

»Heutzutage heißt das, dass aus dir noch etwas werden kann«, folgerte Marilyn.

Das Zeitalter niedriger Erwartungen hatte so seine Vorteile. Heutzutage waren die Ansprüche so weit gesunken, dass ich sogar dabei versagte, ein Versager zu sein. Schweigend packte ich meine Sachen zusammen. Mir war nichts geblieben. Sie hatten mir sogar mein Selbstmitleid genommen.

14. Kapitel

Als Norma und ich die Avenue A hinaufwanderten, erzählte ich ihr, dass mir die Buchstabenbezeichnung der Straßen immer wie provisorisch vorkäme. Als wären den Stadtplanern die Namen von Staatsmännern und Seefahrern ausgegangen.

»Früher habe ich mir vorgestellt, dass man den Straßen diese Bezeichnung gegeben hat, damit die Immigranten das Alphabet lernen konnten.« Die Genese solcher Dinge lag im Dunkeln; wir akzeptierten einfach, was da war, und arbeiteten damit.

Als ich endlich zu Hause war, hatte ich Hunger wie ein Wolf. Es war Viertel nach zehn und mir fiel wieder ein, dass Zoe mit ihrem trapezförmigen Freund nur einen Block weiter zu Abend aß. Bei ihnen sollte dieser Psycho-Typ sein, der sich heimlich in mich verguckt hatte. Obwohl ich meine Kinko-Story schreiben musste, beschloss ich zu gehen - zumindest gab es ein Essen umsonst. Ich bürstete mir die Stadt aus den Haaren und wusch sie mir vom Gesicht, zog Klamotten an, die gute Laune ausstrahlten, und lief hinaus.

Die drei flackerten im Kerzenlicht an einem Ecktisch. Als ich mich näherte, schwallte Jeff gerade auf die anderen ein - alles wie immer also.

Zoe lauschte ihm mit einem bewundernden Lächeln und dieser kleine süße japanische Mann gab sich alle Mühe, nicht tödlich gelangweilt auszusehen - ein Detail, das mich sofort für ihn einnahm.

»Sako, das ist Mary. Mary - Sako«, sagte Zoe, ihren sprudelnden Witz zu mädchenhafter Bravheit geplättet. Ich nahm seine Hand, und als hätte ich an einer Kette gezogen, erhellte sich seine Miene schlagartig. Er sah anbetungswürdig aus - so fein und beherrscht -, aber ich konnte mir nicht vorstellen, jemals mit ihm zu schlafen.

»Sie dachte, dass du Psycho heißt«, spottete Jeff.

»Wie der Hitchcock-Film«, bemerkte Sako und lachte.

»Sako klingt interessant«, sagte ich in dem Versuch, Jeffs Existenz zu ignorieren.

»Er bedeutet William«, erwiderte Sako ruhig.

»William?«, wiederholte ich. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie man aus einem östlichen Namen einen westlichen machen konnte. Er nickte.

Als der große ägyptische Kellner mir endlich eine Karte brachte, wussten die anderen schon genau, was sie wollten. Während sie bestellten, überflog ich die verschiedenen Gerichte und blieb schließlich an Auberginen mit Parmesan hängen, die ich ohne Käse und Öl bestellte. Ich wollte eigentlich auch die Auberginen nicht, aber nach Fleisch war mir noch weniger.

»Wisst ihr, dass unter diesem Laden hier ein Schwulen-Porno-kino ist?«, verkündete Jeff. Ich hatte wenig Zweifel, dass er schon öfter seine Freizeit dort verbracht hatte.

»Sako macht gerade seinen Abschluss in Filmwissenschaften«, sagte Zoe in dem Versuch, die Konversation auf ein normales Niveau zu heben.

»An der NYU?« Ich lächelte ihn an.

»Ja.« Er lächelte zurück. »Ich habe gerade mein Thema eingereicht.«

»Und worum geht es?«

»Amerikanische Teenie-Filme der Achtziger.«

»Wie von John Hughes?« Ich konnte mir das spöttische Grinsen nicht verkneifen.

»Du kennst die Arbeit von Mr. Hughes?« Er schien wahrhaftig erstaunt über meinen Bildungsgrad. Ich lächelte unverbindlich.

»Du solltest eine Doku über das Müllrausbringen machen«, witzelte Jeff mit schriller Stimme und erinnerte mich dabei an einen Delphin, der kurz auf seiner Schwanzflosse balanciert, bevor er sich wieder ins Wasser zurückfallen lässt.

»Du magst sein Werk also?«, fragte ich, wobei ich mir Mühe gab, nicht total bescheuert zu klingen.

»Oder weißt du, was du noch machen könntest?«, warf Jeff ein, der sich seltsamerweise total komisch fand. »Einen Film über Füße.«

»Jeff, Schatz«, meinte Zoe mit einem taktvollen Lächeln anstatt zu sagen: Halt doch endlich dein blödes Maul!

Bald nachdem alle die erste Karaffe Wein getrunken und die zweite bestellt hatten, kam der Korb mit Brot; leicht erwärmte Brötchen von gestern und ein kleines Saucen-Schälchen mit mittelschwerem Motoröl. Sako rührte nichts davon an, sondern blieb beim Wein, ich nagte wie eine Maus an einer Brötchenkante und Zoe und Jeff verschlangen den Rest. Während das Essen seinen Lauf nahm, entwickelte sich die Unterhaltung zu einem albernen Mix aus Jeffs bedeutungsvollen Aussagen, die meistens geradezu widerwärtig waren, Zoes Bemühungen, ihm auf höfliche Art und Weise das Maul zu stopfen, und Sakos und meinen Versuchen, unser Gespräch um die beiden anderen herumzunavigieren.

Mit jedem Wort, das er sagte, mit jeder unaufdringlichen Geste, jedem zurückgenommenen Mienenspiel gefiel mir Sako besser. Er war ein stolzer, kleiner Mann und dieser Kontrast machte mich an. Trotz seiner asiatisch gekünstelten Schmeicheleien zeigte er eine Liebe zu allem Amerikanischen, die mich aufmunterte. Nachdem wir zu den überteuerten Desserts übergegangen waren, fragte Sako mich: »Und du bist also eine Romanautorin?«, was mich wieder daran erinnerte, dass ich viel zu spät zu meiner Verabredung mit meinem Textverarbeitungssystem kommen würde.

»Eigentlich ist sie ja eine Angestellte bei Kinko's, aber wer will schon so kleinlich sein?«, sagte Jeff.

»Fick dich doch ins Knie«, sagte ich. Ich musste jetzt zu schrei

ben anfangen und er hatte mir eine wunderbare Gelegenheit gegeben, die Beleidigte zu spielen. Ich stieß mich so heftig vom Tisch ab, dass der Stuhl wirkungsvoll umfiel, und stürmte hinaus. Ich war bereits über die Second Avenue gelaufen, als ich hinter mir ein schwaches Maunzen hörte: »Mary, Mary!«

Ich wandte mich um und sah Sako nahen.

»Tut mir Leid, dass er so ein Idiot ist«, brachte er keuchend hervor. Er meinte natürlich Jeff.

»Ich sollte mich längst dran gewöhnt haben«, erwiderte ich, während wir um eine Baustelle herumgingen.

»Was wird denn hier gebaut?« Er blickte hinauf zu dem halb fertigen Gebäude auf der Südseite der Fourth zwischen der First und Second Avenue.

»Hier entstehen neue Einzimmerwohnungen, die diese Gegend völlig verwandeln werden«, gab ich zurück und beschloss, das Wissen, das ich von Primo hatte, mit Sako zu teilen. »Hier stand einmal das Andersen Theater. Es war eines der viele jiddischen Theater, die sich um die Jahrhundertwende auf der Second Avenue angesiedelt haben. In den Sechzigern machte man einen Rock-Palast draus.«

Das weckte sein Interesse. »Rock?«

»Ja. Hier hat Janis Joplin ihren ersten Auftritt in New York gehabt.«

»Genau hier!«, sagte er staunend.

»Ja.«

Ehrfurchtsvoll verharnte er einen Moment. Dann gingen wir weiter und als wir an der Sushi Garage vorbeikamen, fragte er: »Hast du Lust auf einen Sake?«

»Ich kann Sake nicht ausstehen.« Außerdem verband ich den Laden immer noch mit Alphonso.

»Ich auch nicht«, gestand er mit einem schiefen Grinsen.

»Hör mal, ich habe heute Abend wirklich keine Zeit. Ich muss bis morgen eine Kurzgeschichtensammlung abgeben.«

»Können wir nicht noch ein winziges bisschen Zeit zusammen verbringen?« Er sah mich mit zusammengekniffenen Augen an, als

würde er das Glitzern der Sonne auf dem schneebedeckten Gipfel des Fujiyama beobachten.

»Na ja, vielleicht ein winziges bisschen.« Ich wollte ihm gerade vorschlagen, dass wir uns auf die Bänke gegenüber von meiner Wohnung setzen sollten, als er aufschaute und sagte: »Sollen wir aufs Dach rauf?«

Das war eigentlich ein Ort, wo man beim zweiten oder sogar erst beim dritten Date hinging, aber der Rotwein war mir zu Kopf gestiegen und irgendwo mussten wir ja hin. »Dann los.«

»Wie war's, wenn wir uns vorher ein Bier besorgen?« Das war ja wirklich ein cleveres Kerlchen.

»Ich kann mir heute Abend nichts mehr leisten.« Ich musste mich mit klarem Kopf vor den Computer setzen.

»Nein, nein.« Er missverstand absichtlich. »Das geht auf mich.«

»Okay, eine einzige Dose Bier noch.« Ich wusste, dass ich das noch verkraften würde.

Er raste in den arabischen Imbiss an der Ecke, steuerte dort den Kühlschrank an und kehrte zur Theke zurück, wo ich wartete. Wieder zeigte sich, wie gerissen er war: Er hatte zwei Dosen Fosters Lager geholt, die in etwa die Größe von Ölfässern hatten.

Anschließend machten wir uns auf den Weg zu meinem Haus. Als wir die Hälfte der Straße hinter uns hatten und die Ampel gerade umsprang, brüllte er plötzlich: »'tschuldigung!«

Er wandte sich um und lief zurück in den Imbiss. Ich versuchte, ihm zu folgen, doch der wieder anlaufende Verkehr trennte uns. Eine Minute später kam er wieder heraus und schlängelte sich lächelnd an den fahrenden Autos vorbei.

»Und was sollte das jetzt?«, fragte ich.

Er schüttelte eine Schachtel hellroter TicTacs. Der raffinierte Willy hatte vor, Spucke auszutauschen. Na ja, warum auch nicht? Wir gingen an meiner Wohnung vorbei und stiegen die Treppe zum Dach hinauf. Dort schoben wir den rostigen Riegel der Tür zurück und traten hinaus in die Teerschwärze. Vorsichtig steuerten wir um Lampen, schmierige Schornsteine und verrostete Lüftungsrohre herum. Sako nahm meine Hand und führte mich auf ein benachbartes

Dach, wo wir uns auf eine niedrige Ziegelmauer setzten und auf die fernen Gipfel der Wolkenkratzer und die Täler der niedrigeren Wohnhäuser blickten.

Er öffnete die Bierdosen und reichte mir meine. Ich nahm einen Schluck und fühlte mich augenblicklich etwas benebelt. Obwohl die Unterhaltung etwas schleppend lief, tranken wir unser Bier und bewunderten die großartige Landschaft der nächtlichen Skyline. Sakos Hände wühlten sich bald wie Fledermäuse in mein Haar. Bevor ich mich versah, massierte er mir meine Arme und den Nacken. Ich war größer und kräftiger als Sako und fühlte mich von ihm nicht bedroht wie von Alphonso. Und da er mir geistig normal erschien, ließ ich noch eine Menge mehr zu. Als ich mich gegen einen Kamin lehnen wollte, legte er mir ritterlich seine Jacke um die Schultern, damit ich mich nicht schmutzig machte.

Ich weiß nicht, ob es zu den Geheimnissen des Fernen Ostens gehörte, aber der Typ beherrschte wahrlich die hohe Kunst der Massage. Ich fühlte mich wie ein kleines Auto, das man auf Vordermann bringt, dessen Schmierstoffe gewechselt und dessen Reifen neu ausgewuchtet werden. Seine magischen Hände drangen bis in die Muskeln an meinem Brustkorb vor, wo sie die Knochen zu reinigen und wieder an den rechten Platz zu stecken schienen. Als er meine Brüste rieb, geschah das so beiläufig und erotikfrei, dass ich gar nicht bemerkte, wie weit die Sache schon gediehen war.

Primo hatte ganz ordentlich kneten können, aber diesem lieben kleinen Mann konnte er nicht das Wasser reichen. Und als ich dachte, er wäre fertig, zog er meine Schuhe aus und begann, an meinen Füßen zu arbeiten. Was sich als aufregendster und elektrisierendster Teil des Programms erwies. Ich bin sicher, dass er auf geheime Art mit jedem Zentimeter meines Fußes kommunizierte: die Sohle, die Ferse, der Spann, die einzelnen Zehen. Jedes Mitglied der Fußfamilie verlangte eine andere Berührung und nur er wusste, wie sie sich anfühlen musste - er wurde eins damit. Die steigende Ekstase machte ein kleineres außerfüßiges Zwischenspiel dringend notwendig und als ich es schließlich nicht mehr aushielt, packte ich ihn mit beiden Händen und zog ihn an mich. Einen Moment später klemmten sich seine Lippen über meine und seine Zunge mit TicTac-Geschmack kitzelte meinen Gaumen. Es kostete mich keinerlei Überwindung, ihn zu

küssen. Ich weiß nicht, wie es geschah, aber irgendwie glitten wir durch den Luftschacht in meine Wohnung. Nur Numb brach kurzfristig den Bann, indem er an Sako hochsprang, wobei sich zeigte, dass er auf den Hinterbeinen stehend beinahe so groß war wie der Japaner. Ich zerrte den Köter zurück und steckte ihn ins Bad. Anders als Alphonso brauchte Sako nicht mal darum zu bitten. Wenn Caroline da war, dann hörte ich sie nicht.

Wir gingen in mein Zimmer und nahmen den Lippennahkampf wieder auf. Sako war kein großartiger Küsser, aber was ihm an Zungenfertigkeit fehlte, machte er mit schierer Schlabberei wieder wett. Der Bursche stach Numb in punkto Waschlappenqualität aus. Seine spitze rote Zunge reiste abwärts über die Erhebung meiner Kehle, steuerte durch die Meerenge meiner Brüste und kreiste endlos über die Ebene meines Bauches. Er zerrte mit den Händen an meiner Hose, um das Kap der Guten Hoffnung zu erreichen, doch das war nicht leicht, denn ich klammerte mich an das Gummi meines Slips, als sei es ein Rettungsring. Sein Atem drang durch den Stoff in meinen Schritt, als er mit offenem Mund ausatmete. Schließlich umging er das Bollwerk des Widerstands, ließ seine Lippen mein Bein hinuntergleiten und hielt vor seinem wahren Sesam-öffne-dich an. Seine Katzenszunge schlängelte sich um meinen Knöchel und flitzte meine Achilles-Ferse auf und ab. Plötzlich hielt er einen Moment schwer atmend inne. Und dann bäumte ich mich elektrisiert auf: Er lutschte an meinen Zehen! Ich hätte nie gedacht, dass sie so empfindsam sein konnten. Die nächsten Minuten über peelte seine Zunge die Schwielen meiner Fersen, pedikürte meine dicken, rilligen Nägel und säuberte die Zwischenräume zwischen meinen Zehen. Dann öffnete er seinen süßen Mund und schob sich mein Gehwerkzeug hinein. In dem Gefühl, von einer Python verschlungen zu werden, blickte ich hinab - er hatte etwa die Hälfte von meinem Fuß der Größe einundvierzig in seinem ausklappbaren Kiefer. Außerdem sah ich, dass er sich zwischen den Beinen die Hose rieb.

Er brachte wirklich ein paar exotische Gerichte auf den Tisch der Erotik. Sein Mund arbeitete sich wieder nach oben; diesmal riss er mir den Slip herunter, als sei er nur mit Tesastreifen befestigt. Aber ich hatte nichts dagegen; seine sinnlichen Referenzen waren in Ordnung. Seine hartnäckige kleine Zunge machte sich direkt an die Arbeit,

beginnend mit der stoppeligen Peripherie bis hin zur ersehnten, fetten Beute. Als seine Hose und seine Boxershorts zu Boden fielen und ich seinen geröteten Schniadel sehen konnte, der wie ein riesiger Schnuller hervorragte, zeigte ich ihm die gelbe Karte.

»Was ist los, Mary?«, fragte er unschuldig.

»Verhütung.«

Im Handumdrehen zauberte er ein Päckchen Kondome - Rough Riders - hervor und mir ging auf, dass es das gewesen war, was dieser fernöstliche Schwerenöter mitsamt der TicTac-Schachtel so fix noch erstanden hatte. Er streifte sich ein Gummi über und dann tat ich, was ich niemals tun wollte (und dennoch manchmal tat): Sex beim ersten verdammt Date. Dummerweise war es damit aber auch so gut wie vorbei. Kamikazeartig kam er beinahe sofort, nachdem er eingedrungen war, und schrie dabei wie Godzilla. Als Nächstes titschte er wie ein Bonzai-Tarzan auf dem Bett auf und ab. Als er die halb leere Flasche Jack Daniels aus einer von Primos Bananenkisten ragen sah, nahm er sie, schraubte den Verschluss auf und kippte sich einen Monsterschluck hinein. Schließlich schaltete er das Radio ein und hopste und trank zur Musik, als würde er eine Art Siegestanz vollführen, wobei sein Rhabarber unter der pieksigen Matte aus Schamhaar auf- und abhüpfte. Ein paar Augenblicke später ließ er sich erledigt aufs Bett fallen.

»Darf ich deine Schuhe sehen?«, fragte er nach einer kurzen Pause.

Ich deutete auf meinen Schrank, während ich darüber nachdachte, wie ich ihn am besten loswerden konnte; ich musste endlich zu schreiben anfangen. Er hockte sich vor meine elf oder zwölf Paar Schuhe und begann sie zu befeuern. Er betrachtete eingehend das Innere, berührte das Obermaterial, schnupperte an der Sohle und bewunderte die Hersteller-Label wie ein Junge, der glücklich seine Baseballkarten bestaunt. Schließlich verharrte er seufzend über meinen altmodischen Pumps.

»Hör mal, ich will ja nicht aufdringlich sein...«, begann ich. Ich wünschte mir nur, dass er endlich verschwand.

Er bemerkte nicht einmal, dass ich langsam über die Störung in meinem Schuhschrank in Panik geriet. Als ich die Badezimmertür öffnete, sprang Numb heraus und schoss ins Schlafzimmer. Während

ich mir das Hirn zermarterte, wie ich diesen Kerl vertreiben konnte, gurgelte und duschte ich, bis ich ihn plötzlich schreien hörte: »Mary, Hilfe!«

Ich rannte ins Schlafzimmer und sah ihn mit entsetzter Miene auf dem Bett stehen. In der einen Hand hielt er einen Schuh, in der anderen die Flasche Jack Daniels. Numb stand vor ihm und schnupperte undleckte an seinem Sushiröllchen.

»Oh Mann!« Sein frisch angetrunkener Rausch verflüchtigte sich. Ich packte Numb am Halsband.

»Böser Hund«, sagte ich zu beiden. »Du kannst die Flasche mitnehmen, aber ich muss jetzt arbeiten.«

»Ja, ja.« Er nahm Hose und Hemd und begann sich anzuziehen. Ich wartete mit Numb am Halsband geduldig an der Wohnungstür.

»Ich hoffe, es ging dir nicht alles zu schnell«, sagte er. Das war vermutlich ein Zitat aus dem Drehbuch zu *Pretty in Pink*.

»Ganz und gar nicht. Du warst toll.« Was eine Zeile aus *Ist sie nicht wundervoll?*, gewesen sein musste.

»Vielen Dank, danke«, sagte er, während er seine Schuhe anzog. Ich öffnete die Tür. Ohne seine Schnürsenkel zuzumachen, torkelte er mit der Flasche und meinem Schuh hinaus. Im Vorbeigehen nahm ich ihm den Treter ab und drückte ihm stattdessen seine Jacke in die Hand.

Als er draußen im ungestrichenen, dreckigen Flur stand, schloss ich die Tür.

»Gute Nacht«, murmelte ich.

15. Kapitel

Ich eilte zu meinem Computer, schaltete ihn an und begann meine viel zu lange hinausgeschobene Arbeit in die Tasten zu hämmern. Nach ein paar Seiten jedoch machten sich meine Gedanken und meine Augenlider selbstständig. Ich erwog, mir einen Kaffee zu besorgen, entschied mich aber stattdessen für ein kleines Nickerchen. Die Arbeit, die Probesession und die sexuelle Eskapade hatten mich ausgepumpt. Um etwas - egal, was - zu Stande zu bringen, brauchte ich ein ausgeruhtes Hirn.

Acht Stunden später wachte ich auf- erfrischt, aber panisch. Abgesehen von der Tatsache, dass ich aufstehen und eine achtstündige Schicht bei Kinko's durchziehen musste, hatte ich noch meine Kurzgeschichtensammlung zu schreiben und Tattoo Man auszuhändigen, während ich am Abend hellwach für unseren großen Auftritt in der Mercury Lounge sein sollte - alles ein bisschen viel.

Als Erstes rief ich bei der Arbeit an, um höflich mitzuteilen, dass ich krank sei und nicht erscheinen könne. Ich hatte deswegen ein schlechtes Gewissen, und Scotty, die Vorlage für die personifizierte

Unschuld in meiner Bartleby-Story, umschrieb seine Verzweiflung behutsam mit Kommentaren wie: »Das wird Jeff aber nicht gefallen.«

»Mach dir wegen Jeff keine Gedanken.«

Er fügte hinzu, dass er im Moment kaum Leute habe, und fragte zu meiner Überraschung nach den Symptomen meines Siechtums. So unschuldig war er also doch nicht.

»Meine Nase läuft, mein Hals kratzt, Fieber - das Übliche«, erwiderte ich, ohne mir die Mühe zu machen, krank zu klingen.

»Falls eine plötzliche Besserung eintritt, komm doch bitte noch rein«, sagte er resümierend.

Ich versprach es und legte auf. Dann wusch ich mich, versorgte mich mit Koffein und ließ mich wieder vor Mister Computer fallen. Ich beschloss, die Geschichte aus der Sichtweise einer Abteilungsleiterin, Kristin, zu schreiben.

Sie ist eine junge Punkerin, die eine neue Kinko-Filiale leiten soll. Sie stellt Bart am ersten Tag ein. Er tut sich schnell hervor und erweist sich als bester Arbeiter, den sie hat: Er arbeitet viele Jahre lang hart und effektiv, lehnt Beförderungen ab, fehlt keinen einzigen Tag, hängt nie faul herum, versucht nicht einmal, sich als Persönlichkeit zu behaupten - er bleibt einfach ein kleiner Angestellter, während andere, weniger produktive, aber selbstdarstellerisch Begabtere an ihm vorbeiziehen. Bart hat seinen Platz im Leben gefunden; dies ist für ihn der Gipfel seines Daseins. Er kann schneller und freundlicher kopieren als all seine Kollegen und er kann mehrere Kopier-Aktionen gleichzeitig ausführen.

Im Laufe der Jahre werden die Kopiermaschinen immer raffinierter. Die Punk-Managerin besteht mit zunehmendem Alter immer weniger auf ihren modischen Statements, sondern sieht zu, wie die neuesten Trends und Looks auf der Leinwand der nachfolgenden Generationen an ihr vorüberziehen. Dabei erinnert sie sich gerne an ihre eigene Zeit der Extravaganzen. Nach etwa zwanzig Jahren ist die Technologie so weit fortgeschritten, dass die Kopierer vollautomatisch funktionieren. Die Kunden müssen nur noch ihre Vorlage hineinlegen, mündlich ihre Sonderwünsche angeben und die Kreditkarte - die jedermann besitzt - in den dafür vorgesehenen Schlitz am Apparat stecken. Bart, der letzte Kundendienstler des Ladens, muss die Kopierer nur noch überwachen

und manchmal jenen Kunden helfen, denen die nötige Intelligenz fehlt, um das auszuführen, was jeder können sollte.

Am ersten Tag der totalen Automation setzt sich Bart, der quasi nichts zu tun hat, einfach nur hin. Doch im Laufe der nächsten Wochen bricht diese hypermoderne Technologie mysteriöserweise peu à peu zusammen. Bart muss wieder mit der Hand kopieren. Seine Managerin, Kristin, bestellt Experten, die den Fehler beheben sollen. Doch zu ihrem Schrecken bleiben ein paar Tage später erneut alle Maschinen stehen. Nachdem über Wochen die Geräte immer wieder repariert werden, um anschließend doch wieder zu versagen, installiert Kristin eine versteckte Kamera im Laden. Zu ihrer Enttäuschung entdeckt sie, dass ihr einziger Angestellter für den Schaden verantwortlich ist.

Sie stellt ihn zur Rede. »Bart, warum sabotierst du die Geräte?«

»Eigentlich repariere ich sie«, erklärt er ihr.

»Wie bitte?«

»Sie sind entwickelt worden, um uns zu helfen, nicht um uns zu ersetzen.«

»Aber sie helfen uns doch. Sie geben uns die Zeit, größere und bessere Dinge zu tun.«

»Und was ist, wenn es nichts Größeres und Besseres gibt?«, fragt Bart.

»Ich schwöre dir, dass es Wichtigeres im Leben gibt, als zu kopieren. Jedenfalls wirst du mir versprechen müssen, nicht wieder an den Maschinen herumzupfuschen.«

»Das möchte ich lieber nicht«, erwidert Bart.

Sie droht, ihn rauszuwerfen, aber er setzt seinen Kampf gegen die Automaten fort. Kristin, die nun seit über dreißig Jahren mit Bart zusammenarbeitet, versucht ihn zu schützen und seine Ludditen-Disposition vor dem District Manager zu verbergen. Doch ihr Chef, der sich ebenfalls Sorgen wegen dieser merkwürdigen Störungen macht, hat eine eigene versteckte Kamera installiert und weiß bald, was vor sich geht. Er setzt den Angestellten nicht nur auf die Straße, sondern erstattet auch noch Anzeige gegen ihn, weil er Tausende von Firmendollars an Reparaturkosten verschwendet hat. Bart wird in die

Verwahrungsanstalt gebracht, wo er auf den Prozess warten soll. Als Kristin ihn besuchen will, findet sie ihn tot in seiner Zelle. Er ist im Schlaf gestorben.

»Nun schläft er mit den Kopierern und Angestellten längst vergangener Jahre«, kommentiert sie traurig. Was auf die besagte Zeile in der Melville-Story anspielt.

»Bart, der Kopierer« war die letzte Geschichte im Buch der Jobs. Dazu kamen »Big Mac« über die Kassiererin von McDonald's in Harlem, »Ein Imperium schmilzt« über den Baskin-Robbins-Selbstmord, »Die große Kluft«, die Liebesgeschichte der zwei Gap-Verkäufer, »Von Kmart zum Chaos« über Kay, die Verkäuferin, deren Wohnung explodiert, und die »Kaffee-Kriege«, von dem Manager eines neuen Kaffee-Ladens, der die Manager der benachbarten Läden persönlich bekämpft. Das Textverarbeitungsprogramm wies das Buch mit einhundertzweiundachtzig Seiten aus. Laut Datei-Info kam ich auf knapp über zweiundfünfzigtausend Wörter.

Gegen Mittag konnte ich kaum mehr ein einziges Wort lesen. Der geistige Treibstoff tropfte mir aus den Augen. Ich quetschte die ganze Chose durch den Fleischwolf des Rechtschreibprogramms, was mich weitere eineinhalb Stunden kostete. Dumm, wie ich war, beschloss ich, das gesamte Monstrum noch ein letztes Mal zu lesen, um den Satzbau zu überprüfen. Der Schlaf übermannte mich, nachdem ich etwa sechzig Seiten hinter mir hatte.

Nach wenigen Minuten Schlaf klingelte mich das Telefon wieder wach. Es war Howard.

»Sind deine Storys fertig?«

»Ist es schon fünf?«, fragte ich. Ich gab mir Mühe, hellwach zu klingen, während ich zum Kommandostuhl vor meinem Cyber-Universum torkelte.

»Es ist drei und ich muss die Manuskripte in einer Dreiviertelstunde abgeben. Ich komme eben bei dir vorbei.«

»Bist du schon mit Fedora gegangen?«, fragte ich, während ich das Dokument noch mal im Ganzen formatierte.

»Vor Stunden. Wieso?«

»Wie ist das, wenn man einen Weimaraner hat?« Ich hob die Überschriften des Manuskripts hervor.

»Es sind sensible, sanfte und seelenvolle Hunde«, erwiderte er in einer Alliteration.

»Ihre Augen sehen immer so müde aus.« Ich wählte die Schrift und die Schriftgröße, dann zentrierte ich die Seitenzahlen unten.
»Irgendwie krank, finde ich.«

»Lass das nicht William Wegman hören«, sagte er.

»Wer ist das denn?«, fragte ich, obwohl ich es genau wusste.

»Das ist der Künstler, der seine Weimaraner fotografiert, und er lässt sich manchmal auf unserer Hundewiese blicken.« Ich vergewisserte mich, dass alle Storys vier Zeilen unter dem Kopf der Seite begannen.

»Okay«, murmelte ich, als ich auf »Drucken« klickte.

»Bis in fünfundvierzig Minuten«, sagte er.

»Eine Stunde«, bat ich. »Ich brauche mindestens eine Stunde, um mich hübsch zu machen.« Mein Drucker würde mindestens eine Stunde brauchen, um die hundertzweiundachtzig Seiten auszuspucken.

»Ich klinge in exakt einer Stunde bei dir.« Er hörte sich an wie ein Gefängniswärter, der ankündigte, wann Licht ausgemacht wird. Während der Drucker zu arbeiten begann, streifte ich mir ein Trägerhemd über, putzte mir die Zähne und gurgelte. Während der Drucker nach und nach die Seiten auswarf, fing ich vor lauter Nervosität an, mich ausgiebig zu schminken.

Eine halbe Stunde später waren erst vierundneunzig Seiten fertig. Nach fünfundvierzig Minuten waren es ganze hundertachtunddreißig. Ich begann auf und ab zu gehen. Meine lebenswerte Promenadenmischung spürte, dass ich angespannt war, und schlüpfte aus meinem Zimmer, weil sie offenbar nicht riskieren wollte, als Blitzableiter fungieren zu müssen. Ich betete, dass der unglaublich Tätowierte unglaublich spät sein würde.

Fünf Minuten bevor er eigentlich kommen sollte, klingelte es. Ich drückte auf die Sprechanlage und fragte schüchtern, wer da sei.

»Ich«, brüllte er, »und ich muss in zwanzig Minuten im Büro sein. Komm jetzt runter.«

Ich sah auf den Drucker; er war bei Seite einhundertzweiundsechzig angelangt. Die letzten Seiten würden mindestens noch mal zwanzig Minuten brauchen. Ich stand vor der prähistorischen Druckmaschine und flehte sie an, doch schneller zu machen. Jede weitere Seite brachte mich dem Wahnsinn näher.

Nachdem fünf Minuten verstrichen waren, klingelte es wieder. Ich drückte die Sprechanlage und sagte ihm, dass ich noch ein bisschen brauchte.

»Tut mir Leid, Mary, aber ich kann nicht länger warten.«

»Ich bin schon auf dem Weg runter.« Der Drucker war erst auf Seite einhundertsiebzig. Er schien langsamer zu werden. Ich rannte barfuß und nur im Hemd hinunter. Er stand im Hauseingang, hatte einen Rucksack über der Schulter und blickte auf seine Uhr.

»Wo ist das Buch?«, fragte er. »Und wieso hast du nichts an?«

»Autsch«, sagte ich. Ich war auf etwas Kaltes, Spitzes getreten.

»Was ist denn los?«

Als ich mich vorbeugte, um meinen Fuß zu begutachten, fragte er: »Ist es dein Rücken?«

»Ja«, erwiderte ich und erklärte ihm, dass mein Rücken sich beim Tennisspielen im East River Park verabschiedet hätte. Derweil trat ich mit dem anderen Fuß auf etwas Weiches, Feuchtes.

»Warum hast du das nicht eher gesagt?«, fragte er mitfühlend. »Im Rückenmassieren bin ich erstklassig.«

Während er hinter mir die Treppe hinaufging, hinkte ich wie ein Pinguin mit Bandscheibenschaden. Ich führte ihn in mein Schlafzimmer, wobei ich den Drucker im Nebenraum surren hörte. Gewillt, alles zu tun, um Zeit zu schinden, legte ich mich aufs Sofa und hoffte, dass er ein auch nur annähernd so guter Masseur war wie Sako.

»Nicht da!«, sagte er. »Auf den Boden.«

»Aber hier ist es bequemer«, sagte ich.

»Vertrau mir einfach.«

Ich breitete ein Handtuch aus und legte mich auf den Fußboden. Numb kam herein und schnüffelte spielerisch an mir. Tattoo Man zog

wie ein tibetanischer Mönch seine Schuhe aus und kam zu mir. Seine Hände glitten sanft über die Himalaya-Gipfel meiner Schulterblätter.

»Wo genau tut's weh?«

»Tiefer und Mitte.«

Seine Berührung hatte etwas Mystisches, als er leicht über mein Rückgrat strich.

»Tiefer«, wies ich ihn an.

Durch den seidigen Stoff fühlten sich seine Finger kalt und klamm an. Als sie auf meiner Pobacke landeten, brüllte ich: »Höher!«

Er drückte seine klebrige Handinnenfläche mit einer leicht drehenden Bewegung in meinen Rücken.

»Das fühlt sich gut an«, sagte ich.

»Nein.« Er hörte auf. »So geht das nicht.«

»Es geht sehr gut«, erwiderte ich. »Der Schmerz geht schon weg.«

»Setzt dich mal einen Moment hin.« Ich tat es. Ohne zu fragen, legte er mir die Hände auf die Schultern und machte Anstalten, mir die Träger herunterzustreifen.

»Was machst du da?« Bevor er meine Brüste vor all den Wanzen in meiner Wohnung entblößen konnte, hielt ich die Träger fest.

»Vertrau mir.«

Ich hörte noch immer den Drucker, der mich im Nebenraum auslachte. Es lief alles auf eine einzige Frage hinaus: Würde ich ihm meine Titten zeigen, nur um mein Buch in irgendeinem lächerlichen Wettbewerb unterzubringen? Ich hätte nein gesagt, wenn ich wirklich eine Wahl gehabt hätte. *Aber ich musste das Manuskript einreichen.* Im Übrigen war Tattoo Man kein gefährlicher Lustmolch. Ich wusste, dass er Interesse an mir hatte, aber ich spürte eine gewisse Selbstlosigkeit, und wenn er trotzdem nebenbei auch noch scharf auf mich war, umso besser. Ich holte mir ein Handtuch aus dem Badezimmer, streifte das Hemd von den Schultern und legte mich hastig bäuchlings auf das andere Handtuch. Er rieb seine Hände aneinander, vermutlich, um sie zu wärmen.

Dann massierte er meinen unteren Rücken, was sich nicht schlecht anfühlte. Doch bei jedem Druck seiner Hand musste ich daran denken,

wie erbärmlich es war, mich für diese aufgeblasene Kurzgeschichtensammlung derart anzubieten. In meinem Inneren schwelte es, bis ich schließlich genug hatte.

Ich sprang auf und zog das Hemd wieder an.

»Toll«, war meine mehrdeutige Bemerkung. Obwohl mein Zeitlupen-Drucker noch immer d-r-u-c-k-t-e, kümmerte es mich nicht mehr. Als ich schließlich nachsah, stellte ich fest, dass die Kiste leere Seiten ausspuckte; er war seit mindestens zehn Minuten fertig. Ich hätte wahrscheinlich nicht einmal mein Hemd ausziehen müssen. Voller Selbstekel schob ich das Manuskript in einen Umschlag und brachte es Howard hinaus.

»Vielen Dank, dass du meinen Rücken repariert hast«, sagte ich tonlos.

»Ich kann noch länger bleiben«, bot er freundlich an.

»Du hast eine Verabredung und ich muss zum Frauenarzt.«

»Ich verstehe.« Er zog seine Schuhe an und nahm das Manuskript. An der Tür wandte er sich noch einmal um. »Du hast einen tollen Körper.«

Ich versicherte ihm, dass ich das wüsste, bedankte mich, schloss die Tür und fiel in einen kurzen, aber unruhigen Schlaf. Nach einer Stunde rief Sue an und fragte mich, wo zum Teufel ich bliebe.

»Wollten wir uns nicht um sieben treffen?«, fragte ich benommen.

»Ich sagte, dass wir uns alle um halb sieben bei mir zu Hause treffen sollten. Wir müssen unsere Ausrüstung reinbringen, bevor um halb acht die erste Band spielt.«

Ich sagte ihr, dass ich schon unterwegs sei.

Sie fragte mich, was ich anzuziehen gedachte. Klamotten, erwiderte ich.

»Was für Klamotten?«

Ohne ins Detail zu gehen, versprach ich ihr, dass sie sexy, aber nicht geschmacklos sein würden.

»Ich würde es vorziehen, wenn sie geschmacklos wären«, meinte sie und fügte hinzu, dass sie eine Frau namens Pearl mit einem Van bestellt hätte, die unsere Instrumente zum Club bringen würde. Sie

war gekommen, hatte festgestellt, dass noch niemand da war, und war zum Essen gefahren. Um halb acht wollte sie zurückkommen. Ich wusch mich, ließ den Hund raus, besorgte mir eine Frühlingsrolle beim Vietnamesen und düste rüber zu Sue, die auf der Twelfth zwischen der First und Second Avenue wohnte. Zu meiner Freude und Verwunderung kam Marilyn mit Norma im Schlepptau gleichzeitig an. Ich klingelte bei Sue.

»Geh bloß nicht rauf«, warnte Marilyn mich, als Sue die Tür aufdrückte.

»Wieso nicht?«

»Weil da oben das reine Chaos herrscht«, sagte Norma.

»Nicht deswegen, sondern weil wir sowieso nicht pünktlich wegkommen.« Marilyn klang, als hätte sie Erfahrung. Norma, die nicht gut aussah, nickte zustimmend.

»Könnte eine von euch Bratzen mal bitte ihren fetten Arsch hier raufbewegen und mir mit dem Zeug helfen?«, knurrte Sue uns über die Sprechanlage an.

Marilyn stand neben unseren Instrumenten, während Norma wie immer paralysiert wirkte, also rannte ich die drei Stockwerke hinauf. Sue wartete mit ihrer Gitarre auf einer kleinen zusammenklappbaren Karre und einem Rucksack über der Schulter im Flur. Sie verabschiedete sich gerade von ihrem Sohn, der in seinem süßen Pyjama in der einen Spaltbreit geöffneten Tür stand.

»Und pass mir ein bisschen auf Tante Jane auf. Sie fühlt sich heute nicht gut.«

»Ja, Mommy«, sagte Primos bezauberndes Kind der Liebe. Sue drückte ihn an sich und küsste ihn.

»Was ist denn mit Tante Jane?«, fragte ich, als Sue die Tür schloss.

»Sie liegt bewusstlos vor dem Fernseher«, sagte Sue und fragte: »Ist Pearl schon da?«

»Nicht, soweit ich gesehen habe.«

»Wahrscheinlich stopft sie sich noch ihr Essen rein.«

»Wo sind die Verstärker?«

»Wir nehmen die von Rent Control. Die sind die erste Band im heutigen Programm.«

»Das ist doch gut.«

»Von wegen. Ich muss sie bezahlen.«

Sue wies mich an, den Karren an einem Ende anzufassen, und zusammen trugen wir ihr Instrument und den Rest ihrer Sachen hinunter. Die anderen zwei warteten draußen.

»Wo ist Pearl?«, fragte Marilyn und blickte die Twelfth Street hinunter. Aus dem Theater auf der anderen Seite der Straße traten gerade ein paar Leute.

»Sie ist pünktlich gekommen«, sagte Sue und machte durch ihre Betonung den Unterschied zu uns klar. »Sie wird gleich hier sein.«

Wir warteten noch weitere zehn Minuten, bis Sue genug hatte. »Verdammte Scheiße, dann nehmen wir uns eben ein Taxi.«

Weitere zehn Minuten lang versuchten wir, einen Wagen anzuhalten, bis Sue keifte: »Wir werden unseren Auftritt verpassen. Los, gehen wir zu Fuß.«

Und so marschierte unsere zusammengewürfelte Mannschaft schweigend die Twelfth hinunter, wobei wir uns dauernd umdrehen, um vielleicht doch noch ein Taxi abzufangen. Nachdem wir fünf anstrengende Minuten lang wie eine Truppe von gestylten Kosovo-Flüchtlingen unseren Krempel geschleppt hatten, hielt ein Taxi und brachte uns über die Avenue A zur Houston - und damit endlich zur Mercury Lounge. Sue zahlte die Fahrt und wir mühten uns aus dem Wagen.

Unabhängig voneinander kannten wir alle Bobby Sox, den Rausschmeißer, der vor dem Laden stand. Er wandte sich an mich und sagte: »Ich wusste gar nicht, dass du zu denen gehörst.«

»Ich auch nicht.«

Wir quetschten uns durch die enge, schmale Bar, wo Gary, der Manager mit den speckigen Armen, bemerkte, dass wir um sechs Uhr unser Equipment hätten reinschaffen sollen. Wir entschuldigten uns alle. Der Lead-Sänger der Deltoids, die vor uns spielten, warf uns einen abgefuckten Blick zu, als wir uns während ihres letzten Songs durch den Laden drängelten. Zum Glück trafen wir noch auf zwei

Mitglieder von Rent Control. Sue gab ihnen zwanzig Dollar für die Verstärker.

Als die anderen Mädels ihre Mäntel auszogen, sah ich entsetzt, wie wenig sie anhatten. Sue trug Strümpfe und Strapse. Norma hatte ein hautenges grünes Tank-Top über ihren Push-up gezogen. Es war mir ein bisschen peinlich, dass ich in meinem schwarzen, ärmellosen Oberteil und meiner relativ engen Jeans am konservativsten gekleidet war.

»Was glaubst du, wozu wir hier sind - für 'ne Gap-Werbung?«, fuhr Sue mich an.

Im Publikum entdeckten wir ein paar Leute, die wir kannten. Ich wusste nicht, wie es meine Band-Kolleginnen gehalten hatten, aber ich hatte absichtlich niemanden eingeladen. Ich hatte ja bislang noch nicht einmal herumerzählt, dass ich in einer Band war. Während wir aufbauten und einstöpselten und Sue uns über das Stimmengewirr hinweg Anweisungen zubrüllte, hörte ich plötzlich jemanden rufen: »Heilige Scheiße, bist du das, Bellanova?«

Im schummrigen Licht machte ich das schmutzig blonde Haar von Emily aus, die inmitten ihrer Bandmitglieder stand. Ich tat so, als würde ich sie nicht bemerken, aber sie schrie immer wieder: »Das ist meine alte Zimmergenossin vom College!«

»Hi, Em!«, rief ich ihr zu.

»Du hast mir nicht gesagt, dass du bei dieser Band spielst.« Sie schlug sich bis nach vorne zur Bühne durch.

»Können wir später drüber reden?«, schrie ich zurück. Ich war nicht besonders gut darin, mein Lampenfieber zu verstecken.

»Ich spiele in vier Tagen bei Brownie's«, verkündete sie.

»Ja, ich weiß.«

»Du kommst doch, oder?«

»Ja. Mit Zoe.«

Sie drängelte sich zurück durch die wogende Menge. Wir nahmen unsere Plätze ein und testeten die Instrumente durch. Der Soundmensch veränderte ein paar Einstellungen. Ein Verstärker gab nur Höhen, keinen Bass wieder. Zwei Gitarrenkabel taten es nicht richtig und mussten ausgetauscht werden. Sue testete den Klang ihrer

Stimme an und nickte dann ihr Okay. »Colder Than A Witch's Tit« dröhnte aus ihren Lungen und unseren Fingern. Sue setzte ihren Zorn gut ein. Die drei gaben wirklich alles. Ich hatte Nor-ma noch nie so lebendig gesehen. Marilyn genauso wenig. Obwohl es nicht so recht mein Stil war, versuchte ich, es ihnen nachzutun. »Fuck You 'Cause You Can't« stand als Nächstes auf unserem Programm. Ein Stück nach dem anderen dröhnte aus den Verstärkern, und erstaunlicherweise kamen sie gut an. Einige der provokanteren Songs ernteten ein »Mach's mir, Kleine« oder andere Anfeuerungsrufe. In jedem Lied passierten irgendwelche Patzer - jemand geriet aus dem Takt, sang den falschen Text oder schlug eine falsche Saite an -, aber es geschah immer so, dass die anderen es überspielen konnten. Als der letzte Song zu Ende ging, hörten wir schließlich Klatscher, Stampfen, begeisterte Pfiffe und sogar ein »Zeigt eure Titten!«. Verschwitzt und erledigt packten wir unsere Instrumente zusammen, als schon die nächste Band - Sloppy Second - loslegte.

»Ihr Mädels seid geil!«, sagte ihr Lead-Sänger, der Hooch hieß. Schade eigentlich, dass er aussah wie eine mit Haaren versehene Rundschwanzseekuh. Als wir hinausgingen, wandte Bobby Sox sich an mich. »Hey, wo ist Zoe?«

»Sie konnte nicht kommen«, erwiderte ich mit einem Lächeln.

»Ich wusste nicht, dass du in einer Band bist.«

»Nur zum Spaß«, sagte ich und verabschiedete mich. Ich wusste, dass Zoe sich betrogen fühlen würde, wenn sie es von irgendeinem Fremden statt von mir erfuhr. Ich musste es ihr sehr bald sagen.

Sue schrie mich an, dass ich gefälligst sofort mitkommen sollte. Wir quetschten uns in ein Taxi. Marilyn schlug vor, dass wir alle noch etwas trinken gehen sollten, aber Norma meinte, dass sie bereits blau sei, und Sue musste zu ihrem Sohn zurück. Als der Wagen sich der Fourth und First näherte, sagte ich dem Fahrer, dass er rechts ranfahren sollte, und bot Sue zwei Dollar an.

»Schon gut, du hast schon bezahlt«, sagte sie und erklärte mir, dass wir zehn Prozent vom Eintritt bekommen hätten, was auf eine Gesamtgage von zwanzig beziehungsweise fünf Dollar pro Frau kam.

Die Proben seien für morgen um zehn angesetzt, fügte sie hinzu. Ich ging hinauf, schnappte mir Numb und führte ihn müde aus, dann ging

ich wieder hinauf, zog mich aus und ging ins Bett. Einerseits war ich total erledigt, andererseits vollkommen aufgekratzt von den beiden zweifelhaften Errungenschaften dieses Tages: Ich hatte mein Manuskript übereilt zu einem Wettbewerb eingereicht und mein erstes öffentliches Konzert gegeben, ohne auch nur annähernd genug Proben oder Talent. Ich fühlte mich gut.

16. Kapitel

Ich träumte, dass ich aus einem tiefen Ozean hinaufstieg. Mein Körper glitt durch das grünliche Wasser aufwärts dem schwachen Licht entgegen. Als ich erschrocken hochfuhr, wurde mir bewusst, dass ich verschlafen hatte. Ich hatte Kinko's kaum betreten, als auch schon Jeff auftauchte und wissen wollte, wieso ich gestern nicht gekommen war. Scott hatte keinen Ersatz finden können.

»Mir war übel«, erklärte ich. Schlaue, wie ich war, deutete ich an, dass eigentlich er schuld war. »Hast du nach dem Essen von gestern keine Magenprobleme gehabt?«

»Nein, aber ganz so schlimm kann es bei dir ja auch nicht gewesen sein.«

»Nein? Wieso?«

»Tja«, erwiderte er mit einem eisigen Lächeln. »Wie ich gehört habe, hast du bei Sako ein recht gutes und in der Mercury Lounge ein noch besseres Gastspiel gegeben.« Na ja, vermutlich konnte ich Sako das Petzen nicht verübeln, aber wie hatte Jeff von dem Bandauftritt erfahren?

»Wie bist du eigentlich drauf?«, fuhr er mich an. »Du lügst mich nicht nur an, sondern bist auch noch so unverschämt, mir die Schuld an einer vermeintlichen Lebensmittelvergiftung zu geben, nachdem ich so nett war und dich zum Essen eingeladen habe!«

»Es tut mir Leid«, sagte ich und meinte es ehrlich.

»Du findest das alles komisch, nicht wahr? Du glaubst, du könntest dich einfach wie ein Kind entschuldigen und alles ist gut. Aber so läuft das nicht.«

»Ja, du hast ja Recht. Es tut mir wirklich Leid.« Er ließ mich einfach stehen und zeigte mir die gute alte kalte Schulter. *Was* mir am meisten Sorgen bereitete, war die Tatsache, dass auch Zoe es mitbekommen haben musste, wenn Jeff Bescheid wusste, und mir war klar, dass sie total sauer sein würde, weil ich ihr nichts gesagt hatte. In meiner Mittagspause rief ich sie an. Sie war nicht da. Ich hinterließ eine Nachricht und später noch weitere – auf keine rief sie zurück.

Am Nachmittag beschloss Jeff, mich wieder wahrzunehmen. Er mimte erneut den sadistischen Gefängniswärter. Er passte mich bei meinem einzigen Klogang ab und stellte fest, dass ein paar der Accessoires, die ich trug, wie ein winziger Smiley-Button an meiner Schürze, nicht zum offiziellen Kinko's-Outfit gehörten. Als Nächstes verschob er meinen Dienst für die kommende Woche und verpasste mir Nachtschichten, die, wie er wusste, mir das Leben zur Hölle machen würden.

Ich ging nach Hause und ließ mein Essen anbrennen. Dann schnappte ich mir meine schmutzigen Klamotten, brachte sie in den Waschsalon und stopfte sie in die Maschine. Während das Gerät lief, nahm ich mir eine liegen gelassene Zeitung und las einen Artikel über einen Typen, der jahrelang in einer Fotomat-Filiale auf Long Island gearbeitet hatte. Immer wenn er auf ein Bild von einer nackten Frau stieß, machte er einen Extra-Abzug für sich. Irgendwann entdeckte er dann, wie er sich ein kleines Zubrot verdienen konnte: Er schickte die Fotos an ein Sex-Blättchen, das fünfzig Dollar pro Bild zahlte. Als ein Mann seine nackte Frau in einer dieser Zeitschriften entdeckte, wandte er sich an die Polizei, die den Angestellten verhaftete. Ich riss den Artikel aus der Zeitung heraus. Auch wenn mein Buch der Jobs bereits abgegeben war, würde diese Story hervorragend dazu passen. Ich hatte auch schon einen Titel: »Fotomat-Junkie«.

Als ich die nassen Sachen aus der Waschmaschine zerrte, stellte ich fest, dass ich das einzige Kaschmir-Teil, das ich besaß, versaut hatte - ein Dreiviertel-Arm-Pullover mit U-Boot-Ausschnitt von Bendel's, der mich über dreihundert Dollar gekostet hatte. Frustriert wartete ich, bis

ich die anderen Sachen aus dem Trockner holen konnte, faltete alles und karnte es nach Hause. Dann ließ ich Numb zum ersten Mal seit acht Stunden raus. Er schnüffelte an jedem Fleckchen Erde, ohne auch nur einmal das Bein zu heben, sodass ich die berechnete Sorge hatte, er würde alles voll pinkeln, sobald ich ihn wieder allein ließ.

Später bei der Probe las uns Sue eine Liste aller Fehler vor, die wir bei dem Auftritt gemacht hatten.

»Das war alles Routine«, schimpfte sie. »Seit Ewigkeiten spielen wir jetzt dieselben Noten und singen dieselben Texte!«

Man muss ihr zugute halten, dass sie zuerst ihre eigenen Patzer nannte und auch in der Folge nicht mit Selbstkritik sparte. Anschließend brüllte sie jeden Einzelnen von uns an. Als ich an der Reihe war, ließ sie mich einen ihrer Fuck-Songs spielen, während sie dazu sang.

»Und warum hast du das gestern nicht so gespielt?«, fragte sie.

»Keine Ahnung, Sue, aber ich kann mich jetzt nicht damit auseinander setzen!«

»Oh, nicht?«

»Nein, nicht!« Ich warf den Bass in den Kasten, griff nach meiner Jacke und stürmte in den Flur.

Als ich auf den Fahrstuhl wartete, hörte ich sie hinter mir herankommen. Wenn sie nur ein Wort sagen würde, schwor ich mir, würde ich auf der Stelle aussteigen. Doch zu meiner Überraschung legte sie mir die Hände auf die Schulter und begann meinen oberen Rücken zu kneten. »Tut mir Leid. Geh ruhig nach Hause. Wenn du momentan nicht gut drauf bist, dann brauchst du es mir nur zu sagen.«

Als sich die Fahrstuhltür öffnete, fügte sie hinzu: »Du hast gestern Abend gut gespielt.«

Am nächsten Tag bei der Arbeit klebte Jeff an mir wie eine Klette und lauerte darauf, dass ich Fehler machte. Vor einem richtig süßen Typen putzte er mich sogar runter: »Sie verpatzt es schon wieder.«

Die ganze Zeit über trug er seinen Groll gegen mich lächelnd zur Schau und weigerte sich, mir zu verzeihen, obwohl ich mich noch mehrmals wegen des einen Tages, den ich nicht erschienen war, entschuldigte. Er ließ sich auch die nächsten Tage nicht erweichen. Offenbar demütigte er mich lieber, als mich rauszuschmeißen. Ich

wartete geduldig, dass der Sturm über mich hinwegziehen würde, aber anscheinend hing seine ganz private schwarze Wolke über mir. Zoe weigerte sich derweil, meine Anrufe zu erwidern; ich nahm an, dass sie inzwischen doppelt sauer auf mich war. Um alles nur noch schlimmer zu machen, ließ sich Howard nicht auf der Hundewiese blicken. Vermutlich war das seine Art, mir stressfrei mitzuteilen, dass mein Manuskript gar nicht erst zum Wettbewerb zugelassen worden war. Der Rückzug meiner sozialen Kontakte bot mir plötzlich die Chance zu schreiben. Das war der einzige echte Nutzen dieser überstürzten Aktion, meine Storysammlung zu vervollkommen - nachdem ich mich jahrelang gedrückt hatte, war ich nun wieder mit Feuereifer dabei.

Ich war bereit, meinen großen Arbeiterroman zu beginnen. *Wer* wie ich einige Jahre in dieser Stadt gelebt, in Büros gearbeitet und auf Bahnen gewartet hatte, wusste, dass man an den Öffnungsschlitzten und Verschlussklappen des Tages stets einen Blick auf das Proletariat erhätschen konnte. Es waren vorwiegend kleine, herb aussehende Frauen, gewöhnlich Immigrantinnen, die einen der Millionen kleinen undankbaren Jobs erledigten, die diese Stadt zusammenhielten: Kellnerinnen, Kassiererinnen, Näherinnen, Hortangestellte. Bevor meine Mutter wieder zur Schule gegangen war, um sich zur Lehrerin weiterzubilden - kurz nachdem mein Vater sie verlassen hatte -, gehörte auch sie zu diesen niederen Bediensteten. Ohne es eigentlich beabsichtigt zu haben, hatte ich unendlich viele Beobachtungen über sie gemacht und gespeichert.

Während meiner Anstellung in der Kanzlei hatte ich außerdem genügend Gelegenheit gehabt, mich mit einer ganzen Batterie von Frauen - jungen, alten, Latinas, Russinnen, Afrikanerinnen, Amerikanerinnen, Asiatinnen - zu unterhalten. Ich entwarf in Grundzügen eine Story über eine Truppe von Putzfrauen, die jeden Abend in Aktion traten. Einige hatten Kinder zu unterstützen, waren sogar Alleinverdiener. Wieder andere lebten allein. Nur wenige benutzten eine Gesichtscreme. Sie verbanden mit Clinique keine Kosmetiklinie, sondern einen Ort, an den sie nachts ihre fiebernden Kinder brachten.

Am nächsten Tag schnitt ich mir die kürzeste und praktischste Frisur, die ich je gehabt hatte.

Vier Tage später, als ich mich gerade auf den Weg zu Kinko's machen wollte, rief Zoe mich an. Mit kühler, dezimierter Stimme entschuldigte sie sich, dass sie mich nicht zurückgerufen habe, aber sie sei nicht in der Stadt gewesen. Sie erzählte mir außerdem, dass Jeff ihr nach einer Reihe von Krachen schließlich vorgeworfen habe, mit einem anderen zu schlafen, und sie geschlagen habe. Ausgerechnet an dem Tag, an dem ich in der Mercury Lounge gespielt hatte.

»Dieser Wichser!«, sagte ich. Er war der typische Frauenschläger.

»Ich habe es herausgefordert«, gab sie zu.

»Das ist keine Entschuldigung.«

»Ich hätte es mir denken können. Du hast mich gewarnt.« Sie musste die Tränen zurückdrängen.

»Tut mir Leid, dass ich an diesem einen Abend einfach mit Sako abgehauen bin.« Ich hatte sie seitdem nicht mehr gesehen.

»Er wollte, dass ich meine Freundschaft mit dir beende«, sagte sie.

»Ich fass es nicht!«

»Er meinte immer wieder, es wäre eine Frechheit, dass du ihn permanent beleidigen würdest, obwohl er dir einen Job besorgt hätte.«

»Hat er dir erzählt, dass ich neulich einen Tag gefehlt habe?«

»Ich habe ihn schon länger nicht mehr gesprochen.« Sie wusste also nicht, dass ich in einer Band war.

»Ich muss dir noch etwas erzählen«, begann ich unsicher.

»Ich muss jetzt zur Arbeit«, sagte sie. Offenbar spürte sie, dass mein Geständnis länger dauern würde. »Treffen wir uns heute

Abend?«

»Heute?« Es waren keine Proben angesetzt, sodass ich Zeit hatte.

»Emily spielt bei Brownies.« Das hatte ich total vergessen. Ich musste los, um mich von ihrem Ex bei Kinko's schikanieren zu lassen, also verabredeten wir uns für später.

Letztendlich lief es also darauf hinaus, dass Jeff sauer auf Zoe war und mich als weiblichen Prügelknaben benutzte. Ich musste aus diesem scheußlichen Job aussteigen. Was eine Schande war, da ich momentan wirklich literarische Fortschritte machte. Jedes Mal, wenn es mir möglich war, mich einfach hinzusetzen und zu schreiben, unterbrach mich das Schicksal wie ein quengeliges Kleinkind, das irgendetwas wollte. An

meinem letzten kreativen Tag hatte Gregory mich wegen Gwyneth Paltrow verlassen.

Als ich sechs Minuten zu spät eintraf, ging Jeff sofort auch mich los. »Das wird sich auf deinen Gehaltsscheck auswirken!« Er ließ diese Bemerkung vor drei Mitarbeitern und etwa einem halben Dutzend Kunden fallen.

»Du bist ein ekelhaftes kleines Stück Scheiße«, sagte ich ihm für den Fall, dass er es noch nicht wusste.

»Und du ein undankbares Miststück. Ich hab dir diesen Job besorgt und du fällst mir in den Rücken. Du glaubst, nur weil ich diese Schlampe von deiner Freundin gefickt habe, kannst du dir hier alles erlauben, was?«

»Dieser Typ schlägt Frauen«, verkündete ich den Kunden und Mitarbeitern.

»Widerlich«, sagte eine Frau. Eine andere verließ den Laden.

»Sie hat in meiner Wohnung mit einem anderen Typen gevögelt! In meinem Bett!«, schrie er. »Und du hast sie bestimmt dazu angestiftet!« Er rannte hinaus, ohne mich jedoch zu feuern. Anscheinend gefiel es ihm immer noch, mich hier zu behalten und nach Belieben fertig machen zu können.

Ich nahm meine Jacke und ein paar Bogen Papier, die ich gut zum Schreiben gebrauchen konnte, und ging nach Hause. Von dort rief ich Zoe auf der Arbeit an und erzählte ihr, was eben passiert war. Sie schwor mir, dass sie ihm nie fremdgegangen war. Er war in der Bar auf der Third und A auf sie losgegangen, während sie sich mit Bobby Sox, dem Türsteher der Mercury Lounge, unterhielt. Jeff war vor allen Leuten tollwütig geworden und hatte ihr alle möglichen Beschuldigungen an den Kopf geworfen.

»Habt ihr euch geküsst oder so was?«, fragte ich.

»Wir haben ein einziges Mal vor ungefähr einem halben Jahr geknutscht. Ich hatte einfach zu viel gesoffen.« Dann, in gehetztem Tonfall, der mir verriet, dass ein Vorgesetzter kam, fügte sie hinzu: »Muss jetzt auflegen. Bis später!«

Es regnete nicht wirklich an diesem Tag; es war, als würde der Himmel nur ein bisschen tropfen - als hätte die graue Wolkendecke tausend kleine Löcher. Ich brachte Numb zur Wiese und versuchte meine Sorgen in Nikotin und Kaffee aufzulösen, aber sie waren hartnäckig. Ich kehrte nach Hause zurück und setzte mich wieder an meinen eben erst flügge

gewordenen Roman, doch der Zauber war weg. Angst war an seine Stelle getreten. Zum Schreiben musste man den Kopf frei haben. Ohne etwas zu sehen, starrte ich in der lähmenden Panik, die mich auch daran hinderte, einen Job zu finden, auf den laufenden Fernseher.

Für arbeitslose Tagesglotzer liegt der wahre Reiz der bescheuerten Talkshows, der »Wie würden Sie entscheiden?«-Sendungen oder der blödsinnigen Soaps darin, dass sie alle so furchtbar laienhaft wirken: Man kommt nicht umhin zu glauben, dass man mit ein bisschen Nutella aufs Brot ohne weiteres selbst eines dieser Sexthemen moderieren, einen Zank zwischen Deppen schlichten oder nach einem Drehbuch voller unwahrscheinlicher Handlungsstränge schauspielern könnte.

Nach exzessivem Fernsehkonsum taumelte ich gegen acht hinaus zu Brownies, wo ich bezahlte, mir mein Handgelenk stempeln ließ und mich mit einem Drink anästhesierte. Zoe tauchte etwa eine halbe Stunde später auf. Wir beide taten so, als sei alles in bester Ordnung.

Emilys Band, Crapped Out Cowgirls, trat als Erste auf. Zoe besorgte uns Bier, während Emily zu ihrem ersten Song, »You Don't Need a Trailer to Be Trailer Trash«, Kazoo spielte. Zum Glück tat sie das nur bei diesem einen Lied. Emilys und meine Band waren wie Schimpansen und Orang-Utans - sie waren Rockabilly, wie waren Punk. Was die Musiker anging, kam es etwa aufs Gleiche hinaus. Im Großen und Ganzen waren Sues Songs einen Hauch besser als die der Crapped Outs. Und auch wenn wir enge, aufreizende und abgerissene Kleidung tragen sollten, mussten wir wenigstens nicht noch Cowboyhüte und -Stiefel aufeinander abstimmen. Eine der Frauen in Emilys Band spielte Geige. Das war sehr schön.

Ihr Programm dauerte etwa eine Stunde. Als sie einpackten, baute die nächste Band, Three Mile Island, ihr Equipment auf. Der Laden war eine Schneekugel von East-Village-Flocken; hierher kamen hauptsächlich Leute, die sich für jugendlich hielten, deren Jugend aber schon lange vorbei war. Zoe besorgte uns noch ein paar Drinks und obwohl sie eigentlich auf Kerle-Entzug sein sollte, sah ich, wie sie die Männer durch den Dunst taxierte. Inmitten des Gedränges erzählte ich ihr, dass ich bei Kinko's rausgeflogen war.

»Du hättest eine Arbeitslosenversicherung abschließen sollen«, erwiderte sie automatisch.

»Ich war nicht mal einen Monat da«, erwiderte ich. Dann fragte ich sie, ob es bei ihrer Arbeitsstelle nicht noch einen Aushilfsjob gäbe.

»Ich wünschte, es wäre so«, antwortete sie höflich. »Ich hasse ja meinen eigenen.«

Three Mile Island hatte die berauschte Wirkung eines leckenden Reaktors. Sie spielten derart laut, dass die einzige Chance, eine Art von Unterhaltung zu führen, darin bestand, uns gegenseitig aus vollem Hals ins Ohr zu brüllen, wobei begleitend übertriebene Gesten hilfreich waren. Aus dem Augenwinkel sah ich die junge wasserstoffblonde Sozialdienstlerin; vermutlich war ihre Strafe im Tompkins Square Park abgearbeitet. Ich beobachtete, wie sie mit einem älteren Typen sprach, der ihr etwas zu trinken brachte. Ich fragte mich unwillkürlich, wie sie es schaffte, beim Sex zwischen Beruf und Freizeit zu unterscheiden - wann nahm sie Geld und wann nicht?

»Hey!«, rief jemand, als der Nuklear-Song vorbei war. Es war Emily. Ihre Band hatte ihren Krempel nach unten geschafft und sie hatte nun Zeit.

»Selber hey!«, brüllte Zoe zurück.

»Ich kann immer noch nicht glauben, was die da vor mir verheimlicht hat«, sagte Emily, womit sie mich meinte.

»Was soll denn das heißen?«, fragte Zoe. Ich hielt den Atem an, als mir bewusst wurde, dass ich ihr immer noch nichts von meiner neuen Gruppenerfahrung erzählt hatte.

»Sie hat auch eine Band!«, sprudelte es aus Emily heraus.

»WAS?!«, explodierte Zoe und eine enorme Druckwelle ging von ihr aus. Ich stellte mich tot.

»Sie ist bei The Crazy and the Beautiful«, erklärte Emily. »Und sie haben vor ein paar Tagen in der Mercury Lounge gespielt.«

»Das ist nicht wahr!«, fauchte Zoe.

»So was von dreist!«, fügte Emily hinzu. »Du rufst mich an und quetschst mich nach Sue Wott aus und bist die ganze Zeit schon in ihrer Band!«

»Wieso kommt mir dieser Name bekannt vor?«, fragte Zoe misstrauisch.

»Das ist dieses verrückte chinesische Biest«, erklärte Emily.

»Sie ist Kambodschanerin«, korrigierte ich.

»Oh, nein, Moment mal!« Zoe hatte offenbar eins und eins zusammengezählt. »Du willst mir doch nicht sagen, dass sie Primos berühmte Primadonna ist.«

»Doch«, gestand ich. »Ich wollte es dir noch erzählen.«

»Bist du eigentlich total bescheuert?«, fragte Zoe ruhig.

»Mir reicht es.« Plötzlich war mir die Musik zu laut und der Laden zu dunkel. Ich setzte an, mich zum Ausgang durchzudrängeln.

»Ihr tretet mit uns und Purple Hooded Yogurt Squirter im CBGBs auf, wusstest du das?«, fragte Emily fröhlich.

»Eure Band ist besser als unsere«, log ich, um das Thema zu wechseln.

»Ich weiß«, erwiderte sie unbescheiden. »Willst du wissen, warum?« Sie deutete in die Menge. An einem Tisch saß, beziehungsweise hing mit dem Kopf auf der Tischplatte, eine dürre Bohnenstange von Frau. Ich schob mich durch das dunkle Gedränge, bis ich einen schwarz-blond gefleckten Kopf ausmachen konnte. Norma hatte sich völlig abgeschossen. Emily erklärte Zoe, dass die Zugedröhte die Drummerin meiner Band sei.

»Sie ist nur deswegen so, weil sie im Wachzustand als Musikerin alles gibt«, verteidigte ich sie.

»Willst du dich um sie kümmern?«, wollte Zoe wissen.

»Ich weiß, es klingt wahrscheinlich herzlos, aber ich lasse sie lieber in Frieden und respektiere sie weiterhin, als dass ich sie nach Hause karre und dafür auf immer und ewig verabscheue.«

»Du willst sie einfach da liegen lassen?«, fragte Emily und bohrte damit in meinem Gewissen. Ich seufzte und wandte mich um. Sue stand direkt hinter mir.

»Was machst du denn hier?«, fragte ich schockiert.

»Ich bin mit Norma gekommen.« Sie zeigte auf die reglose Gestalt am Tisch und trat in unsere traute kleine Runde. »Und was machst du hier?«

»Emily hat heute hier gespielt. Sie ist eine Freundin von mir.« Sue schüttelte ihr die Hand.

»Ich hab schon viel von dir gehört«, sagte Zoe arglos und griff ebenfalls nach Sues Hand.

»Was hast du denn gehört?«

Ich warf Zoe einen warnenden Blick zu.

»Nichts.« Sie schien zu begreifen. »Nur, dass du Primos Ex bist und so weiter.«

»Primo?« Sues innerer Alarm schien loszuschallen. »Was hat denn der damit zu tun?«

Zoe, die augenblicklich begriff, dass sie meinen Fuß auf eine Landmine gestellt hatte, verstummte. Es war Emily, die sie dann endgültig hochgehen ließ.

»Mary war Primos letzte Freundin.«

»Was?« Erst die Detonation, die Sue produzierte, gab Emily den subtilen Hinweis darauf, dass sie in ein gewaltiges Fettnäpfchen getreten war.

»Was soll das, verdammt?«, fauchte Sue schließlich.

»Was denn?«, fragte ich.

Emily und Zoe begannen beide zurückzuweichen. Entweder hatten sie kapiert, dass sie schon genug Schaden angerichtet hatten, oder aber sie befürchteten, von Granatsplittern getroffen zu werden.

»So ist das also!«, folgerte sie. »Du bist irgendeine kranke Pissnelke, die sich eingeschlichen hat, um etwas über mich rauszufinden.«

»Primo ist tot«, enthüllte ich ihr. »Er hatte vor ein paar Wochen in meiner Wohnung eine Herzattacke.«

»Und was zum Teufel willst du von mir?«

»Er hat dich geliebt. Mehr als jede andere Frau, mit der er je zusammen war.«

»Und deswegen wolltest du in meine Band?«

Es klang ja wirklich krank.

»Ich bin zum Vorspielen gekommen, weil ich mit dir reden wollte. Weißt du nicht mehr? Ich habe es dauernd versucht, aber du hast mich immer wieder abgewimmelt.«

»Du hattest keinen Termin«, fiel ihr wieder ein. Sie starrte mich mit aufgerissenen Augen an, als sei ich ein Geist.

»Ich wollte dir bloß sagen, dass er tot ist, und mit dir reden. Aber du bist so verdammt arrogant und egozentrisch, dass du mir einen Bass in die Hand gedrückt und mich zum Vorspielen gedrängt hast. Also hab ich gespielt und du hast mich engagiert.«

»Wenn du etwas zu sagen hattest, dann hättest du's auch einfach sagen können.«

»Ich glaube, ich wollte auch wissen, warum er dich so abartig geliebt hat, aber -«

»Aha.«

»Aber es ging mir vor allem um dein Kind«, fügte ich hinzu. Dann verstummte ich, weil ich nicht wusste, wie ich hätte erklären sollen, dass ich als Kind erst spät vom Tod meines Vaters erfahren hatte.

»Mein Kind geht dich überhaupt nichts an, also lass mich verdammt noch mal in Ruhe!«, brüllte sie. Wütend lief sie zu Norma, packte sie um die Taille und zerterte sie aus dem Laden.

Ich stand eine Weile einfach nur da, bis Emily kam und sich entschuldigte. Zoe tat es ihr nach, aber es war alles mein Fehler. Ich entschuldigte mich meinerseits, dass ich so viel verheimlicht hatte. Die letzte Band, Three Mile Island, packte gerade ihre Sachen zusammen. Die Transporter draußen parkten in zwei Reihen und Emily musste helfen, den Rest des Equipments ihrer Band in den Wagen zu schleppen.

»Bist du okay?«, fragte Zoe mich zärtlich. Offenbar sah sie, dass ich emotional völlig fertig war.

»Es tut mir Leid«, war alles, was ich ihr sagen konnte.

»Komm, verschwinden wir von hier.« Sie führte mich an der Hand hinaus.

Da Zoes Fernseher mehr Zoll hatte als meiner, gingen wir zu ihr. Auf dem Weg zum koreanischen Supermarkt fragte sie: »Warum hast du mir denn nicht gesagt, dass du Mitglied einer Band bist?«

»Ehrlich gesagt«, erklärte ich, »weil es mir peinlich war. Ich kam mir zu alt für so was vor und ich wohne eigentlich schon zu lange hier, um mir irgendwelche illusionären Hoffnungen zu machen.«

»Erstaunlich.« Zoe lächelte. »Ich ziehe Abend für Abend um die Häuser und bete, Mr. Right zu finden, aber die harte, alte Mary Bellanova darf sich keine Hoffnungen machen.«

Wir teilten uns eine Packung fettfreies Vanille-Eis und sahen uns ein Potpourri ihrer Blockbuster-Videosammlung an: die letzte sinkende halbe Stunde von *Titanic*, die ersten destruktiven zwanzig Minuten von *Independence Day* und die Mädels-Cliquen-Anfangsviertelstunde von *Heatbers*. Schließlich sagte ich ihr, dass ich gerne ein Video von Anfang bis Ende sehen würde. Sie legte *Sex, Lügen und Videos* ein, doch nach der Anfangsszene, in der eine Frau ihre Schwester mit deren Ehemann betrügt, pennte Zoe weg. Ich war auch müde, wollte aber lieber zu Hause aufwachen. Also ging ich um vier Uhr nachts nach Hause und fand Numb total durchgedreht vor. Er musste dringend raus, aber weil er merkte, dass ich völlig erledigt war, erleichterte er sich gleich auf dem Bürgersteig. Als ich endlich ins Bett fiel, kehrte die Sonne gerade ihrerseits von einer wild versoffenen Nacht zurück.

17. Kapitel

Jeder Tag besitzt seine eigene Tönung. Der nächste Tag erschien in deprimierendem Blau. Während ich im Bett lag und den Verlust meines Jobs und meiner Band betrauerte, wurde ich von enervierend taktvollem Klopfen an meiner Tür gestört. Nach nur zwei Monaten wollte meine brandneue Mitbewohnerin ausziehen. Carolines Risotto war gar.

»Dorn und ich haben eine Wohnung in Park Slope gefunden«, teilte sie mir glücklich mit.

Abgesehen von der Tatsache, dass Dorn schwul war, würde sie auch herausfinden, dass die meisten Menschen auf Distanz vielleicht liebenswert sind, ein gemeinsames Leben aber ein ganz anderes Thema ist.

»Ich sollte dir zwar einen Monat vorher Bescheid geben, aber ich ziehe trotzdem heute aus. Natürlich bezahle ich weiter.«

Der Gedanke daran, einen Monat allein wohnen zu können, war nett, aber die Trostlosigkeit überwog.

»Alles okay? Du siehst ziemlich fertig aus.« Sie schien besorgt, fast Anteil nehmend.

»Ich habe bloß gerade meinen Job verloren«, antwortete ich müde.

»Ich hab gehört, dass sie im Strand Leute suchen.«

Der Strand war nicht nur ein Buchladen, sondern auch ein Arbeitsbeschaffungsprogramm für weiße Nichtstuer. Sie hockten

versteckt in den engen Gängen zwischen den Regalen auf Bücherkisten, bis irgendein verbitterter Rektal-Manager von seinem Schreibtisch aus Befehle brüllte. Es versteht sich von selbst, dass ich so tief nicht sinken konnte. Ich bedankte mich bei ihr für den beschissenen Rat. Ich würde meine Dauerkarriere als Zeitarbeiterin weiterführen, doch nicht schon heute.

Der Blues erstreckte sich über die ganze Woche und wurde zusehends schlimmer, während ich mein Schicksal akzeptierte und darauf wartete, dass meine Ersparnisse dahinschwanden. Vielleicht war es mein Verdrängungsmechanismus, der mich wieder zum Schreiben brachte. Solange ich Leute der Arbeiterklasse und fiktives Leiden manipulieren konnte, schien alles in Ordnung. Während sich Kaffeebecher in meiner Wohnung ansammelten und zu Aschenbechern umfunktioniert wurden, schrieb ich alle Frauen in meinem Roman zu Geschiedenen, Witwen oder Nie-Verheirateten um. Wie meine Mutter waren sie alle allein erziehend.

Die Einzelheiten strömten nur so aus meinen Fingern. Aus Plots sprossen Nebenplots. Die Hauptcharaktere brachten Nebencharaktere hervor. Zum ersten Mal seit so langer Zeit, dass es mir wie das erste Mal in meinem Leben vorkam, spürte ich echte Freude am Schreiben und hörte auf, mich arbeitslos zu fühlen.

Verglichen mit dem Spielen in einer Band war das Schreiben ein einsames Geschäft. Numb rollte sich zu meinen Füßen zusammen und immer wenn ich mit dem Tippen aufhörte, schaute er liebevoll zu mir auf und gähnte. In jener Woche führte ich auch ein Gespräch mit meiner Mutter, das bemerkenswert wenig gegenseitige Schuldzuweisungen enthielt. Wir sprachen über nichts Besonderes, da ich es tunlichst vermied, ihr irgendwelche Details zu verraten, die sie nachher gegen mich verwenden könnte. Sako rief an und fragte, ob wir uns noch einmal sehen würden. Doch selbst in John Hughes' Welt der Teenager-Liebe gab es niemanden, der Füße verschlang und nackt und ekstatisch herumtanzte. Ich musste erst darüber nachdenken. Auch Scotty meldete sich, um mir wegen meines Jobs sein Beileid auszudrücken.

»Tut mir Leid, dass Jeff so ein Mega-Idiot ist, aber er ist wegen der Trennung von Zoe wirklich total durch den Wind.«

Norma rief an und sagte, dass sie von meinem Rausschmiss erfahren hätte, nachdem sie endlich aus ihrem Delirium erwacht war. Ich gehörte nicht länger zu den Schönen und Verrückten. Jetzt war ich hässlich und geistig gesund. Sie erzählte mir, dass Sue den Gig bei CBGBs und zwei andere Auftritte, von denen sie uns noch nichts erzählt hatte, gecancelt hätte.

»Und du glaubst nicht, dass sie mir vielleicht verzeihen könnte?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort wusste.

»Wir dürfen nicht einmal deinen Namen erwähnen«, sagte Norma. »Sie will morgen anfangen, eine neue Bassistin zu suchen, und hat geschworen, dass sie jede, die Primo auch nur flüchtig gekannt hat, die Treppe runterstoßen würde.«

Als sie aufgelegt hatte, dachte ich darüber nach, dass Primo vielleicht egoistisch und jämmerlich gewesen war, nicht aber bösartig. Was immer er Sue angetan haben mochte - er hatte es aus einer Schwäche heraus oder aus Faulheit getan. Wie ein Köter, den man aus dem Tierheim holte, ohne seine Vorgeschichte zu kennen, war Primo als Partner immer nur die letzte Rettung gewesen. Jede Frau, die von ihm verletzt worden war, hatte es sich selbst zuzuschreiben. Und genau das traf Sues wunden Punkt - sie schaffte es einfach nicht, Schuld bei sich selbst zu sehen.

Gegen Ende der Woche, als ich der Meinung war, ich hätte langsam gute Nachrichten verdient, brach Howard endlich sein Schweigen und rief an. »Können wir uns in zehn Minuten treffen? Ich muss dir etwas sagen.«

Acht Minuten später wartete ich an der Hundewiese. Ich war überzeugt, er würde mir sagen, dass mein Buch abgelehnt worden sei. Wäre es anders gewesen, hätte er mir das schließlich am Telefon mitteilen können. Als er auftauchte, ließ er Fedora von der Leine und kam mit traurigem Hundeblick auf mich zu.

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, fiel ich mit der Tür ins Haus. »Ich hab's halt versucht. Kein großer Verlust. Die Kunst lebt von Ablehnung.«

»Hat dich jemand benachrichtigt?«

»Nein.«

»Tja, mir hat auch niemand gesagt, dass du abgelehnt worden bist«, sagte er.

»Das heißt, mein Buch ist nicht abgewiesen worden?«

»Meines Wissens nicht. Alles, was ich weiß, ist, dass der Verleger mich angerufen hat und wissen wollte, woher das Manuskript stammt und warum ich kein Gutachten geschrieben habe. Ich hab ihm erzählt, dass es in dem Stapel von Werken, die er mir gegeben hat, gewesen ist und dass ich es bloß übersehen habe. Also hat er dein Buch einem anderen zu lesen gegeben. Vor ungefähr einer Woche habe ich gehört, dass das Gutachten positiv gewesen sein soll.«

»Warum hast du mir das denn nicht schon vor einer Woche gesagt?«, fragte ich. Ich war immer ausgehungert nach ein paar aufbauenden Worten.

»Ich wollte dir keine Hoffnungen machen.«

»Und warum sagst du es mir dann jetzt?«

»Weil du mich gefragt hast«, antwortete er. »Das ist aber nicht der Grund, warum ich dich um das Treffen gebeten habe.«

»Oh!«

»Weißt du noch, dass du mir neulich von deinem Freund, diesem Joey Lucas, erzählt hast?«

»Nein.«

»Weißt du nicht mehr, dass du sagtest, wie wenig du doch eigentlich über ihn weißt, und ich meinte, dass ich etwas über ihn herausfinden könnte?«

»Ehrlich gesagt, nein«, antwortete ich. Ich war sicher, dass es so passiert war, aber offenbar hatte ich mein Gedächtnis irgendwann im Klo runtergespült.

»Ich habe dir erzählt, dass ich einen Bekannten habe, der Privatdetektiv ist.«

»Ach ja.« Ein Lämpchen blitzte in meinem Hirn auf.

»Weißt du, wie alt dein Nachbar ist?«

»Um die fünfzig. Warum?«

»Und er ist in Hoboken geboren, richtig?«

»Ich glaube ja.«

»Weißt du, ob Joey sein richtiger Name ist? Oder hat er sich irgendwann umgenannt?«

»WARUM?«, fragte ich.

Howard reichte mir eine Seite aus einem kleinen Spiralblock, auf der drei Namen standen.

Joseph Lucachevski, 1025 Washington Street,

geb. 11.9.45, gest. 20.7.77

Joey Lukas, 123 Clinton St., geb. 7.2.28

Joe Lugars, 218 Eight St., geb. 29.11.58

»Scheiße«, sagte ich.

Ich war nicht hundertprozentig sicher, wann genau und ob er in Hoboken geboren war, aber die Adresse 1025 Washington Street bezeichnete das Haus, in dem ich die ersten zehn Jahre meines Lebens verbracht hatte. Joey hatte direkt über uns gewohnt. Es wäre ein zu großer Zufall gewesen, wenn es dort noch einen Joey Lucas oder jemanden mit einem ursprünglich ausländischen, dann amerikanisierten Namen gegeben hätte. Laut Information, die ich in der Hand hielt, war Joey vor zweiundzwanzig Jahren gestorben. Wer zum Teufel war also dieser Mann, der in den letzten Jahren zu einem meiner besten Freunde und engsten Vertrauten geworden war?

»Da muss irgendwie ein Irrtum vorliegen«, brachte ich kopfnickend hervor.

»Hast du Lust, mit mir auszugehen?«, fragte Howard, während ich überlegte, wer mir im Internet aufgelauert hatte - in diesem Cyberspielplatz der falschen Identitäten und Pädophilen.

»Im Angelika läuft ein guter Film«, fügte er hinzu, wobei er hinter männliche Unsensibilität ein fettes Ausrufezeichen setzte.

»Gut«, antwortete ich geistesabwesend. Er teilte mir Zeit und Ort mit und ich ging verstört nach Hause, wo mir mein mentaler Boden unter den Füßen wegsackte.

Ich wählte Joeys Nummer und lauschte seinem Spruch auf dem AB.

»Ich bin's, hinterlassen Sie mir eine Nachricht.« Ein langes Piepen

signalisierte ein volles Band und ich legte auf, ohne etwas drauf-sprechen zu können. Es musste eine einfache Erklärung für diese Sache geben.

Howard und ich trafen uns auf eine Pizza im Two Boots und machten uns anschließend auf den Weg zum Angelika Film Center. Wir waren früh dran und als wir an einem Modernen Antiquariat vorbeikamen, gingen wir hinein, um etwas Zeit totzuschlagen, bevor der Film beginnen würde. Howard schaute unter »Literaturkritik« nach, während ich in der Hoffnung, mich von Joeys Identität ablenken zu können, die Romane durchsah. Als ich die Buchrücken der Rubrik »Erotika« überflog, entdeckte ich eine Reihe von sechs pornographischen Werken in Taschenbuchausgabe und alle mit grünen Covern, die von Journey Men Press herausgegeben waren. Sie hatten komische Titel: *Bullenschwengel*, *Der Finger in der Lesbe...* Bevor mein Hirn es richtig registriert hatte, heulte ich bereits auf: *Es kommt immer anders von Primitivo Schultz*.

»Oh, Scheiße!« Der Gedanke daran, dass Primos unerträgliches Geschmiere es tatsächlich bis in den Druck geschafft hatte, während es mir nicht einmal gelang, eine Story in einem vernünftigen Literaturmagazin unterzubringen, erfüllte mich mit plötzlicher und heftiger Wut. Ich riss das Buch aus dem Regal und schlug es auf.

»Was ist denn los?«, rief Howard.

Es war wirklich dasselbe Buch. Bevor ich darüber nachdenken konnte, hatte ich das Ding bereits mitten durchgerissen.

»Was zum Teufel geht denn da ab?«, brüllte der Verkäufer. Howard kam zu mir.

»Nichts, tut mir Leid«, sagte ich, als mir mit einem Schlag klar wurde, was ich getan hatte. Ungeschickt versuchte ich, die beiden Hälften wieder zusammenzufügen.

Der Verkäufer kam heran und riss mir die zwei Buchteile aus der Hand. »Dieses Buch gehörte zu einem Zyklus. Wir hatten die gesamte Reihe, ist Ihnen das klar?«

»Das ist ein ekliger Porno.« Ich hörte mich an wie ein Puritaner.

»Na, hören Sie mal. In diesem Land ist das Recht auf freie Rede in der Verfassung verankert!«

»Nein, das meinte ich gar nicht. Es ist nur, dass dieses Buch so furchtbar schlecht geschrieben ist -«

»Hey, es interessiert mich einen feuchten Dreck, was Sie davon halten.« Der Verkäufer war offensichtlich stinksauer.

»Was kostet das Buch?«, fragte Howard schwach, bevor sich die Situation noch weiter hochschaukeln würde.

»Fünfundzwanzig Dollar«, fauchte der Mann. Der Preis entstammte ziemlich sicher einem inneren, von Wut gesteuerten Bewertungssystem. Ich hatte achtzehn Dollar. Howard steuerte sieben weitere bei.

»Ich zahl es dir zurück«, versicherte ich ihm. Er zuckte mit den Schultern.

»Und kommen Sie bloß nicht wieder!«, brüllte der Verkäufer uns hinterher, als wir gingen.

Schweigend wanderten wir bis zur Ecke. »Wer ist Polly?«, fragte Howard leise.

Ich schaute zu ihm hinüber und sah, dass er die Widmung im Buch las. »Irgendeine dumme Kuh wie ich«, erwiderte ich. Ich fühlte mich wie eine Vollidiotin.

»Willst du das Buch haben?«

»Nein, danke«, antwortete ich. Dann: »Macht es dir was aus, wenn wir das mit dem Kino lassen?«

»Nein.« Er steckte das zerrissene Taschenbuch in seine Jackentasche.

»Ich komme mir ziemlich dämlich vor«, sagte ich nach ein paar Minuten Stille. »Ich bin wirklich manchmal furchtbar jähzornig.«

»Wahrscheinlich warst du bloß total aufgebracht wegen der Sache mit Joey.«

»Das entschuldigt aber nicht, was ich getan habe. Primo hat ja nichts Böses getan. Und nichts ist so schlimm wie ein Buch zu zerstören.«

»Er hätte dir sagen können, dass er es geschrieben hat.«

»Er hat mir erzählt, dass er Schriftsteller war. Und ich habe das elende Manuskript gefunden. Gott, ich hab's gelesen. Es ist entsetzlich. Es gibt nicht genug Sexszenen und... ich bin einfach davon ausgegangen, dass man es abgelehnt hat.«

Der Abend endete damit, dass wir beide unsere Hunde ausführten. Als ich in meine Wohnung zurückkehrte, schleimte Sako mir gerade eine weitere Nachricht aufs Band, in der er um ein zweites Date bettelte.

Ich nahm ab und bedankte mich für den experimentellen Abend sinnlicher Vergnügungen, aber ich wollte es nicht noch einmal riskieren.

»Warum nicht?«, fragte er. »Wenn ich dir ein bisschen seltsam erschienen bin -«

»Leider hab ich dir einen bösen Fußpilz zu verdanken«, log ich. Er entschuldigte sich, empfahl mir Dr. Scholls Fußpuder und legte hastig auf.

Ich ging ins Bett und versuchte einzuschlafen, aber die Frage nach Joeys Identität wollte mir einfach nicht aus dem Kopf gehen. Schließlich rang ich mich dazu durch, etwas zu tun, was Zoe einmal getan hatte, als sie erfahren hatte, dass ihr Freund ihr fremdgegangen war. Ich rief Joeys Nummer an und als sein Band ansprang, tippte ich planlos eine Reihe Dreier-Kombinationen ein, um seinen Fernabfrage-Code zu knacken. Die ersten paar Male hatte ich keinen Erfolg; die Leitung wurde automatisch unterbrochen. Doch beim vierten Versuch hörte ich ein seltsames Piepen, dann das Geräusch des zurückspulenden Bandes. Einen Moment später wurden die Nachrichten abgespielt.

»Hey, Rudy, hast du jetzt gesagt Aqueduct um zehn oder nicht? Ich warte auf dich, du verdammter Hurensohn.« -*Bieb* - »Verdammt noch mal, Staf, ich hab gehört, dass du Jimbo den Arm ausgekugelt hast. Ich hab dir doch schon tausendmal gesagt, dass er dich nicht bezahlen kann, wenn er nicht arbeitet!« - *Biep* - »Hey, Mr. Stafiglianno, ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, aber ich könnte diese Woche schon mal zweihundert zahlen, den Rest dann nächste, ja?« -*Biep*. Und so ging es weiter.

Ich legte auf und rief noch einmal an. »Du elendes, feiges Arschloch, wenn du mich jemals wieder anrufst oder dich blicken lässt, dann bring ich dich um, ich schwor's!« Ich knallte den Hörer auf die Gabel und brach in Tränen aus. Es war mir egal, dass er eine Art Schläger zu sein schien. Rudolph Stafiglianno war mein Vater und ich hatte ihn für tot gehalten.

18. Kapitel

Eine halbe Erdumdrehung später, gegen Mittag des folgenden Tages, weckte mich das Klingeln des Telefons. Howard erzählte meinem Band, dass nun feststand, welches Buch den Wettbewerb gewonnen hatte.

Ich nahm ab. »Welches denn?«

»*Stark*, der Roman über den Priester. Der Autor hat ein neues Ende eingereicht, bei dem der Typ in einen Skandal verwickelt und von der Gemeinde verstoßen wird.«

Das neue Ende klang wie das aus dem Film *Der Priester*, aber wenn der Verleger den Film nicht gesehen hatte, war das sein Problem. Wieder stieß mir sauer auf, dass ein Buch von Primo veröffentlicht worden war, von mir aber bisher noch keines.

»Aber, hey«, sagte Howard, »ich habe gute Neuigkeiten. Du warst in der engeren Auswahl und ich glaube, ich kann dir einen Agenten besorgen.«

»Das wäre toll«, sagte ich. Ich hatte noch immer den Kopf halb im Kissen vergraben.

»Arbeitest du momentan an etwas Neuem?«

»Ja. Ich habe ungefähr ein Viertel einer Story über eine Gruppe von Putzfrauen.«

»Die in ihrem Büro ein tolles Ding drehen?«, nahm er das Ende vorweg.

»Nein.«

»Irgendwelche Sexszenen mit ihrem Boss?«

»Nein.«

»Erschießen sie den Chef?«

»Pass mal auf«, leitete ich meinen Kompromissvorschlag ein. »Wenn ich sie mit dem Chef vögeln lasse, dann sorg ich auch dafür, dass sie ihn vorher abgeknallt haben, okay?«

Er gab mir eine Adresse in Midtown und eine Telefonnummer durch.

»Sag ihm, dass ich dich empfohlen habe.«

»Ich weiß es zu schätzen«, erwiderte ich.

»Gehst du mit dem Hund raus?«

»Später. Ich muss jetzt weg.« Ich mochte zwar arbeitslos sein, hatte aber trotzdem zu tun: Ich musste einen neuen Mitbewohner finden. Der Hall in dem leeren Zimmer klang nach einer verlassenen Zukunft. Im Badezimmer marschierte eine Baby-Kakerlake auf mich zu und hielt vor mir an. Dass ich sie nicht umbrachte, war eine gute Tat, wie ich fand. Das reichte ja dann wohl für heute. Ich durchwühlte meine Taschen, fand aber weder Zigaretten noch Kaugummi noch TicTac. Ich schaltete den Fernseher an, nahm den Telefonhörer und rief Zoe an.

»Was ist los?«, fragte sie, wieder in dem nervösen, gehetzten Tonfall, der mir verriet, dass ein Vorgesetzter irgendwo in der Nähe herumlungerte.

»Gestern habe ich in einem Buchladen in der Mercer Street eine Ausgabe von *Es kommt immer anders*, einem Porno, den Primo geschrieben hat, gefunden.«

»Na und? Er hat mir erzählt, dass er schreibt«, sagte sie müde.

»Ich bin durchgedreht. Ich habe das Buch zerrissen. Und dabei war ich mir in dem Moment nicht einmal darüber bewusst, was ich tat.«

»Das kann doch nicht wahr sein«, murmelte sie.

»Was meinst du damit?«

»Du hast dich schon lange genug damit beschäftigt. Meinst du nicht, dass es Zeit ist, dich endlich von ihm und seiner Asche zu befreien?« Sie legte auf; die Gefängniswärterin war offenbar an ihrer Zelle vorbeigekommen. Ich hatte nicht einmal Zeit gehabt, ihr von der schrecklichen Sache mit Joey zu erzählen.

Sie hatte Recht. Es war höchste Zeit, die Asche zu zerstreuen und den Lügner zu vergessen. Den Lügner, den Betrüger und den Flachwischer, der sechs Monate lang bei mir geschlafen hatte und dann eines Tages gestorben war.

Ich blätterte durch mein Adressbuch, fand Helga Elfmans Karte und wählte die Nummer. Eine selbstbewusst klingende Empfangsdame meldete sich. »Barbarosian Gallery.«

»Ms. Elfman, bitte.«

»Wen darf ich melden?«

»Primos Freundin«, antwortete ich. Es klang so schlecht, dass es schon wieder schön war.

»Noch im Tod hat der Mann eine Freundin«, sagte Helga statt einer Begrüßung.

»Tut mir Leid, dass ich Sie einfach so anrufe, aber Sie wollten wissen, wann die Asche verstreut wird.«

»Wann und wo? Schnell.« Sie war wirklich kein Typ zum Plaudern. Schweigen ist Gold und Zeit ist Geld.

»Heute Abend«, beschloss ich in diesem Moment. »Im Tompkins Square Park.«

»Heute Abend könnte schwierig werden«, antwortete sie.

»Schwierig oder nicht, heute passiert es. Ich warte bis um sieben. Nicht länger. Ich will mich heute Abend aller Scheißkerle in meinem Leben entledigen.«

»Wo genau soll ich Sie treffen?« Sie klang, als hätte sie schon Stift und Notizbuch gezückt.

»Kennen Sie die Horseshoe Bar?«, fragte ich.

»Ich versuch's«, sagte sie und legte auf.

Ich rief die andere Quasi-Ex-Freundin, Lydia, an. Sie nahm nicht ab, also sprach ich ihr die Information aufs Band. Ich überlegte, ob ich Norma anrufen sollte, wollte aber dann doch nicht riskieren, dass sie Ärger mit Sue bekam. Zuletzt meldete ich mich noch einmal bei Zoe, um ihr mitzuteilen, dass heute der schicksalhafte Abend der längst überfälligen Asche-Verwehung war.

»Ich bin ja so froh«, antwortete sie und legte auf. Anschließend hinterließ ich auf den Anrufbeantwortern diverser Freunde Primos die Nachricht von der abendlichen Bestattung. Dann wurde mir bewusst, wie unhöflich es dem Fernseher gegenüber gewesen war, dass ich telefoniert hatte, während er lief, also schaute ich ohne weitere Unterbrechung zu.

Es war fünf, als *Oprah* zu Ende war. Sowohl der Hund als auch ich brauchten dringend frische Luft. Es war bislang ein Tag ohne Sonne und Vorwärtsbewegung gewesen. Ich sprach eine Ansage auf meinen Anrufbeantworter: »Falls irgendjemand anruft - heute Abend um Viertel nach sieben wird Primos Asche im Tompkins Square Park auf der Hundewiese ausgestreut.«

Ich zog mich an, packte den Hund, suchte die Primo-Kiste und machte mich damit auf den Weg in den Park. Als ich durch den Wohnkomplex zwischen der First Avenue und der Avenue A ging, tastete ich in meinen Taschen nach einer Zigarette und fand stattdessen einen Umschlag mit blauen, rautenförmigen Pillen. Mir fiel wieder ein, dass ich sie vor einiger Zeit in einer von Primos Bananenkisten gefunden hatte. Als ich auf der Fifth Street angelangt war, betrat ich die Drogerie an der Ecke, um mir eine Schachtel Kippen zu besorgen. Der Drogist selbst verkaufte mir ein Päckchen.

»Entschuldigen Sie«, sprach ich den bebrillten Mann um die sechzig an. »Sie können mir nicht zufällig sagen, was das hier ist?« Ich hielt ihm die Pillen hin.

Er nahm eine und hielt sie ans Licht. »Sie müssten zu einem Labor gehen, um Gewissheit zu kriegen. Aber von Größe, Form und Farbe würde ich sagen -« Er brach ab, ging zu einem Regal nach hinten und murmelte: »Yep, genau, wie ich mir gedacht habe.« Dann kehrte er zu mir zurück. »Ich weiß nicht, in welcher Dosierung, aber das hier ist Viagra.«

»Viagra!« Ich konnte es kaum fassen. Zuerst musste ich lachen. Dieser Pisser hatte Viagra genommen. Und selbst damit war der Sex lahm gewesen. Nachdem ich mir den ersten Kaffee des Tages besorgt hatte, ging ich zum Tompkins Square, wo ich mir eine Zigarette anzündete, den Kaffee runterkippte und den Hunden beim Laufen zusah. Es war erst halb sechs, aber der Tag wirkte frühzeitig gealtert,

hatte schon jetzt eine Halbglatze und ein Doppelkinn. Ich hatte noch anderthalb Stunden totzuschlagen, bevor die Trauergemeinde eintreffen würde.

»Hey«, hörte ich. Erschreckt schaute ich auf und erwartete schon fast, Zombie-Papi vor mir zu sehen, doch es war Howard.

»Wie geht es dir?«, fragte ich und drückte meine Zigarette aus.

»Was sinnierst du so vor dich hin?«

»Ich verstreue Primos Asche um sieben.«

»Gut.« Er beugte sich vor. »Ist das dein einziges Problem?«

»Gott, wenn meine Probleme Perlen wären, hätte ich die längste Kette in der ganzen Gegend«, witzelte ich, aber eigentlich ging es momentan wirklich nur um das eine Problem, und es war mir zu peinlich, über meinen untoten Vater zu reden. Mich kotzte die Tatsache an, dass dieser ausgesprochen widerwärtige Co-Produzent meiner Person sich in meinem Leben wie ein Geschwür ausgebreitet hatte. Tattoo Man blieb schweigend neben mir stehen, denn er spürte wohl, dass ich nachdenken musste. Ich zündete mir eine weitere Zigarette an, wobei ich die Tatsache zu verdrängen versuchte, dass einer von sieben Amerikanern Krebs bekam.

»Wenn du Geld brauchst, kann ich dir was leihen«, erbot er sich, freundlich wie immer.

»Ich mache mir nur über das Arbeiten im Allgemeinen Sorgen.« Er setzte sich neben mich auf die Bank und ertrug meine nervösen Rauchbäuerchen. Ich versuchte mir die ganze Zeit vorzustellen, wie es für meine Mutter vor dreißig Jahren gewesen sein musste. Meine Probleme waren dagegen so winzig. Dass meine Mutter nachts um die Häuser gezogen war und sich von einem Aushilfsjob und Freund zum nächsten gehandelt hatte, schien mir undenkbar. Die gesellschaftlich vorgegebene Konzeption von Glück, die ihr als junge Frau eingetrichtert worden war - Mann und Kind vor dem dreißigsten Geburtstag -, war so strikt, dass sie, ohne es zu merken, ihr wahres Glück für dieses Ziel geopfert hatte. Wie schwierig musste es gewesen sein, mit einem betrügerischen, unehrlichen, verantwortungslosen Sack von Ehemann ein Kind aufzuziehen.

Und ich lebte hier im hedonistischen East Village und war auch nicht glücklich. Ich hatte nicht einmal ein Kind, an dem ich meinen Frust auslassen konnte. Eine grüne Schmeißfliege landete auf meinem Arm und ich fuhr angewidert zusammen.

»Sorry«, sagte Tattoo Man. Er hatte meinen Rücken gestreichelt.

»Schon gut«, gab ich zurück.

»Hör mal, es fällt mir nicht leicht, das zu sagen«, begann er. »Ich würde dir gerne irgendwie vermitteln, dass ich dich mag«, sagte er in gequältem, nervösem Tonfall.

»Das würdest du also gerne?« Ich zündete mir noch eine Zigarette an, wobei mir einfiel, dass ich auch noch einen Mitbewohner brauchte.

»Ich mag dich wirklich. Und ich weiß, dass es komisch klingt, aber ich würde dich gerne besser kennen lernen.«

Ich sog angestrengt an meiner Zigarette und versuchte einen Aufschrei zu unterdrücken. Nicht einmal dieses ungewollte »besser kennen lernen« konnte etwas gegen die Woge von Hass auf einen unerwünschten Vater ausrichten.

»Bist du deiner Freundin je fremdgegangen?«, fragte ich ohne Umschweife.

»Nein.«

»Hast du dich je von einer aushaken lassen?«

»Bestimmt nicht. Eher das Gegenteil.«

»Hast du je Viagra genommen?«

»Nicht dass ich wüsste.« Er lachte.

»Hast du je eine Freundin geschlagen oder sie mit einem Kind sitzen lassen oder bezüglich deines Alters gelogen oder vorgegeben, jemand anderes zu sein oder... ihr deinen Hund aufgehalst?«

»Nein zu jedem Punkt«, sagte er.

Wobei mir die Sache mit dem Hund ja nichts mehr ausmachte -im Grunde genommen war das das einzig Nette gewesen. Vielleicht weil er spürte, dass der Schmerz bei mir direkt unter der Haut lag, lächelte er mitfühlend und legte seine Hand auf meine.

»Ich habe keinen Job, kein Talent, kein Geld, nichts zu bieten. Du kannst etwas weit Besseres bekommen. Trotz der ganzen albernsten Tattoos, mit denen du dich verunstaltet hast.«

»Das glaube ich nicht«, antwortete er mit einem leisen Lachen. »Du bist witzig und intelligent und auf grausame Art freundlich und schön, und jeder Mann, der mit dir zusammen ist, darf sich sehr, sehr glücklich schätzen.«

»Was genau willst du?«, fragte ich und sah ihn mit verengten Augen an.

»Na ja«, meinte er und stieß einen nervösen Seufzer aus. »Fangen wir damit an.« Er beugte sich vor und öffnete den Mund, als sollte ich ihm seinen Backenzahn ziehen. Ich öffnete meinen einen Spalt, und er schob seine Zunge hinein. Dann ließ ich mich küssen.

Während wir uns küssten, wanderten seine Hände meinen Rücken hinauf um meine Schultern herum und hielten an den Seiten meiner Brüste an.

»Hast du Lust, mit zu mir zu kommen?«, fragte er schlicht.

Ich fühlte mich einfach nur leer. Ich wollte mich nur noch aus meinem Leben zurückziehen, nach Montana gehen und eine neue Identität annehmen. Aber das war keine Alternative. Ich war nicht müde, aber ich konnte auch nicht wach bleiben.

»Ich wohne gleich da drüben.« Er zeigte Richtung Norden.

Ich willigte nicht ein. Ich hatte einfach nur keine Energie mehr, mich dagegen zu wehren. Er sackte mich ein, leinte unsere Hunde an und führte mich aus dem Park. Wir gingen zur Tenth Street zwischen der A und B hinauf. Es war ein schiefes, braunes Ziegelgebäude mit einem langen, polierten, zungenartigen Geländer, an dem wir einige Treppen hinaufgingen. Auf jeder Etage waren zwei Wohnungen. Er musste Anfang der Achtziger hergezogen sein, denn nur bis dahin war es möglich, sich eine Wohnung mit Blick auf den Park über eine halbe Etage zu mieten, ohne dafür ein kleines Vermögen zu zahlen. Er öffnete eine Tür im dritten Stock. Ich hatte kaum Zeit, mich umzusehen. Er schaltete das Licht an. Es schien meine Bewegungen in Zeitlupe zu verwandeln und seine zu beschleunigen. Er knöpfte meine Bluse auf, öffnete den BH und begann an meinen Nippeln zu saugen.

Obwohl ich mich zu ihm hingezogen fühlte, war ich seelisch und körperlich wie betäubt. Dennoch wünschte ich mir verzweifelt, mehr zu spüren, als er meinen Gürtel aufmachte, meine Jeans aufknöpfte und seine Hand in meine Unterhose schob.

Einen Moment später war er nackt und wir bildeten zwei Gestalten auf seiner Matratze. Er streifte sich ein Gummi über, drang in mich ein und bewegte sich erst langsam, dann schließlich schneller. Bumste, poppte, vögelte. Sah mich nicht an, küsste mich nicht, verbarg sein Gesicht in meiner Halsbeuge. Schließlich stieß er fest zu, schien sich eine Art Dämon herauszureißen und schubste ihn tief in mich hinein.

Schweißnass und erledigt rollte er sich von mir und versuchte wieder zu Atem zu kommen. Endlich hatte ich die Gelegenheit, mich in der Wohnung umzusehen. Es war eine zivilisierte East-Village-Wohnung: weiße Wände, hohe Decken, Holzböden. Drei große Fenster boten einen fantastischen Blick auf den Park. Der bedeckte Himmel hatte die Farbe von entrahmter Milch. In einem Metallrahmen über Howards Schreibtisch hing ein Foto des Misogynen Friedrich Nietzsche. An einer anderen Wand war das altbekannte *New Yorker*-Poster zu sehen, das New York City inmitten des kulturell verarmten Restes der USA zeigte. Obwohl das Bild ein Scherz sein sollte, war es in Wirklichkeit keiner. Jeder, der hier lebt, glaubt fest daran, dass die Stadt so ein heißer Scheiß ist. New York ist so cool, dass es einen einfach mitreißt. Aber die Kaiserstadt hat keine Kleider. Sie ist nur Trend, Fun und Hype ohne jegliche Substanz.

»Willst du was trinken?«, fragte er, während er sich Wasser einschenkte. Ich lehnte ab. »Wie war's mit einer Dusche?«

Das klang gut, aber als ich aufstand, fiel mein Blick auf seinen Radiowecker - es war sieben Uhr dreiundzwanzig.

»Oh, Scheiße!«, brachte ich hervor. »Primos feierliche Ascheverwehung. Ich sollte die anderen um sieben im Horseshoe treffen!«

Hektisch zogen wir uns beide an. Als ich Numb anleinen wollte, sagte Howard: »Lass ihn hier. Das ist einfacher.«

Numb und Fedora leckten sich beide gegenseitig ihre intimen Stellen, also nahm ich Howards Angebot an. Ich schnappte mir Primos Asche und wir rannten beide hinunter und die Avenue B entlang, bis wir am Horseshoe ankamen. Eine blasse Zoe saß allein im Dunkeln.

»Wo warst du?«, brüllte sie, als sie mich sah.

»Es war meine Schuld«, sagte Howard freundlicher Weise. Dann ging er zur Bar, um uns etwas zu trinken zu holen.

»Diese höllische Helga ist gerade gegangen«, sagte Zoe mit nervösem Blick auf Howard, der mit dem Barman sprach. »Oh, Gott, ihr zwei habt doch nicht etwa miteinander geschlafen, oder?«

»Das geht dich überhaupt nichts an«, erwiderte ich, während ich meine Haare ordnete und mich vergewisserte, dass ich alle Knöpfe meiner Bluse richtig zugemacht hatte.

Zoe bedachte mich mit einem angewiderten Kopfnicken und einer Grimasse, die besagte, dass der es ja nun wirklich nicht sein konnte.

»Soll sonst noch jemand kommen?«, fragte Howard, als er drei Bierkrüge vor uns abstellte.

»Ja, Lydia vielleicht«, sagte ich.

»Auf Primo.« Howard hob seinen Krug. Zoe und ich taten es ihm nach und stießen halbherzig an. Da ich von der wüsten Aktivität eben durstig war, kippte ich mein Bier in wenigen Zügen hinunter. Zoe und Howard rührten ihres kaum an. Als mir klar wurde, dass die beiden sich seit der Sache mit den zehn Dollar nicht mehr gesehen hatten, sagte ich zu Howard: »Da will sich jemand entschuldigen.«

»Falls Lydia die Nachricht bekommen hat«, sagte Zoe und ignorierte damit meine Bemerkung. »Ich glaube nicht, dass sie kommt.«

»Findest du nicht, dass du etwas zu sagen hast?«, fragte ich.

»Es gibt nichts, wofür ich mich entschuldigen müsste«, antwortete sie geradeheraus.

»Schon gut«, meinte Howard. Zoe blickte mit unverhüllter Verachtung zur Seite.

»Was hast du denn für ein Problem?«, fragte ich sie.

Sie stöhnte auf und nahm einen Schluck Bier. Ich wartete geduldig auf eine Antwort.

»Tut mir Leid, wenn ich nicht jeden deiner Freunde toll finden kann, Mary«, erwiderte sie. Mir kam langsam der Verdacht, dass sie sich für meine Abneigung Jeff gegenüber rächen wollte.

»Nein«, sagte Howard, der ins Leere blickte. »Darum geht es nicht.«

»Warum hältst du nicht einfach die Schnauze?«, fauchte Zoe. »Was willst du überhaupt hier? Du warst doch gar kein Freund von Primo.«

»Wovon redet ihr zwei eigentlich?«, fragte ich.

»Das reicht jetzt! Mir langt's!«, brüllte Howard Zoe völlig unvermittelt an. So kannte ich ihn gar nicht! »Ich hab versucht, nett zu dir zu sein, aber du hast einfach nur Schiss, ist es nicht so? Tja, nur habe *ich* nichts getan. Es ist nicht meine Schuld, also sieh zu, dass du damit klarkommst!«

»Klarkommen? Womit?«, fragte ich. Keiner von beiden antwortete.

»Wovor hast du Schiss?«, fragte ich Zoe. Sie brach in Tränen aus, sprang auf und rannte aus dem Laden.

»Was ist denn jetzt los?«, fragte ich Howard. Ich verstand gar nichts mehr.

»Mary«, begann er, »ich bin jeden Tag zur Hundewiese gegangen, ich habe Primo oft gesehen und ich wollte nicht derjenige sein, der es dir sagt, aber er hat sich mit verschiedenen Frauen getroffen.«

»Du meinst, er ist mir fremdgegangen? Ich weiß.«

»Ja. Tja, aber so habe ich auch deine Freundin zum ersten Mal gesehen. Ich dachte, sie heißt Josie.«

Ich schnappte nach Luft. Zoe hatte mit Primo geschlafen! Getreu seiner Angewohnheit hatte er hinter meinem Rücken meine beste Freundin gevögelt.

»Oh, Scheiße.« Ich stand auf. Howard ebenfalls.

»Ich wollte es dir nicht sagen, aber sie versucht augenscheinlich, ihr schlechtes Gewissen damit zu kompensieren, über mich herzufallen, und -«

»Ich möchte allein sein«, sagte ich leise. Er folgte mir aus dem Laden hinaus.

»ICH WILL VERDAMMT NOCH MAL ALLEIN SEIN!«, schrie ich, sodass er mitten in der Bewegung erstarrte. Ich rannte in den Park.

19. Kapitel

Ich brach auf einer Bank neben der Hundewiese zusammen, streckte mich auf den Holzplanken aus und blickte durch die sich im Wind wiegenden Äste in den Abendhimmel. Hier und da schlurften einige Verirrte oder Obdachlose herum. Ich hielt die Tasche mit Primo in meinen Händen. Es passte alles wunderbar zusammen. Primo war seit jeher ein Beste-Freundinnen-Ficker gewesen. Zoe war eine sexuell verunsicherte Verrückte. Sie war immer das, was ein Mann aus ihr machte. Ich konnte mir die beiden mühelos miteinander vorstellen - Yin und Yang im Psychogramm.

»Gott, sieht der Mond nicht wunderschön aus?«, sagte eine trockene männliche Stimme. Da ich annahm, dass es Howard war, starrte ich einfach weiterhin in den Himmel.

Durch die Risse in der Wolkendecke konnte ich den Halbmond sehen. Er wirkte auf mich wie ein Guillotine-Beil, das nur daraufwartete, herabzufallen. Ich spürte Tränen über meine Wangen rinnen.

»Jeden Abend bekommt er eine neue Chance, perfekt aufzugehen. Und egal, wie unfertig er gewesen ist - am Morgen dann wird er jedes Mal einfach gewaschen.« Dieser Straßenphilosoph war nicht Howard. Er war souverän und begabt, aber nicht begabt genug.

»Wenn man jung ist, hat man auch all diese Chancen. Und mit den Jahren vergibt man eine nach der anderen.«

Die Dreißig war nur noch ein paar Monate entfernt - ein Denkmal für verschenkte Chancen.

»Am Ende wird das Leben zu einer ganz besonderen Angelegenheit - und diese spiegelt genau das wider, was wir sind. Wenn ich

zurückblicke, komme ich langsam zu dem Schluss, dass der Mensch zwingend immer wieder am Boden sein muss. Wir brauchen immer einen Grund, uns selbst zu hassen, etwas, das uns das Gefühl gibt, ewig unfertig zu sein.«

»Warum? Wozu das alles?«, fragte ich aus meiner sehr persönlichen Verzweiflung heraus. Ich mochte ihn immer noch nicht ansehen.

»Weil es alles immer nur darauf hinausläuft. Man ringt um Vergebung in einer Welt, die nicht vergibt.«

Ich kaufte ihm das nicht ab, aber ich hatte keine Energie, ihm zu widersprechen. Ich nahm an, dass er die Ansage auf meinem Band gehört und sich gedacht hatte, dass ich hier sein würde.

»Als deine Mutter und ich uns kennen lernten, ging alles sehr schnell. Wir liebten uns - so einfach war das. Ich brachte ihr immer was mit, wenn wir uns trafen: Blumen, Ohrringe, Schokolade - du kannst sie fragen. Ich verdiente kein richtiges Geld. Ich hatte damals noch nicht den Job, den ich heute habe - zu der Zeit fuhr ich gerade einen Bäckerei-Laster. Aber ich liebte deine Mutter. Ich gab ihr alles, was ich geben konnte. Sie sagte mir immer wieder, dass sie ein Kind wollte, also schenkte ich ihr auch das, obwohl ich noch nicht wirklich bereit dazu war. Ich weiß nicht, ob man überhaupt bereit dazu sein kann. Ich wollte nie ein schlechter Mensch sein. Ich liebte sie wirklich.«

»Sie hat nicht viel von dir gesprochen. Sie sagte, du wärest durch fremde Betten gesprungen, hättest sie bestohlen, sitzen lassen und dich schließlich vom Acker gemacht. Dann hörte sie, dass du gestorben sein solltest.«

»Ich habe eine lange Zeit im Knast abgesessen und als ich rauskam, bekam ich als Bezahlung dafür, dass ich den Mund hielt, einen angenehmen Job angeboten.« Er machte eine Pause. »Ich habe deine Mutter nicht bestohlen. Ich habe mir das Geld an einem Dienstag geliehen und hatte vor, es am Donnerstag zurückzugeben. Aber es klappte nicht.«

»Jetzt mach aber mal 'n Punkt.« Ich setzte mich auf.

»Als ich deine Mutter verlor, verlor ich meine einzige große Liebe. Aber da warst ja noch du!«

»Warum hast du uns dann nie besucht?«

»Ich war jung. Ich dachte, ich hätte ewig Zeit. Aber nachdem ich aus dem Gefängnis kam und Jahre vergangen waren, fand ich eine neue Liebe und heiratete. Weitere Jahre vergingen. Noch eine Scheidung. Schließlich hatten sich mehrere Schichten über dem alten Leben abgelagert.«

Jedes Wort, das aus seinem Mund kam, war Pferdekacke und doch änderte das nichts an der Tatsache, dass er mein Vater war. Ich fing an zu weinen. Als ich aufstand und mich ein paar Schritte entfernte, packte er mich.

»Lass mich los!«, brüllte ich und stieß ihn weg.

»Bitte! Du bist meine Tochter!«, flehte er, ohne mich loszulassen.

Ich holte mit der schweren Tasche aus und traf ihn an seinem perfekt frisierten Kopf. Weder ließ er mich los, noch wehrte er sich. Er sank auf die Knie und hielt mich am Gürtel meiner Hose fest. Wieder schlug ich mit aller Kraft zu und dann tat ich es noch einmal. Er plumpste zu Boden und blieb reglos liegen.

Ich verharrte bewegungslos.

»Lady, Sie verschwinden besser von hier oder Sie kriegen mächtig Ärger!«, sprach irgendein Latino mich an und holte mich dadurch aus meiner Erstarrung.

Ich versuchte die Blutung zu stoppen, bis eine Polizistin auf einem Roller heranknatterte. Sie musterte mich, die ich über und über mit Blut bespritzt war, und schließlich Joey, der stöhnend auf dem Boden lag. Dann fühlte sie seinen Puls, sprach etwas in ihr Funkgerät und fragte mich, was passiert sei.

»Ich habe ihn niedergeschlagen.« Ich deutete auf den Karton, in dem sich das Glas mit Primos Asche befand.

Die Polizistin befahl mir, mich zum Gitter umzudrehen und die Stäbe zu packen. Sie tastete mich nach Waffen ab und legte mir Handschellen an. Angezogen von dem roten flackernden Licht ihres motorisierten Dreirads, bildete sich langsam eine Menschenmenge. In der Ferne waren Sirenen zu hören und einen Moment später trafen ein Krankenwagen und ein Polizeiwagen ein. Mit einem zweiten Cop als Zeuge, fragte die Frau noch einmal, was passiert sei.

»Er hat mich verfolgt«, sagte ich, was zumindest halb stimmte.

»Hat er Sie angegriffen?«

»Ja«, erwiderte ich.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte die Polizistin und deutete auf die zerrissene Tasche, in der sich Primos Überreste befanden.

»Mein Ex-Freund. Ich wollte ihn gerade verstreuen.«

»Wie ist er gestorben?«, fragte die andere Polizistin und zückte das kleine Notizbuch. Ich sagte ihr, dass ich es nicht wisse, ihn aber nicht umgebracht hätte.

Joey - oder Rudy, wie mein Vater eigentlich hieß - hatte eine Schädelfraktur. Sie luden ihn in den Krankenwagen und fuhren weg. Ich wurde ins Neunte Revier gebracht, wo man mir in der nächsten Stunde Fingerabdrücke abnahm, mich fotografierte und zweimal befragte. Ich sagte beide Male, ich hätte geglaubt, dass er mich hatte angreifen wollen.

»Wie war Ihre Beziehung zu dem Opfer?«, fragte ein frischer, neuer Cop.

»Er ist mein Vater, aber ich habe ihn seit über zwanzig Jahren nicht mehr gesehen.«

Man steckte mich in eine kleine Zelle, in der schon eine Frau saß, die man wegen Dealens auf der Ninth Street festgenommen hatte. Nach ein paar Stunden, etwa gegen drei Uhr morgens, fesselte man uns mit Handschellen zusammen und fuhr uns downtown.

Ich rief meine Mutter aus dem Gefängnis an und teilte ihr die gute Nachricht mit: Rudy, ihr Ex-Mann, von dem sie seit Jahrzehnten getrennt lebte, hatte sich in der Tarnung des armen, verstorbenen Joey Lucas in mein Leben zurückgeschlichen. Nachdem ich das entdeckt hatte, hatte ich ihn mit Primos Überresten niedergeknüppelt. Da war Primo tatsächlich doch noch zu etwas gut gewesen. Der Staatsanwalt erhob Anklage wegen Körperverletzung gegen mich. Ein Prozess, Gefängnis, das ganze Prozedere stand mir in Aussicht.

»Wow«, sagte sie leise in ihrem für sie typischen minimalistischen Stil. Nun hatte sie etwas Neues, womit sie mir ein beschissenes Gefühl geben konnte.

Man brachte mich in die Center Street, wo man mir einen Verhandlungstermin und einen Empfangsschein gab. Dann bekam ich meine Schlüssel und mein Geld - ganze fünf Dollar - zurück und wurde auf freien Fuß gesetzt.

Das Erste, was ich tat, als ich wieder in meinem Viertel ankam, war, bei Howard zu klingeln. Er ließ mich hinaufkommen.

»Alles okay?«, fragte er. »Ich hab die ganze Nacht versucht, dich anzurufen.«

»Ja, ich musste nur eine Weile allein sein.«

»Willst du frühstücken gehen und darüber reden?«

»Eigentlich nicht«, antwortete ich, leicht frustriert über die Tatsache, dass er mir Beistand anbot, wenn ich ihn nicht nötig hatte, aber nicht greifbar war, wenn ich ihn brauchte.

Mit Numb zu Hause angekommen, hörte ich mir im Schnelldurchlauf die Nachrichten von Howard an. Er entschuldigte sich mir von Zoe erzählt zu haben, und fragte mich, wann ich Numb abholen wollte.

Nach dieser beschissenen Nacht in der Zelle lag ich im Bett und starrte an die Decke. Am Mittag schaltete ich den Fernseher ein, um Nachrichten zu sehen. Zu meinem Entsetzen sah ich, wie irgendeine aufdringliche Reporterin die pikante Tatsache, dass Primos Asche als Waffe verwendet worden war, ausschaltete. Sie hatte Primos leicht senile Mutter June aufgespürt und fragte sie nun, was sie davon hielt, dass man die Überreste ihres Sohnes für einen tötlichen Angriff benutzt hatte.

»Wovon reden Sie?«, fragte sie. Sie saß zusammengesackt in ihrem Rollstuhl, der im Eingang ihres Hauses in Fiatbush geparkt war.

»Man hat mit der Asche Ihres Sohnes einen Mann niedergeschlagen.«

»Oh, na ja, so was soll vorkommen«, erwiderte sie beinahe gelangweilt.

»Regt Sie das nicht auf?«, hakte die Reporterin nach. Man sah ihr an, dass Junes stoische Haltung sie frustrierte.

»Das Malio Bestattungsinstitut hat mir die falsche Asche ausgehändigt und ich habe sie Lucretia gegeben«, erzählte sie, was immerhin teilweise der Wahrheit entsprach.

»Wissen Sie, warum die Asche als Mordwaffe benutzt worden ist?«

»Oh, mein Gott, nein!«, rief sie aus. Offenbar hatte sie erst jetzt verstanden, worum es ging.

»Kennen Sie eine Mary Bellanova?«

»Von der habe ich noch nie gehört!«

Um fünf Uhr lief die Geschichte auch auf anderen Sendern. Einer brachte eine Nebenstory: »Wie wir erfahren haben, leistete sich Mary Bellanova, die Frau aus dem East Village, die ihren Vater mit der Urne ihres verstorbenen Freundes attackiert hat, zuerst einen ? grausamen Streich. Das Bestattungsinstitut hatte ihr versehentlich die falschen Überreste gegeben und als der Fehler bemerkt wurde, verlangte eine Witwe aus Syosset die Asche ihres Mannes zurück. Doch was sie erhielt, war etwas ganz anderes.«

Die Kamera zeigte die Geschädigte: »Dieses Mädchen hat meinem Sohn ein Glas Hundedreck gegeben und behauptet, dass es mein Edgar sei.«

Ich rief augenblicklich die Auskunft in Long Island an und ließ mir die Nummer der Witwe geben. Dann rief ich sie zu Hause an.

»Hier spricht Mary Bellanova«, begann ich. »Ich möchte mich für das, was ich getan habe, entschuldigen.«

»Sie haben vielleicht Nerven, junge Dame!«

»Ich will nur, dass Sie wissen, dass es kein Streich war, den ich Ihnen gespielt habe.«

»Ach, nicht?«

»Ich habe die Asche Ihres Mannes auf der Hundewiese im Tompkins Square Park verstreut, weil ich dachte, dass es sich um die meines Freundes handelte. Und das habe ich Ihnen zurückgegeben -Erde von der Hundewiese.«

»Warum in Gottes Namen haben Sie mir das nicht einfach gesagt?«

»Das wollte ich ja, aber Primos Mutter hat verlangt, dass ich die Asche zurückhole. Sie hatte Angst, Sie würden Primos Asche nicht herausgeben, wenn Sie nicht die Ihres Mannes bekämen.«

»Das ist doch kindisch.«

»Da haben Sie Recht, aber so war es eben und ich möchte, dass Sie es wissen. Es tut mir wirklich Leid, was passiert ist, aber ich hatte ein

schlechtes Gewissen und tat deswegen, was man von mir verlangt hat.«

Ich hörte, wie die Witwe traurig seufzte. »Edgar wollte immer an einem weiten, offenen Ort verstreut werden.«

»Also, ich möchte bestimmt nicht gefühllos klingen, aber man kann es weit schlechter treffen«, sagte ich aufrichtig und erklärte ihr, dass Tompkins Square den größten Auslauf für Hunde in der ganzen Stadt hatte. Ich fügte der Vollständigkeit halber hinzu, dass die Wiese dort noch größer war als die am Madison und Washington Square, ja sogar größer als der Auslauf hinter dem Natural History Museum und dem im Riverside Park.

»Edgar hat Hunde immer gemocht«, sagte sie.

»Sie sind viel besser als Menschen«, antwortete ich. »Sie lieben einen vorbehaltlos und verzeihen alles, egal, ob man sie vernachlässigt oder schlecht behandelt.«

»Wenn ich bei ihm sein will, werde ich meine Asche dann wohl einfach auch dort verstreuen lassen«, schloss sie gutmütig.

Etwa eine Stunde später rief Zoe an und sprach aufs Band. Sie brach in Tränen aus und versicherte mir, wie Leid es ihr täte, dass ich verhaftet worden sei. Sie setzte hinzu, dass ich die beste Freundin auf der Welt sei, und bot mir an, auf Numb aufzupassen, falls ich in den Knast müsste. Obwohl ich es eigentlich nicht beabsichtigt hatte, nahm ich ab und sagte ihr, dass Numb es bei Fedora und Howard besser haben würde.

»Kann ich denn sonst irgendwas tun?«, fragte sie, um Vergebung bettelnd. Ich verlangte, *alles* zu erfahren. Sie erzählte mir, dass sie von Primo zugeschwallt worden wäre, wann immer sie bei mir angerufen hätte. Dass er immer gesagt hätte, er würde sich viel mehr für sie als für mich interessieren. An einem Wochenende, als ich bei meiner Mutter auf Long Island war, trafen sie sich im Club. Sie redeten, tanzten, betranken sich, gingen zu mir nach Hause und poppten. Als sie an die schmutzigen Stellen kam, blubberten die Tränen nur so aus ihr heraus.

»Ich dachte, du würdest ihn unattraktiv finden«, sagte ich verdattert. »Ich meine, du hattest doch deine Chance.«

»Was soll ich sagen?«, schluchzte sie. »Er hat mir so geschmeichelt und ich konnte ihm irgendwie nicht entkommen. Und... und ich glaube, ich

dachte, dass er wohl doch nicht so schlecht sein konnte, weil du ihn gewollt hast.«

»Also war es bloß ein einmaliger Ausrutscher?«, fragte ich hoffnungsvoll. Natürlich hatte ich kein solches Glück. Sie hatten sich zwei-, dreimal die Woche getroffen, meistens bei ihr, manchmal in meiner Wohnung. Monatelang war es so gegangen. Sie musste ziemlich tollen Sex gehabt haben, denn sie heulte gepeinigt.

»Mary, da ist noch was und es ist so furchtbar schwer, dir das zu sagen.« Sie verstummte. Ich konnte mir nicht vorstellen, was sie meinte. »Ich war bei ihm, als er starb.«

»Was?«

»Wir taten es gerade, als...« Ihre Stimme versagte.

»Was?!«

»Ich war diejenige, die ihn umgebracht hat«, brach es plötzlich aus ihr heraus. »Ich habe alles versucht, um ihn wieder zu beleben. Herzmassage, Beatmen. Und als ich erkannt habe, dass er tot war, habe ich ihn sauber gemacht und bin gegangen. Ich wollte doch nicht, dass du erfährst, was passiert war.«

Ich legte auf. Dieses verdammte Weib - ich wollte nie wieder daran erinnert werden, dass es sie gab. Ich war mir nicht sicher, welche Macht Primo gehabt hatte oder welche Neurose Zoe dazu gebracht hatte, mich so zu verraten, aber es war unverzeihlich.

Also hatte Primo etwas mit John Garfield, Errol Flynn und Nelson Rockefeller gemeinsam - sie alle waren vermeintlich glücklich gestorben. Als ich später den Totenschein sah, konnte ich es schwarz auf weiß lesen: »Exzessiver Viagra-Missbrauch«. Im East Village, dem schmutzigen, verwahrlosten Jungbrunnen, war es unmöglich, in Würde zu altern.

Im Laufe der Nacht sammelte sich auf meinem Anrufbeantworter ein bunter Strauß von Leuten, mit denen ich seit Jahren nichts mehr zu tun gehabt hatte. Howard, der inzwischen auch von meiner Verhaftung erfahren hatte, rief ebenfalls wieder an. Dieses Mal klang er sogar noch zerknirschter und reuiger. Er wollte wissen, ob es denn *irgendetwas* gäbe, was er tun könnte. Ich nahm den Hörer nicht ab.

Der letzte Anruf in dieser Nacht kam von Sue Wott.

»Ich habe aus den Nachrichten erfahren, was passiert ist, und ich wollte dir sagen, dass es mir Leid tut«, sagte sie widerstrebend.

Da ich das Gefühl hatte, ihr Unrecht getan zu haben, nahm ich ab.

»Danke für deinen Anruf.«

»Alles in Ordnung?«

»Mehr oder weniger«, gab ich zurück und fügte hinzu: »Ich habe gerade erfahren, dass Primo mir mit meiner besten Freundin fremdgegangen ist.«

»Das hätte ich dir sagen können, bevor ich dich kennen gelernt habe«, sagte sie.

»Es müsste eine Bezeichnung dafür geben - bestefreundinophil oder so was. Er muss durch den Betrug irgendwie stimuliert worden sein, vielleicht dadurch, dass er das Gefühl hatte, ungestraft etwas Verbotenes zu tun - quasi hinter Mamis Rücken.«

»Ich glaube, die Hälfte der Mädels, mit denen er was gehabt hat, wusste noch nicht mal, dass er mit einer anderen zusammen war«, meinte sie, was seltsamerweise Primos Schuld für mich verringerte.

»Ich bin wirklich nicht wegen Primo in deine Band gekommen«, versicherte ich, die Gelegenheit nutzend.

»Ach, und warum dann?«, fuhr sie mich an.

»Weißt du, ich gebe ja zu, dass ich zum Vorspielen gekommen bin, weil ich neugierig war. Aber ich habe mich bestimmt nicht wegen diesem Flachwischer bei jeder Probe von dir fertig machen lassen.«

»Warum dann?«, fragte sie wieder, diesmal ruhiger.

»Wahrscheinlich, weil es mir Hoffnung gemacht hat. Ich hatte plötzlich das Gefühl, dass ich etwas tat, was vielleicht zu irgendwas Größerem führte. Mir hat es einfach Spaß gemacht.«

»Na ja, es ist jetzt sowieso egal«, sagte sie nach einer langen Pause.

»Wieso?«

»An meiner Tür klebt die Ankündigung der Zwangsräumung in zweiundsiebzig Stunden.«

»Der Richter hat nicht zu deinen Gunsten entschieden?«

»Nein. Ich wusste ja, dass es so kommen würde«, sagte sie.

»Normalerweise wäre es nicht so schlimm, aber ich hasse es, dass mein Sohn darunter leiden muss. Außerdem verliere ich meinen kostenlosen alkoholkranken Babysitter.«

»Was wird sie machen?«

»Jane zieht zurück zu ihrer Familie in Fort Lee.« Sue hielt einen Moment inne und setzte dann murmelnd hinzu: »Dreiundvierzig Jahre alt und sie zieht wieder bei ihren Eltern ein.«

»Ich habe übrigens ein Zimmer frei«, hörte ich mich sagen.

»Du?« Nicht einmal sie konnte glauben, dass ich das gesagt hatte.

»Ja. Meine Mitbewohnerin ist gerade ausgezogen.«

»Ist das ein Angebot?« In dieser Stadt eine Wohnung zu finden, und sei es nur eine Mitwohngelegenheit, war ein kleines Wunder.

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Ich habe momentan keinen Job. Ich kann nicht mal meine Hälfte zahlen und vielleicht muss ich in den Knast.«

»Tja«, erwiderte sie hoffnungsvoll. »Wenn du auf Bewährung laufen gelassen wirst, kann ich dir einen Job besorgen.«

»Was denn für einen?«

»Er ist gut bezahlt«, antwortete sie, ohne auf meine Frage einzugehen. Für einen kurzen Moment hatte ich den Verdacht, sie würde Strippen oder Telefonsex vorschlagen. »Es geht um Webdesign.«

»Wow«, machte ich. »Aber ich habe gar keine Ahnung davon.«

»Das kann ich dir beibringen. Mit ein bisschen Menschenverstand ist es gar nicht so schwer und du kannst dir deine Zeit frei einteilen.«

»Na ja, ich mache mir lieber keine großen Hoffnungen. Vielleicht muss ich ja doch ins Gefängnis.«

»Wenn du in den Knast musst«, sagte sie, »versorge ich deine Wohnung, bis du wieder rauskommst.« Sie kicherte darüber und ich fiel ein. Dann fügte sie hinzu: »Weißt du, ich bin vermutlich nicht der umgänglichsste Mensch.«

»Macht nichts, ich schon«, witzelte ich.

»Wann stehst du morgens immer auf?«, fragte sie.

»Um neun, wenn ich arbeite, sonst um elf.«

»Ich stehe nicht vor Mittag auf«, antwortete sie. »Wir werden keine Probleme kriegen.«

Wir einigten uns darauf, dass sie morgen vorbeikommen und sich die Wohnung ansehen würde. Ich verbrachte den Abend mit dem Versuch, meine Angst durch Fernsehen zu bekämpfen, aber was kam, war so dumpf, dass ich den Ton abschalten musste. Meine müden Augen konnten das Flimmern nicht mehr ertragen, also drehte ich auch die

Helligkeit herunter. Es war amüsant zu sehen, wie viele Serien von New Yorker Locations Gebrauch machten, obwohl sie in Studios in Los Angeles gedreht worden waren. Nur Krimiserien machten sich die Mühe, ganze Szenen in den Straßen von New York zu drehen. Andererseits war das ein heuchlerischer Gedanke, denn ich hasse es normalerweise, wegen Dreharbeiten Umwege gehen zu müssen. Ich wollte zwar, dass in New York gefilmt wurde, aber ohne dass man dadurch belästigt wurde.

Gegen ein Uhr nachts hatte ich den Bildschirm beinahe ganz verdunkelt. Die deprimierenden Ereignisse des Tages manifestierten sich in einem freien Fall. Als ob mein Telefon mich verstehen würde, begann es zu klingeln. Zum ersten Mal seit langer Zeit nahm ich ab, ohne vorher zu hören, wer mich sprechen wollte.

»Mary, ist alles okay?« Es war Howard.

»Es war nicht gerade mein bester Tag.«

»Weißt du noch, was ich dir gesagt habe?«

»Erinnere mich dran«, sagte ich, ohne meine Ungeduld zu verbergen.

»Ich wünschte, ich könnte bei dir sein«, sagte er und zog sich hinter sein Schweigen zurück.

»Tja, und warum bist du dann nicht hier?«, fragte ich. Zehn Minuten später war er es. Wir taten eigentlich nicht viel mehr, als uns in den Armen zu halten und zu küssen, aber das konnte er gut. Irgendwann schliefen wir ein.

Howard und ich gingen frühstücken, dann unternahm er seinen langen Marsch uptown, um sich ein frisches Bündel Manuskripte zum Begutachten abzuholen.

Er schauderte. »Gartenbücher.«

Eine halbe Stunde später kam Sue Wott mit ihrem Sohn und inspizierte das leere Zimmer.

»Das ist ja doppelt so groß wie das, was wir jetzt bewohnen«, sagte sie munter an ihren Sohn gewandt, als ob der Umzug allein ihre Entscheidung gewesen wäre.

»Die Wohnung ist doof«, bemerkte der Junge schmollend, wie Kinder es gerne tun. Dann folgte er Numb in mein Zimmer.

Sue drehte sich zu mir um. »Jetzt brauche ich nur noch Leute, die mir beim Umzug helfen.«

Ich bot es ihr nicht an, aber sie hatte keine Hemmungen zu fragen. »Du könntest mir nicht zufällig helfen, oder? Ich werde den ganzen Tag packen, also sollte ich gegen fünf fertig sein.«

»Ich bin nicht gut im Umziehen«, sagte ich taktvoll. »Kannst du nicht Norma fragen?«

»Oh, sie ist sowieso dabei, aber Marilyn ist nicht in der Stadt.« Sie senkte die Stimme, damit der Junge nichts mitbekam. »Morgen früh wird zwangsgeräumt.« Ein kurzes Schweigen entstand. Dann kehrte der Junge mit dem Hund zurück.

»Okay«, sagte ich. Aber ich musste noch die eine Frage stellen, die sich wie ein Pfeil in mein Hirn gebohrt hatte. »Du hast gesagt, du würdest Primo nicht verübeln, dass er dich mit einem Kind sitzen gelassen hat. Wieso nicht?«

»Weil es alles meine Idee gewesen war. Er hat mir von vornherein gesagt, dass er kein Kind wollte, weil er es sich weder leisten noch etwas damit anfangen konnte. Und eigentlich hat er mir damit einen großen Gefallen getan. Er bat mich, seine Gemälde unter meinen Namen zu verkaufen, weil er wusste, dass ein Sammler dann mehr dafür bezahlen würde, und gab mir die Hälfte des Geldes.«

»Nur die Hälfte?«

»Primo hat nie alles gegeben. Aber es war genug. Das Geld reichte für das, was ich für die Geburt brauchte.« Sie blickte auf und lächelte. »All das geschah lange, nachdem wir uns getrennt hatten. Wir haben das Kind ja auch erst nach der Trennung gezeugt.«

»Du meinst, du hast dich von ihm schwängern lassen, nachdem er dich mit all diesen Frauen betrogen hat?«

»Dafür gibt es zwei Gründe, die eigentlich ein und derselbe sind. Er ist der Einzige, den ich je geliebt habe, und der Einzige, mit dem ich je geschlafen habe.«

Ich starrte sie ungläubig an. Was sollte ich darauf sagen? Sie dankte mir für meine Hilfe und sagte, dass wir uns heute Abend bei ihr treffen sollten. Um es mir einfacher zu machen, rief ich Zoe auf der Arbeit an. Ich wollte ihr schlechtes Gewissen ausnutzen und sie zum Schuft

überreden. Sie willigte ein, ebenfalls zu Sues Wohnung zu kommen. Howard war nicht erreichbar, aber es klopfte in der Leitung, während ich es bei ihm klingeln ließ. Es war Helga.

»Ich habe aus den Nachrichten erfahren, was passiert ist. Tut mir Leid, dass ich nicht geblieben bin.« Sie war vor der geplanten Ascheausstreuung gekommen und wieder gegangen.

»Sie könnten mir nicht vielleicht helfen?«, fragte ich.

»Brauchen Sie ein Alibi?«

»Nein, eher einen Lastwagen.«

»Einen Lastwagen?«

»Ja, um fünf heute Nachmittag.«

»Wofür, um alles in der Welt?«

»Für Sue Wott. Sie muss aus ihrer Wohnung raus.«

»Gott, ich hoffe, die Alte hat richtig Probleme.«

»Das hat sie, aber Sie sollten ihr nicht die Schuld dafür geben, dass Primo ein Arschloch war. Sie ist genau wie Sie und ich und alle anderen betrogen worden und sie hat ein Kind, das nichts dafür kann.«

»Hören Sie, es gibt Menschen, die verzeihen können, und andere, die es nicht können. Ich wünschte, ich könnte ihr vergeben, aber so bin ich einfach nicht veranlagt«, sagte sie.

»Wieso können Sie Primo verzeihen, ihr aber nicht?«

»Weil Primo eben Primo war.«

»Und sie ist eben nur sie selbst!«

Ohne etwas dagegen sagen zu können, wünschte Helga mir noch ein schönes Leben.

Anschließend stellte sich heraus, dass das Mädchen namens Pearl mit dem Van Sues Sachen am Abend transportieren würde.

Kurz darauf rief Ma an, um mir zu sagen, dass sie um zwei einen Termin mit einem guten, aber preiswerten Anwalt haben würde. In den vergangenen Jahren hätte er sechs Fälle gewonnen und nur zwei verloren. Ich versuchte, mich zu beschäftigen, um die Angst zurückzudrängen, aber es half nicht viel.

Gegen eins war ich gerade dabei, mich fertig zu machen, um hinauszugehen, als der Detective, der meinen Fall bearbeitet hatte, anrief. Etwas gestelzt sagte er: »Vielen Dank für Ihre Hilfe in der betreffenden

Ermittlung. Es tut uns Leid, wenn wir Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet haben. Gegen Sie wird keine Anklage erhoben.«

»Wieso denn nicht?«, fragte ich leicht misstrauisch, bevor mir ein gigantischer Stein vom Herzen fiel.

»Wäre es Ihnen lieber, wenn man Sie anklagen würde?«, fragte er, vielleicht im Scherz.

»Nein, sicher nicht. Danke. Tschüss.« Ich legte auf.

Ich rief Ma an und teilte ihr die gute Nachricht mit.

»Du machst Witze«, sagte sie. Sie hatte sich gerade angezogen und wollte nun zur Bahn gehen.

»Ich habe eben den Anruf bekommen.«

»Aber ich habe doch schon die ganzen Anwälte angerufen und wegen eines Kredits nachgefragt und alles.« Sie verstummte und dann hörte ich etwas, was ich, soweit ich mich erinnern konnte, noch nie von meiner Mutter gehört hatte: Sie weinte.

»Mom, es ist alles okay«, sagte ich sanft.

»Ich weiß«, antwortete sie. »Ich bin nur... diese ganze Geschichte, weißt du. Ich habe mir solche Sorgen gemacht. Ich meine, ich hätte alles gegeben, um dich da rauszuholen, und...«

»Ich weiß.«

»Und dein Vater war so ein Scheißkerl und dass er sich einfach wieder in unser Leben einmischt...« Tränen quollen aus meinen Augen und je mehr ich mich anstrengte, sie zurückzuhalten, desto schneller flossen sie.

»Danke für deine Hilfe«, schluchzte ich. »Du weißt, was ich für dich empfinde, Ma.«

»Sieh bloß zu, dass es Liebe ist«, fuhr sie mich an.

»Sonst kommst du sofort her und prügelst den ganzen Mist aus mir raus.«

Wir beide lachten und ich versprach, am Wochenende nach Hause zu kommen, damit wir uns auf unsere vertraute Art und Weise streiten konnten.

Es war ein warmer, sonniger Nachmittag und ich war unendlich dankbar, dass ich einfach nur mit meinem Hund im Park sitzen und meinen Becher Kaffee trinken konnte. Obwohl der dreißigste Geburtstag näher rückte, gab mir allein der Gedanke, nun doch nicht

ins Gefängnis zu müssen, das Gefühl, ich könnte meine Zeit als Töchter noch einmal von vorne erleben.

Als ich Numb endlich wieder nach Hause brachte, fand ich eine Nachricht auf meinem Band. Sie stammte von dem Mann, den ich bislang als Joey gekannt hatte: »Mary, man hat von mir verlangt, dass ich gegen dich Anzeige erstatte. Das konnte ich natürlich nicht. Ich habe ihnen gesagt, dass ich dich angegriffen habe und du dich nur verteidigen wolltest. Ich habe mir gedacht, dass man gegen mich keine Anzeige erstatten würde, da ich schließlich derjenige bin, der just mit verbundenem Schädel aus dem Krankenhaus gekommen ist. Hör mal, ich weiß, dass ich dir hätte sagen müssen, wer ich wirklich bin. Aber ich hätte nie geglaubt, dass sich die Dinge so entwickeln würden. Ich habe ja damals nicht mal erwartet, dass du auf meine Mail antworten würdest - oder dass du auch wirklich du warst! Nachdem ich dich dann getroffen habe, habe ich dich weiterhin angerufen, weil ich dir sofort verfallen war. Es war so schön, dich kennen zu lernen... Mary, ich liebe dich. Aber ich denke, wenn Liebe überhaupt eine Bedeutung hat, dann die, dass man die Wünsche des anderen respektiert, selbst wenn das heißt, dass man die betreffende Person nicht mehr sehen darf. Ich bin in einer Welt aufgewachsen, in der ein Mann sich alles nahm, womit er ungestraft davonkommen konnte. Manche Menschen entwickeln später als andere ein Gewissen. Wie auch immer - du sollst wissen, dass dich zu verlieren - eine Familie zu verlieren - der schlimmste Schlag ist, den ich je habe einstecken müssen, und wenn du jemals irgendwas brauchst - Geld, Unterstützung oder einen Rat -, dann kriegst du es. Du hast einen Vater, der dich nicht nur liebt, sondern der auch noch mächtig stolz auf dich ist. Weißt du, ich habe immer gedacht, ich könnte nichts hervorbringen, was besser ist als ich - aber du bist es.«

Warum konnte ich nicht ganz normale Eltern wie jeder andere auch haben?

Als ich mich endlich wieder etwas gefasst hatte, erkannte ich, dass ich den Mistkerl irgendwann, wenn ein paar Wochen vergangen waren, anrufen würde. Ich würde ihn total niedermachen und mich dann wieder mit ihm vertragen müssen, denn genau das war es, woraus das Leben bestand - Pack schlägt sich und Pack verträgt sich.

Es war Viertel nach fünf, als ich bei Sue Wott eintraf.

»Wahrscheinlich kann ich dich diesmal deswegen nicht anschreien«, sagte sie, während ich schnaufend ihre Wohnung betrat. »Aber wenn du in Zukunft so spät zu den Proben kommst, dann wirst du dich schon umgucken.« Womit sie mir auf ihre unfreundliche Art mitteilte, dass die Band mich wieder aufnehmen würde.

Zoe, Norma, Sue und ich schleppten ihr Zeug die Treppe hinunter und schoben es hinten in den Van. Während wir abwechselnd hinaufgingen und Sachen hinunterholten oder schwere Möbel zu zweit trugen, kam ich auf den Gedanken, dass unsere Story alles in allem eine verdammt gute Episode *der Jerry Springer Show* abgegeben hätte. Primo war eine Phase gewesen, die wir alle durchlebt hatten, und alle waren wir in dieser Phase entweder völlig fertig oder zu jung gewesen, um es besser zu wissen.

Sues besoffene Mitbewohnerin saß auf ihrem Sofa, trank aus einer Flasche Chardonnay und sah schweigend zu, wie wir Sues Sachen aus der Wohnung brachten. Obwohl sie morgen vor die Tür gesetzt werden würde, rührte sie keinen Finger, um selbst einzupacken, als wollte sie mit ihrem Schiff untergehen. Sie war reif für einen Typ wie Primo.

Wir vier arbeiteten gut zusammen und schließlich hatten wir alles im Van, fuhren zu mir und schleppten alles wieder hinauf- und für das alles brauchten wir nicht einmal drei Stunden. Danach gingen Dank wir um die Ecke Sushi essen. An diesem Abend war es eine echte Freude, mit Sue zusammen zu sein. Jeder von uns war aus unterschiedlichen Gründen zutiefst erleichtert. Zoe war geistreich, Norma hellwach. Wir hatten viel Spaß zusammen und saßen stundenlang da, redeten, tranken und lachten. Erstaunlicherweise fiel der Name Primo kein einziges Mal.

Danksagung

Tom Burke

Joe Druffel (in memoriam)

Greer Kessel Hendricks

Sasha Kahn

Ronnie Kahn

Laura Kahn

Kate Lewis-Christensen John Lewis Suzanne O'Neill John Talbot

Peter Traberman

Übersetzung einiger amerikanischer Begriffe, Songtitel und Bandnamen

Seite 29: Crapped Out Cowgirls - Völlig erledigte Cowgirls (oder Cowgirls, die sich vor irgendwas gedrückt haben)

Seite 80: »I wondered could he... get a woody?« - Steht er oder steht er nicht?

Seite 81: The Fuck Yous - versteht sich von selbst, oder?

dieselbe: Spontaneous Inventions - Spontane Erfindungen

Seite 91: Infant Mortality - Kindersterblichkeit

dieselbe: »Do or Di« - Verballhornung von »Do or Die«

Seite 98: »Don't jerk offbeforehand. Then go limp and blame me...« -
Erst holst du dir vorher einen runter, dann kriegst du keinen mehr hoch und gibst mir die Schuld...

dieselbe: The Beautiful and the Crazy - Die Schöne und die Irre

Seite 99: »Colder than a Witches Tit« - Kälter als 'ne Hexentitte

dieselbe: »Poontang You« - Muss ich leider passen. Ist aber interessant, was für Seiten aufgerufen werden, wenn man im Internet nach dem Wort sucht.

dieselbe: »The Ache« - Schmerz oder Sehnsucht

Seite 100: Purple Hooded Yogurt Squirter - Kleine Scheißer mit lila Kapuze

Seite 124: »I'm with Stupid« - Ich bin mit einem Blödmann unterwegs

Seite 129: kinky - spleenig, abartig, pervers

Seite 145: moronic - schwachsinnig

Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Nersesian, Arthur

Hundewiese : MTV-Buch/Arthur Nersesian.

Aus dem Amerikan. von Kerstin Winter. -1. Aufl. - Köln : vgs, 2001

ISBN 3-8025-2821-2

Titel der amerikanischen Originalausgabe: dogrun

Original English language edition

© Copyright 2000 by Arthur Nersesian.

MTV Music Television and all related titles, logos and characters
are trademarks of MTV Networks, a division of Viacom International Inc.

All rights reserved, including the right to reproduce this book
or portions thereof in any form whatsoever.

This edition is published by arrangement with the original publisher,
Pocket Books, New York.

© 2001 MTV Networks Europe. All rights reserved.

1. Auflage 2001

© der deutschsprachigen Ausgabe:

Egmont vgs Verlagsgesellschaft, Köln

Lektorat: Verena Ludorff

Produktion: Annette Hillig

Umschlaggestaltung: Sens, Köln

Titelfoto: Gettyone Stone/Gerhilde Skoberne

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 3-8025-2821-2

Besuchen Sie unsere Homepages im WWW:

www.vgs.de

www.mtvhome.de